Geschichte
der
Meinungen
älterer und neuerer Völker,
im Stande der Roheit und Cultur, von Gott, Religion, und Priesterthum,

von

Johann Gottlieb Lindemann,
der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen Ehrenmitglied.

Vierter Theil.

Αθανατες μεν πρωτα Θεες, νομῳ ὡς διακειται,
Τιμα . — —

Pythagoras.

Stendal,
bey Franzen und Grosse. 1787.

Vorrede.

So nahe ich auch anfangs das Ziel hielt, das ich mir vorgesetzt hatte, so entfernt fühlte ich mich bald nachher, weil das Feld zu weit, und der Weg zu ungebahnt war. Etwas langsamere Schritte schienen mir nothwendig, weil man bey zu schnellem Lauf leicht einige Gegenstände übersieht, die doch im Ganzen wichtig sind. Ich

fahre daher in diesem Theile fort, die Religionsgeschichte der noch übrigen Asiatischen und Afrikanischen Völker zu liefern.

Nach meinem ersten Plan war ich nicht willens, auch über die christliche Religion mich zu verbreiten; allein die Aufforderung dazu in der allgemeinen deutschen Bibliothek im zweyten Stück des 58. Bandes S. 383. machte mich dreist genug, auch vom Christenthum etwas zu sagen. Ich suche diese Religion auf eben die Art historisch zu behandeln, wie die übrigen, und sie sowol als ihren Stifter mit den alten Religionen und ihren Stiftern zu vergleichen, und die Vorzüge ihrer Moral gegen die Moral andrer Völker zu zeigen.

Sodann komme ich auf einzelne Dogmen; ich suche nemlich die Begriffe alter und wilder Völker von der Entstehung der

Erde und des Menschen, von der Vorsehung, und dem Ursprung des Uebels aufzusammlen und zu entwickeln, wovon ich schon einige Materien im ersten Theile bearbeitet habe, und wozu diese Abhandlungen als Beyträge anzusehn, und damit zu verbinden sind. Leicht werde ich deswegen Verzeihung erhalten, weil es schwer ist, ein so weitläuftiges Fach auf einmal zu übersehen.

Der fünfte Theil wird von den Begriffen von Seele, ihrer Fortdauer und Aufhören nach dem Tode und der Seelenwanderung handeln: hierauf gehe ich zu den religieusen Gebräuchen über, wovon ich zwey wichtige, nemlich die Heyraths- und Begräbnißgebräuche der alten Nationen und der jetzigen wilden Völker aushebe; hiedurch hoffe ich meinen Lesern eine eben so angeneh-

me als unterhaltende Lectüre zu verschaffen. Denn wen sollten dergleichen wichtige Gebräuche nicht interessiren, die ihn mit den Sitten und der so sehr verschiednen Denkungsart so vieler Völker bekannt machen, die aber auch zugleich mit den Religionsideen eines jeden Volks aufs genaueste zusammenhängen? Keiner, hoffe ich, soll hiebey über Länge des Buchs zu klagen haben.

Inhalt des vierten Theils.

Dritter Abschnitt.

Religionsgeschichte asiatischer Völker.

XIII. Religionsgeschichte der Lamas. Seite 1

Religionsgeschichte afrikanischer Völker.

Einleitung hiezu. . . 43

XIV. Religionsgeschichte der Schwarzen auf der Goldküste. . . 47

Von den Priestern auf der Goldküste. 65

XV. Religionsgeschichte in Kongo, Angola und Benguela. . . 69

XVI. Religionsgeschichte der Schwarzen von Whidah. . . 97

Von der Schlange, dem großen Fetisch zu Whidah. . . 104

Von den Priestern und Priesterinnen. 112

XVII. Religionsgeschichte der Marokaner. 115

XVIII. Religionsgeschichte der Hottentotten. . . . 135

Vier-

Inhalt des vierten Theils.

Vierter Abschnitt.

Geschichte der christlichen Religion. Seite 145
Einfluß der alten Philosophen aufs Christenthum. 168
Leben des Stifters dieser Religion. 183
Von den öffentlichen Versammlungsorten der Christen. 210
Von den öffentlichen Volkslehrern. 216
Mängel der heidnischen und Vorzüge der christlichen Moral. 221

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Meinungen über einzelne Religionsmaterien bey alten und wilden Völkern. 257

Erstes Capitel.

Ueber die Entstehung der Erde. 259

Zweytes Capitel.

Ueber die Entstehung des Menschen. 291

Drittes Capitel.

Ueber die Vorsehung. 309

Viertes Capitel.

Ueber den Ursprung des Uebels. 333

XIII. Re-

XIII.

Religionsgeschichte der Lamas.

Religionsgeschichte der Lamas.

Von den Asiatischen Religionen ist nur noch die Lamaische oder die Religion der Kalmucken übrig, die mit der Bramanischen einige Aehnlichkeit hat. Sie herrscht in Tibet, in dem ganzen Theile der großen Tartarey, der die westliche Tartarey heißt, in der ganzen jenseitigen Halbinsel Indiens. Diese Religion und die Religion der Bramanen nehmen den größten Theil von ganz Asien ein. Die ganze Lehre von dem Weltgebäude und dessen vergangnem und künftigen Zustand ist in viele Bilder und Fabeln eingekleidet. Ueberhaupt trift man bey ihnen ganz den Geist der asiatischen Religionen an, die viele Traditionen und Bilder haben. Die Erde hatte nach ihrer Lehre verschiedene glückliche und unglückliche Zeitpuncte, ein goldnes Zeitalter, wie griechische und römische Dichter es beschrieben, aber auch ein eisernes. Ihre Götter, die Burchanen, sind vergötterte Menschen. Ihre Lehre von der Zukunft be-

stimmt Belohnungen und Strafen, und verkündigt Himmel und Hölle. Auch hier ist asiatische Poesie, die sich alles weit lebhafter und sinnlicher denkt, als der Dichter unter einem gemäßigten Himmelsstrich. Sie mahlt die Hölle so schrecklich, als möglich. Die Seelen der abgeschiedenen Lamen oder Priester kommen sogleich in den Himmel, in die Gesellschaft der Burchanen; die andern Seelen aber müssen erst gereinigt werden, und deswegen steht ihnen eine Seelenwanderung bevor. Ihre Burchanen selbst mußten sich diesem Gesetz unterwerfen, und vor ihrer Vergötterung durch allerley thierische Cörper wandern.

In ihrem Religionssystem macht die Lehre von dem Weltgebäude den Anfang. Sie sagen, im Anbeginn sey ein ungeheurer Raum, oder Chaos (Chubi Sajagar) gewesen *), dessen Weite und Tiefe sie auf sechs Millionen, hundert und sechszehn tausend ihrer Meilen bestimmen, und keine Zeit angeben, wenn selbiges entstanden seyn soll. In diesem Raume zogen sich goldfarbige Wolken zusammen, die einen so häufigen Regen ausschütteten, daß daraus ein unermeßliches Meer ward. Auf diesem Meere hat sich nach und nach ein Schaum, wie auf Milch, erzeugt, wovon die ungeheure Größe in ihren Büchern gleichfalls ausgedruckt ist; und aus diesem Schaume sind alle lebendige Kreaturen, die Menschen, und aus menschlichem Geschlechte ihre Burchanen, oder Götter hervorgekommen. Darauf haben sich aus zehn Himmelsgegenden Stürme über dem Meer erhoben, wodurch in der obern Veste eine Säule entstanden ist, die

*) Siehe Pallas Reisen.

die sich tiefer, als der Grund des großen Elementen-meers, erstrecken soll. Diese Säule nennen sie Sjumer Sula, und schätzen ihren Umfang auf einige tausend Bere, oder Meilen. Um dieselbe her schweben die bewohnten Welten. — Wie aber die Sonne, der Mond und die Gestirne in der obern Veste eigentlich entstanden sind, davon findet sich in ihren vornehmsten Religionsbüchern keine Nachricht. Die Sonne, sagen sie indessen, besteht aus Glas und Feuer, und hat einige hundert Bere im Umfange. Glas aber setzen sie deswegen unter ihre Bestandtheile, weil es Brenngläser giebt, die folglich im Oriente vorlängst müssen bekannt gewesen seyn. Den Mond nehmen sie etwas kleiner, als die Sonne, an, und lassen ihn aus Glas und Wasser bestehen. Die Zahl der Sterne ist bey ihnen auf zehntausend Millionen festgesetzt, worüber sich die Sternkündiger vergleichen mögen. — Die Sonne hat in dem kalmuckischen Weltgebäude um die große Mittelsäule, oder Axe (Sjumer Sula), einen Kreislauf. Diese Säule aber zeigt uns vier Seiten von verschiedenen Farben, eine silberne, eine himmelblaue, eine goldene und eine dunkelrothe Seite. Wenn die Sonne ihre Strahlen auf die silberne Seite wirft, so bricht der Morgen an; wird nach und nach die blaue Seite erleuchtet, so geht es gegen Mittag; wenn es aber vollkommen Mittag ist, so scheint die Sonne auf die goldene Seite; und wenn sie sich endlich gegen die rothe wendet, so entsteht das Abendroth, bis sie sich hinter der Säule vor unsern Augen verbirget, und folglich Nacht wird.

Um diese Säule nun schweben vier große Welten, und dazwischen sind, paarweise, die kleinern, folglich deren acht, befindlich. Unter den größern, sagen sie, steht unsre Welt zur Rechten, und wird von ihnen Sambu-tup genennt, weil eine Art Bäume, Jasambu-Bararcha, die sie selbst nicht kennen, häufig darauf wachsen soll. Dieser gegenüber ist eine Welt, wo lauter Riesen wohnen.

Sie nehmen verschiedne Welten an, die sie mit verschiednen Einwohnern bevölkern, sie sind alle sehr groß, und kein Geschöpf, als die Burchanen, kann, nach ihren Grundsätzen, aus der einen in die andere übergehen. Ausser diesen Welten aber setzen sie noch sieben andre Wohnplätze, acht kleine Meere, und viele Wolken, auf welchen ihre Luftgeister wohnen, in den weiten Raum; und zuäusserst ist das ganze System mit einem ungeheuren eisernen Ringe umgeben, und gleichsam befestigt. — Von allen diesen sonderbaren Dingen haben sie umständliche Erzählungen.

Gleich nach Entstehung unsrer Welt gelangten die Menschen zu einem hohen Alter; denn sie lebten bey achtzig tausend Jahre lang. Sie waren voll Heiligkeit, wurden von unsichtbaren Gnadengaben (Ridi-Dianar) genährt, und hatten die wunderbare Kraft, sich gen Himmel zu erheben. Zu dieser Zeit war die Seelenwanderung allgemein, und alle Menschen kamen wieder auf die Erde. Dieser Vorzug wird jetzt nur ausschließungsweise den Priestern und fürstlichen Personen eingeräumt.

Hierauf ist ein unglücklicher Zeitpunkt gefolgt. Die Erde hat ein gewisses, süß wie Honig schmeckendes, Gewächs hervorgebracht, welches in ihren Büchern Schime genannt wird. Da fand sich ein gefräßiger Mensch, der davon kostete, *) und es den übrigen bekannt machte. Hiedurch ist alle bisherige Heiligkeit, und die Kraft gen Himmel zu fliegen, unter den Menschen verschwunden, ihr Alter und ihre Riesengröße hat angefangen abzunehmen, und sie haben eine lange Zeit in Finsterniß gelebt, bis endlich die Sonne und die Gestirne am Himmel entstanden sind.

Nachdem die Menschen eine Zeitlang dieses Gewächs genossen hatten, fieng es an zu fehlen, und man wurde genöthigt, sich mit einer Art von Erdbutter, die röthlich aussah, und sehr süß soll gewesen seyn, zu erhalten. Aber auch diese nahm nach und nach ab, und die Menschen wählten eine Art Schilfgras (Sala-semis) zur Speise aus Noth. Damals fingen sie an, sich von diesem Gewächse einen Vorrath zu sammlen; anstatt aber daß sich dasselbe hätte vermehren sollen, ist es endlich unglücklicher Weise auch ausgegangen: und dies war der Zeitpunkt, da alle Tugenden von der Welt Abschied nahmen, hingegen Ehebruch, Todtschlag und Unrecht unter die Menschen kamen. Nun fingen sie das Feld an zu bauen, und den Klügsten unter sich zum Befehlshaber zu machen, der das Land und die übrigen Güter unter ihnen austheilen mußte, und Chan ward.

*) Scheinet nicht hier eine Tradition vom Sündenfall durchzuleuchten?

In diesem Zustande lebt nun, nach ihrer Meinung, das gegenwärtige Zeitalter. Während der, seit dem ersten oder goldenen Alter, verstrichenen Zeit, sind schon verschiedne von den tausend Burchanen dieses glücklichen Weltalters wieder auf Erden erschienen, die Menschen zu bessern. Damals nämlich, da das Alter der Menschen schon auf 40000 Jahr abgenommen hatte, ist Ebdekschi-Burchan (der Zerstörer) in dem Enednäischen Reiche erschienen, und hat den Glauben gepredigt. Zur Zeit des dreyßig tausendjährigen Alters ist ihm Altan-Dschidakti-Burchan (der goldne und unverwesete) gefolgt. Auf diesen kam der Weltbewahrer und endlich der große Burchan und Stifter der heutigen lamaischen Sekte, der den 61 Nationen des Erdbodens predigte. Zum Unglücke hat eine jede Nation die Lehre mit andern Organen gehört, und in einem andern Verstande genommen, und daraus sind so viele Religionen und Sprachen, als es Völker giebt, entstanden. *)

Die Theorie der Lamas wegen der Zukunft ist diese: Alle Geschöpfe werden sowohl an Alter als Größe so sehr abnehmen, daß die Menschen kaum eine Elle hoch seyn, und nur zehn Jahre leben, aber schon im fünften Monate nach der Geburt sich verheirathen werden. Alsdenn wird ein Sterben und große Krankheiten unter sie kommen, und den größten Theil derselben aufreiben. Ehe aber die Welt ausstirbt, wird eine Stimme von den Luftgeistern erschallen; worauf es allerley tödtliches Geschoß regnen soll. Einige wenige

*) Eine neue Art, sich den Ursprung der verschiedenen Religionen zu erklären.

nige von den noch übrigen Zwergen werden auf sieben Tage Nahrungsmittel zu sich nehmen, und in finstre Höhlen flüchten. Die Erde aber wird voll todter Körper, und mit Blut überschwemmt seyn. Darauf soll ein mächtiger Regen fallen, der alle Leichname und Unreinigkeiten in den entfernten Ocean schwemmet; ein anderer Regen wird die Erde säubern, und endlich soll es allerley Kleidungen, dann Speisen, u. s. w. vom Himmel regnen. Die Menschen werden wieder anfangen, tugendsam zu leben; und so muß eine lange Zeit vergehen, während welcher die Sterblichen sich wieder bis zu dem achtzig tausend jährigen Alter erheben sollen. Wenn diese Epoche erfüllt ist, und das Alter wieder abzunehmen anfängt, wird ein von Heiligkeit glänzender, wiedergeborner Burchan, Maidarin auf die Welt kommen, dessen Größe und Schönheit wunderbar und unaussprechlich ist. Die Menschen werden über ihn erstaunen, und nach der Ursache seines Wuchses und seiner Schönheit fragen. Und wenn er sie belehrt, daß er durch Tugenden, Ueberwindung aller Leidenschaft und Enthaltung von allerley Art von Todtschlage vollkommen geworden sey; so werden sich die Menschen wieder völlig bekehren, und durch Ausübung aller Tugenden zu einer gleichen Vollkommenheit gelangen.

Von den Veränderungen und Epochen unsrer Welt, die noch zum Theil zu erwarten sind, ist ihre Lehre sehr weitläuftig und verworren, so daß man selbige aus den genauesten von ihnen selbst empfangenen Nachrichten nie deutlich genug einsehen kann. Sie nennen die Epochen der Welt, deren Dauer sehr un-

gleich ist, mit einem allgemeinen Namen Galahp, und zwar von dem Worte Gal (Feuer), weil die meisten mit Feuer beschlossen werden sollen. Sie nehmen sieben mal sieben Epochen an, die sich durch Feuer endigen werden; nach jeden sieben feurigen Epochen soll eine seyn, welche mit einer Wasserfluth ausgehet, und über diese alle zum Beschlusse noch eine, deren Ausgang mit einem Orkan seyn wird. Alle diese kleinen Abschnitte theilen sie in vier Hauptperioden, welche Achu-Galap, Ebdereku-Galap, Choasim-Galap und Toktochu-Galap genennet worden sind. Der erste Abschnitt begreift die Zeit in sich, während welcher das Leben der Menschen von dem schon vergangnen achtzig tausend jährigen Alter bis auf zehn Jahre herunterkommen wird. In diesem ersten Abschnitte sollen der kleinen Epochen zwanzig vorfallen. In dem zweyten Abschnitt wird das menschliche Geschlecht aussterben, und deswegen bekömmt derselbe den Namen des zerstörenden (Ebdereku Galahp). Darauf wird eine Zeit kommen, da die Erde wüste liegt, und diese heißt der wüste Zeitpunkt (Choasim Galap). Endlich soll ein Sturmwetter oder Orkan (Kimandral) die Seelen aus der Hölle wiederbringen, und dies ist der letzte Abschnitt. Zeit und Ort ist bey diesem allen nicht genau und deutlich bestimmt.

Ihre Göttergeschichte ist sehr verwirrt, und die Erzählungen von ihnen sind sehr verschieden. So viel ist gewiß, daß ihre Götter, die Burchanen, sterbliche Menschen waren, entweder heilige Personen oder schlaue Betrüger, die zum zweytenmal auf Erden zu erscheinen vorgaben, oder wol gar erdich-

tete

tete Personen, die zum Theil aus ältern Religionen entlehnt waren. Alle glücklichen und unglücklichen Begebenheiten schreiben sie jetzt den Burchanen zu. Es scheint unter ihren Göttern eine gewisse Rangordnung zu seyn, wenigstens sind sie in Macht und Beschäftigung gar sehr unterschieden. Dem Abida Burchan mag wol eigentlich die vornehmste Stelle angewiesen seyn, obgleich der vermeinte Stifter des lamaischen Aberglaubens Dschakdschimmuni allgemeiner verehrt und bekannt ist. Man hat auch dessen Vorstellung am häufigsten unter den Götzenbildern der Kalmucken.

Es ist merkwürdig, daß fast alle Burchanen (den Dalai Lama und einige andre dem Ansehen nach priesterliche Bilder ausgenommen) in weiblicher Gestalt, mit langen durchlöcherten Ohrlappen und ziemlich indianischen Zierrathen, mit unter sich geschlagenen Füßen, oder sonst sitzend, vorgestellt werden. Die meisten Götzen werden mit der Schärpe (Orkindschi), die das Ehrenzeichen der lamaischen Priesterschaft ist, viele auch mit derjenigen Glocke und dem Scepter, welche die Priester bey dem Gottesdienste in Händen zu haben, oder vor sich hinzulegen pflegen, geziert. Den wohlthätigen Burchanen scheint allezeit eine feine und angenehme Gestalt, und den bösen eine fürchterliche beygelegt zu werden; ja man findet von letztern die grimmigsten Vorstellungen. Einige Burchanen haben in etwas abgewechselte Stellungen, allein die meisten hat man nur auf einerley Art. Eine starke Sammlung solcher Götzen befindet sich in Jaizkoi Gorodok, welche alle aus Kupfer hohl gegossen, im

Feuer

Feuer stark vergoldet, und von sauberer Arbeit sind. Der hohle Fuß aller Burchanen pflegt mit einer eingepaßten kupfernen Platte verschlossen zu seyn, und man findet in jedem einen aus Asche verfertigten, in ein Streifchen Papier oder Oberbast von Birken, worauf tangutische Schrift steht, eingewickelten kleinen Cylinder, oder doch wenigstens einen Zettel mit tangutischer Inschrift. Die Aschencylinder sind unstreitig als Reliquien der heiligen Körper anzusehn, unter welchen die Burchanen vormals sichtbar sollen gewesen seyn. Sobald der Deckel von einer Götzenfigur geöffnet ist, halten die Kalmucken solche für entheiligt, und wollen sie nicht mehr kaufen, da sie sonst die, bey Zerstörung der Sjungorischen Macht, durch die Kirgisen häufig geraubten und auf den rußischen Grenzmärkten vertauschten Burchanen den rußischen Kaufleuten begierig wieder abkaufen, und zu hohen Preisen erstehen, so lange das Innere unberührt geblieben ist.

Ausser den gegossenen Götzen, hat man auch theils auf chinesisches Papier, theils auf Zeuge gemahlte und gezeichnete Figuren davon, deren es einige von bewundernswürdiger Feinheit giebt; imgleichen in Thon abgedrückte, die wie Siegelerde aussehen, und mit rother Farbe, oder Goldblättern überzogen sind. Dergleichen pflegen sie in schlechten kupfernen Kapseln zu verwahren, oder auch wol in besonders dazu verfertigten Pyramiden aufzustellen.

Von den Wohnungen der verschiedenen Burchanen ist nichts bestimmteres zu sagen, als daß solche ihnen

ihnen theils auf den Welten und Gestirnen, theils in andern Gegenden des kalmuckischen Weltgebäudes und himmlischen Raums, angewiesen sind. Dschakdschimmuni soll noch jetzt auf der Erde wohnen: Erlik-Chan aber hat seinen Pallast in der Hölle, von welcher er der mächtige Regent ist. Unzähligen andern sind in der obern Veste, oder dem Himmel, Wohnplätze angewiesen, zu welchen ein goldner Weg über einen Berg führet. Oben auf diesem Berge schwebt eine Wolke, die aus Jaspis zu bestehen scheint, und auf welcher dem Luftgeiste Adabaschi sein Wohnplatz angewiesen ist. Am Fuße des Berges halten sich eine Menge Füchse auf, welche die ruchlosen Seelen anfallen, und von diesen glücklichen Wohnungen, als dem vornehmsten Paradiese, abhalten müssen. Unter dem goldnen Wege ist noch ein silberner, der gen Aufgang der Sonne zu demjenigen besondern Wohnplatze führt, wo Abida Burchan einer vollkommnen Ruhe genießt. Dann folgt ein kupferner Weg zu den Wohnungen der 30000 wohlthätigen Luftgeister, bey welchen das Paradies für die nicht sehr verdienstvollen und für kindische Seelen seyn soll. Ganz zu unterst am Berge aber liegt ein eiserner Pfad, auf den man zur Hölle kömmt.

Die Luftgeister, Tengri genannt, sind theils wohlthätige, theils böse Geister; beyde werden den Burchanen bey weitem nicht gleich geschätzt, und sind auch nicht unsterblich. Man theilt selbige in verschiedne unbekannte Arten ab, und weiset ihnen bey und auf den Welten, oder auch im weiten Raume, allerley Wohnsitze an. Von allen weiß man die Größe, und

und wie lange sie leben. Unsrer Erde am nächsten wohnen vier dergleichen Luftgeister, die Macharasa genennt werden, und nur 125 Faden hoch sind. Ueber diesen wohnen 33 Luftgeister, deren Größe 150 Faden betragen soll; einer darunter, Tejus-Bijas-chulantu wird noch größer angegeben. Eine andre Art, Chubilgaksam-Edlekschi genannt, sind gegen vier Werste hoch, und leben zehn Millionen zwey hundert und sechs tausend Jahre. Es giebt andre, deren barbarische Namen hier nicht erst angeführt werden dürfen, die auf 9,28000 Werste hoch sind. Ein Tag ist bey diesen Gestirnen so viel als funfzig Menschenjahre, und zu solchen Tagen gerechneter Jahre sollen sie fünfhundert durchleben. So wunderbar diese Eigenschaften sind, eben so merkwürdig ist die Art, wie sich diese Geister fortpflanzen. Einige zeugen bloß dadurch, daß sie einander umarmen und küssen, andre, daß sie sich anlächeln, ja einige bloß durch holde Blicke, die sie sich zuwerfen. So viel man aus den Reden der kalmuckischen Geistlichen schließen kann, so glauben sie, daß alle böse Wetter, unglückliche Begebenheiten, worunter auch die oberwähnten bösen Epochen der Welt gehören, von übelthätigen Luftgeistern herkommen, welche jedoch der Kraft gewisser tangutischer Gebete und Exorcismen unterworfen sind, und weichen müssen. Dagegen nehmen sich die guten Geister, welche schneeweiß und glänzend von Antlitz sind, und die Burchanen, der Welt und des Menschen an.

Ein wichtiger Punkt, und man möchte sagen, die Hauptsache der lamaischen Religion, die auch auf

das

das Moralische den meisten Einfluß haben muß, ist die Lehre von dem Zustande der Seele nach dem Tode, von der Hölle und den Belohnungen. Nach ihrer Meinung befindet sich die Hölle in der Mitte zwischen Himmel und Erde. In einer großen, mit weissen Mauern umgebenen Stadt, allwo beständig auf grossen Pauken geschlagen wird, hat Erlik=Chan, ein mächtiger Burchan, der unumschränkte Beherrscher der Hölle und Richter der abgeschiedenen Seelen, seinen Pallast. Diesseit desselben ist ein weites Meer, das aus lauter Urin und Unflath besteht: der erste Aufenthalt der Verdammten. Ueber dieses Meer führt ein eiserner Pfad, der diese wunderbare Eigenschaft hat, daß, wenn ruchlose Seelen, welche die drey Hauptstücke ihrer Religion verachtet, und die Priester nicht geehrt haben, darüber wandern, er unter ihren Tritten so dünne, als ein Haar, wird, endlich zerreißet und die Verbrecher sogleich und ohne alles weitere Verhör, an diesen Ort ihrer Bestrafung hinabstürzt. — Weiterhin siehet man ein Blutmeer, in dem viele Menschenköpfe schwimmen. Es sind diejenigen, die im Leben Zwietracht und Blutvergießen unter Freunden und Verwandten gestiftet haben. — Ferner siehet man noch eine abgelegene Strecke weisser fester Erde, wo viele Verdammten mit ihren Händen nach Nahrung und Wasser wühlen, ohne es zu finden; nach und nach fallen ihnen die vom Graben zerfleischten Hände und Arme bis an die Schultern ab, und wachsen wieder zu neuer Quaal. Dieses sind Menschen, die auf Erden den Priestern weder Speise noch Trank, noch Kleider gereichet haben.

Alle

Alle übrige Abtheilungen der Hölle, deren in allem achtzehn seyn sollen, liegen rund um den Pallast des Erlik-Chan her. In jeder leiden die Verdammten die auf ihre Sünden gesetzten besondern Strafen; in jeder sind absonderliche Höllenwächter (Esed) und Teufel zum Plagen der Verdammten bestellt, deren Bildungen mit allerley fürchterlichen Gestalten, schwarz, mit Ziegen- Löwen- und Einhornsköpfen und dergleichen vorgestellt werden. An einem Orte der Hölle kriechen viele, welche die Lehren der Priester verachtet haben, ohne Füße herum. An einem andern Orte sitzen Reiche, die im Ueberflusse gelebt haben, ohne den Armen Allmosen zu ertheilen; sie sind in Ungeheuer verwandelt, deren Kopf und Leib so groß wie Berge, der Hals aber so dünne, als ein Haar, ist. — In einer der bittersten Hölle, wo unaufhörliches Heulen erschallt, werden diejenigen geplagt, die ihre Aeltern, oder andere Menschen, Vieh und sogar Insekten getödtet haben. Denn es ist nach der strengsten lamaischen Lehre eine Sünde, auch nur das kleinste Ungeziefer, welches die Menschen plagt, mit Vorsatze zu tödten. Und sie meinen, daß alle Seelen der Thiere, die man tödtet, wenn sie durch die Wanderung in andre Körper versetzet sind, wieder Rache auszuüben suchen werden. — In einer andern Abtheilung hält sich ein Haufen gewesener Religionsspötter auf, welchen kleine Teufel, ohne Unterlaß, die Ohren mit brennendem Ruße füllen, damit sie, so gern sie auch wollten, sich nicht untereinander verstehen können. Ruchlose, welche die heilige Hütte der Burchanen beraubt, geistliche Bücher

ver-

verbrannt, und stolz gelebt haben, werden in einer besondern Abtheilung in siedende Kessel geworfen, die mit Schlangen angefüllt sind. An andern Stellen werden die Verdammten auf dem Roste, oder am Spieße unaufhörlich gebraten. — Noch ist ein Ort, wo an einer Wolke von Unflath 108 Haken befestigt sind, an welchen die Sünder aufgehenkt werden, und, wenn sie der Wind abwirft, auf andre darunter befindliche Spitzen fallen, bis sie ganz zerfleischt sind; alsdenn erschallt eine Stimme, die ihnen das Leben wiedergiebt; demohngeachtet aber währt ihre Strafe einige hundert Millionen Jahre fort, und sie werden abwechselnd bald in Stücken zerhackt, bald an allen Gliedern zerschlagen oder in Mörsern zerstampft. — Sie ersinnen alle mögliche Arten von Marter, nicht bloß für Menschen, sondern auch sogar für das Vieh. So wird an einem Orte das Vieh, welches gesündigt hat, damit gestraft, daß es ohne Unterlaß frißt und säuft, ohne jemals satt zu werden.

Das Schicksal der abgeschiedenen Seelen soll dieses seyn: Große und heilige Lamen oder Priester, die eifrig in ihrem Amte, und über alle Leidenschaften Meister gewesen sind, fahren ohne Umstände, und durch die Kraft ihrer Gebete, worunter das vornehmste die sogenannten sechs Worte (Om ma wie pad, me chum) sind, gen Himmel zu den Burchanen, wo sie mit andern frommen Seelen einer vollkommenen Ruhe genießen, und sich mit gottesdienstlichen Uebungen beschäftigen, bis die Zeit ihrer Wiedergeburt kömmt.

Gemeine Seelen nimmt der teuflische Abgesandte auf, und führt sie vor Erlik-Chan, daselbst müssen sie sich durch Anführung ihrer guten Thaten rechtfertigen. Sind es fromme Seelen, daß kein Zweifel zu machen ist; so werden sie mit Ehren nach der Burchanen Gegend abgefertigt, indem Erlik-Chan einer schwebenden Wolke mit einem goldenen Throne, diese Seelen aufzunehmen, gebietet. Finden sich solche ein, die viel Gutes, aber auch zugleich viele Sünden auf ihrer Rechnung haben; so vertritt ein guter Burchan, welcher sich mit eingefunden hat, die Advokatenstelle, und, um den Streit zwischen diesem und dem teuflischen Bevollmächtigten auszumachen, läßt Erlik-Chan ein großes Buch, Bealtan-Toali genannt, bringen, in welchem die guten und bösen Thaten aller Sterblichen aufgezeichnet stehen. Wird alsdenn der Fall noch zweifelhaft befunden; so nimmt Erlik-Chan seine Wagschaale zur Hand, und vergleicht darauf die Verdienste und Sünden der Seele, worauf er endlich sein Urtheil fället. Die Seelen werden alsdann, nach Befinden der Umstände, entweder zu den Burchanen und guten Luftgeistern abgelassen, oder zu der ihnen bestimmten Strafe den Wächtern selbiger Abtheilung übergeben; oder sie werden auch wol mit einem Passe nach der Oberwelt versehen. Denn Erlik-Chan hat die Macht, die Leichname durch Zurücksendung der davon getrennten Seelen wieder zu beleben, und bedient sich solcher wegen einiger guten Eigenschaften auferweckter Sünder, um den noch lebenden Menschen heilsame Lehren zu geben. Und dergleichen vom Tode erstandenen hat man alle die zuverläßigen

Nach-

Nachrichten von der Hölle und jenem Leben zu verdanken.

Die Höllenstrafen dauern demohngeachtet, nach der lamaischen Meinung, nicht ewig; die Zeit ist einer jeden bestimmt, aber fast so gut, als unendlich. Indeß geschieht es oft, daß der allwissende Burchan Chomschin-Bodi-Sada, welcher beynahe wie Dschakdschimmuni abgebildet wird, sich über gewisse Verdammten erbarmt, oder ein abgeschiedener heiliger Lama sich in die Hölle verirrt, und durch die Kraft gewisser tangutischer Gebete einen Theil der geplagten Seelen befreyt, und in die glücklichen Gegenden abläßt. Man kann aber leicht denken, daß dieser Ablaß sich nur auf solche erstrecke, die sich nicht an dem geistlichen Stande, oder den Burchanen versündigt haben: denn diesen wird die Strafe niemals verkürzet.

Es giebt gewisse wunderbare Bücher, deren Kraft auch ruchlose Seelen von den verdienten Strafen befreyet, wenn sie dieselben in ihrem Leben fleißig gelesen, oder abgeschrieben, oder auch bey sich getragen haben. Von dieser Art ist eine gewisse unverständliche Offenbarung, Dordschi-Dschodbo, oder das Geheimniß des Dschodbo betitelt, die, nach der Legende, Krankheiten vertreiben, das Leben verlängern, übelthätige Luftgeister bändigen, und von den schwersten Höllenstrafen befreyen soll.

In Tibet herrscht Gott als das Haupt dieser Religion in einer menschlichen Gestalt selbst so, daß man von den Einwohnern in Tibet sagen kann, daß sie nach ihrem eignen Glauben unter einer wirklichen

Theokratie leben. — In seinem eignen Lande heißt er Lama-Konju (oder Konchok) d. i. der ewige Vater; er wird auch Dalai-Lama oder der große Lama, d. i. der Hohepriester, der Pabst oder das Oberhaupt der Religion genannt. Die chinesischen Priester, die Bonzen, erkennen den Gott von Tibet nicht für das Oberhaupt ihrer Religion, und haben eine große Feindschaft gegen die Lamaen.

Der Dalai-Lama entstand auf diese Weise. Pasepa, ein junger Herr aus Tibet, aus einer alten, und wegen ihrer Tugend sehr berühmten Familie, wurde Lama, und zeichnete sich unter seiner Sekte besonders aus. Hupilai, der ein Freund der Wissenschaften war, ließ ihn 1260 zu sich kommen, erklärte ihn zum Oberhaupt aller Lamas, und ertheilte ihm den Titel eines Doctors und Lehrers des Reichs und des Kaisers.

Nicht bloß aber herrscht der Gott Fo in der menschlichen Gestalt des Dalai-Lama in Tibet, wo er als der wahre Gott oder Beherrscher des Himmels und der Erde verehrt wird, sondern sie glauben auch, daß er seine Gottheit seinen auserwählten Knechten mittheilet, die an den verschiedenen Theilen seiner geistlichen Herrschaften seine Stelle vertreten. Dieses sind die Vikarien oder Abgeordnete des Tibetischen Gottes, und heissen in der mungolschen Sprache Khutuktu. Es befanden sich verschiedene derselben in der großen Tartarey. Dieser lebendige Gott ist unsterblich, ob er gleich von Zeit zu Zeit unsichtbar wird. Während dieser Zeit fähret seine vom Leibe abgeschiedne

Seele

Seele sogleich in ein Kind, welches von den Lamas oder Priestern entdecket und erkannt wird. Jetzt ist das Ansehn des Dalai-Lama nicht mehr so groß, als sonst, weil unter den Kalka gar nicht mehr auf ihn geachtet wird, und sie glauben, daß ihr lebendiger Fo eben so göttlich und unsterblich sey, als der in Tibet.

Unter den torgoutischen Kalmucken befindet sich ein Lama, oder Verweser des Dalai-Lama, dessen Stelle allezeit aus der gegenwärtigen hohen Geistlichkeit besetzt wird. Als die Sjungorischen Ulussen ankamen, war bey ihnen gleichfalls ein Lama, ob aber noch izt zwey solcher Patriarchen bey der unter rußischem Zepter vereinigten Horde vorhanden sind, ist ungewiß. Die Lamen werden von Einfältigen ebenfalls für Burchanen gehalten, und durchgängig von Vornehmen und Geringen mit offnen vorausgestreckten Händen, wie die Burchanen, verehrt. Der Segen, den ein Lama ertheilt, soll bloß in Auflegung der Hände bestehen. Der Lama hat seine eigne, aus einigen tausend Gezelten, und zwar größtentheils aus Geistlichen bestehende Ulusse, und empfängt noch überdies von allen Unterpriestern einen jährlichen Tribut an Pferden oder Kameelen.

Die nächste Ordnung nach dem Lama sind die Zordschi, welches man durch Bischöfe übersetzen könnte. Ihre Kleidung pflegt gelb oder roth zu seyn, und an ihren Unterkleidern sind Aermel. Doch tragen sie, wie die Lamen, beständig den geistlichen rothen Orden (Orkimdschi), und gehen auch, wie jene, ohne

Beinkleider, um sich nicht, bey Verrichtung ihrer Nothdurft, durch Berührung des Leibes zu verunreinigen.

Die gemeinen Priester werden Gellüng genannt, und leben durch die ganze Horde zerstreut, so daß ohngefähr auf 150 oder 200 Gezelte einer gerechnet werden kann, der bey seinem Aimak die gottesdienstlichen Handlungen verrichtet. Ein Gellüng hat kein Eigenthum, als was ihm die Gemeinde, besonders an Fest- und Bettagen, durch kleine Geschenke zuwendet. Uebrigens sind sie von allen öffentlichen Abgaben frey. Ein Gellüng begrüßt auch seinen Fürsten nicht anders, als mit bloßer Aufstreifung des Knebelbarts, welches ein ziemlich sonderbarer Gruß ist.

Ein jeder Gellüng hat einige, ja oft sehr viele Schüler, Mandschi genannt, welchen er in der tangutischen Sprache und religiösen Dingen Unterweisung giebt, und deren Geschäft ist, theils bey dem Gottesdienst mit zu singen, theils die dabey gebräuchlichen Instrumente gebrauchen zu lernen. — Nächstdem pflegt jeder Gellüng auch einen Gehülfen (Djatschok) oder Diakon zu haben, der Gädsüll genannt wird. Ein Priester kann aus seinen Schülern Gädsülls machen, aber von diesen kann keiner anders, als bey dem Hoflager des Lama, zur Gellüng geweihet werden; und das geschiehet nicht ohne Ceremonien.

Weil der Götzendienst bey den Kalmucken durchgängig in tangutischer Sprache verrichtet wird, die kein ungelehrter Kalmucke versteht; so müssen die Priester selbige wenigstens lesen können, und mit allen beym Dienste fast auf jede Gelegenheit Tage und Stunden

den nöthigen Gebeten und Gesängen versehen seyn. Ausserdem findet man bey allen Priestern eine Menge mongulischer Schriften, in welchen die Ceremonien des Götzendienstes, und die, die bey andern Gelegenheiten, z. B. Begräbnissen, Krankheiten und dergleichen vorkommen, beschrieben sind. Denn sie haben gewisse Ceremonien und tangutische Beschwörungen (Tarni, wie sie es nennen), welche die Kur dieser oder jener Krankheit bewirken sollen. Ja sie kennen fast keine andre Arzeney, als solche Gebete, und gewisse Formeln und Figuren, die als Amulete angehängt werden. Bey jedem Kalmucken sieht man ein solches aufgerolltes und in Leder eingenähtes Amulet an einer Schnur auf der bloßen Brust hängen, welches sie von ihren Priestern bekommen. Man siehet bey ihnen große Stücken baumwollen Zeug, auf welches allerley, gemeiniglich nichts bedeutende Figuren, gedruckt und mit Farben bunt gemacht sind. Bey jeder ist eine tangutische Formel oder Tarni, und die Beschreibung, wofür solche dienlich ist, auf mongolisch beygefügt; dergleichen Fetzen werden von den Kalmucken Bu genannt, und in hohem Werthe gehalten.

Kein Priester kann auch ohne die astrologischen Bücher seiner Religion seyn, aus welchen er die glücklichen Tage und Stunden für jede Verrichtung und Begebenheit bestimmen muß; darum fragt der Kalmucke bey jedem Unternehmen erst seinen Priester. Sie sollen auch aus einem Buch nach dem Fluge gewisser Vögel die Zukunft weissagen. So viel ist zuverläßig, daß die auf den Steppen wohnende weisse

Eule (Stryx nyctea), welche die Tatarn Tumanah, die Kalmucken aber Zachan Schubho nennen, und zu tödten für ein Verbrechen halten, für einen Boten der Zukunft angesehen wird, und Glück und Unglück bestimmt, je nachdem sie zur Rechten oder Linken fliegt. Ja wenn ein solcher Vogel sich auf die linke oder unglückliche Seite wendet, thun sie ihr möglichstes, ihn auf die glückliche Seite herüber zu jagen, und glauben damit ihr Schicksal zu bessern.

Das wichtigste und weitläuftigste Buch der kalmuckischen Priester, welches die Theogonie enthält, führt den Titel Bodimer. Doch hat man auch einen kurzen Auszug aus der ganzen lamaischen Fabellehre, unter dem Titel Ertjunzjun Toali.

Die gemeinen Priester haben gemeiniglich ihre Götzen bey sich in ihrer Wohnung, und leben deswegen durchgängig unter weissen Filzzelten, weil die Burchanen nach der Ordnung in keinen andern wohnen dürfen. Anstatt daß bey gemeinen Kalmucken dem Eingange gegenüber die Schlafstätte ist; so findet man bey den Priestern an diesem Orte einige kleine Kisten, worin die Religionsbücher und die Götzen selbst aufgehoben werden. Die besten Burchanen stehen wol oben darauf in besondern Futteralen; vor den Kisten aber ist zu allen Zeiten ein kleines Tischchen oder Altar gesetzt, worauf acht bis neun kupferne oder silberne Schälchen (Takilin Zogázá) und eine Lampe, oder Laterne stehen. Ueberdem ist noch auf dem Feuerplatze eine Schaale, die auf einem langen eisernen Stiele fest ist, in die Erde gesteckt. In dieser

ser Schaale (Zogâzâ) gießt der Gellûng von allem Getränke, dessen er sich bedienen will, etwas als ein Opfer aus, und genießt niemals dergleichen, besonders wenn es aus fremden Schaalen kömmt, ohne die Worte, om a chum, auszusprechen, welches nach ihrer Auslegung bedeuten soll: Es werde alles dieses rein; Gott gebe die Fülle; wohl gedeihe der Trunk. Sie haben aber dergleichen lakonischer Gebetsformeln noch mehrere. In eben derselben Hütte mit den Burchanen pflegt der Gellûng und sein Gädsüll, oder einige Schüler, ohne viele Bequemlichkeit, auf der platten Erde mit einigen Filzen ihr Nachtlager zu nehmen. Nur pflegt der Gellûng allezeit die Stelle zur Rechten des Eingangs zu behaupten.

Die Kalmucken feyern gewöhnlich drey Tage in jedem Monathe. Weil sie sich nach dem Mondenlauf richten, und den Monath mit dem Neumonde anfangen; so fällt ihr erster allgemeiner Bettag, den sie Taka nennen, am achten Tage nach dem Neumonde, der zweyte (Lu) den funfzehnten, und der dritte (Choim) den dreyßigsten. An diesen Tagen genießt ein eifriger Kalmuck, ausser Milchspeisen und Milchgetränk, nicht das allergeringste, und alle bringen ihre meiste Zeit bey dem Gezelte ihres Pfaffen zu, wohin sie des Morgens durch den Lerm der Pauken, oder gewisser hölzerner und kupferner Trommeten, die den Kuhfüßen der schweizerischen Hirten gleich sind, und Bürâ heissen, zum Gottesdienste eingeladen werden. Die Vornehmen und Schriftkundigen allein wagen sich in das Zelt; der einfältige Haufen beyderley Geschlechts aber sitzt umher, und läßt von dem Ro-

senkranze (Arkin), den sie in der Hand haben, eine Koralle nach der andern fallen, indem sie bey jeder die angeführten sechs Worte, mit geschlossenen Augen, aussprechen, und etwan eine andre kurze Formel, die sie ohne Verstand auswendig gelernet haben, still vor sich beten. Desto mehr Geräusch machen mit ihrem Götzendienste die geistlichen Personen selbst. Sie lassen zum Ueberflusse lange Streifen von baumwollen Zeuge, die mit tangutischen Gebeten beschrieben sind, vor dem Zelte an langen Stangen wehen, weil sie glauben, daß die Bewegung dieser geschriebnen Gebete völlig so gut und wirksam, als das Hersagen derselben sey. Vor den Burchanen brennt ein Licht; die obgedachten kleinen Schaalen des Altars aber sind theils mit Wasser, theils mit etwas von getrocknetem Fleische, Käse oder andern Eßwaaren, welche die Gemeine zum Opfer bringt, gefüllt; und große Schaalen mit allerley dergleichen Dingen, Grützwerke, Milch oder was sonst nur gebracht wird, sind noch auf der Erde vor des Burchanen Tische hingesetzt. Es ist ein Verbrechen bey den Kalmucken, über eine solche Schaale zu schreiten, und wer es thut, kann ihren Zorn aufs heftigste reizen. Die reichen Priester stellen kleine von Weyhrauch gemachte Rauchkerzen (Kükschi) auf den Tisch vor die Burchanen. Aermere aber begnügen sich, auf einen brennenden Kuhfladen, der von einem kleinen eisernen Dreyfuße unterstützt wird, etwas Weyhrauch beym Anfange der Gebete, die fast den ganzen Tag fortgesetzt werden, zu streuen. Die Burchanen stehen an diesen Tagen in ihrer vollen Pracht auf den kleinen

nen

nen Kisten über dem Altar ausgesetzt, und haben die kleinen Fetzen von grünem, rothen oder gelben Seidenzeuge, worin man sie sonst einwickelt, wie Mäntel über den Schultern hängen. Noch überdies sind alle heilige Papiergemälde an dem Zelte inwendig aufgehängt.

Der Priester selbst, der den Gottesdienst verrichtet, sitzt an seiner gewöhnlichen Stelle, mit entblößtem Haupte und bloßer Brust, mit der geistlichen rothen Schärpe (Orkimdschi) über der Schulter, und um den Hals einen Rosenkranz geschlungen, wie ihn das gemeine Volk zum Beten gebrauchet. Diese Rosenkränze (Aerkin) sind mit den christlichen, das mangelnde Kreuz ausgenommen, völlig einerley. Vor dem Priester steht eine kleine Bank, worauf noch ein Schälchen mit Wasser, die zierliche metallene Glocke (Chondo) mit einem Stiel, und der kleine Zepter (Otschirr), womit die Burchanen abgebildet werden, auch wol ein Paar kleine Teller von Glockengute (Dengdschä) ausgelegt sind. Bey ihm sitzen und stehen nach der Reihe sein Gädsüll, und die Chorschüler, alle mit entblößten Häuptern und rothen Binden über den Schultern; und diese helfen theils aus vollem Halse nach den ihnen vorgelegten Blättern singen, theils sind sie zum Gebrauche der Instrumente, welche den Lärm des Gesangs vermehren, abgerichtet. Diese Instrumente sind nur hauptsächlich große Pauken (Kengergä), die entweder im Zelte aufgehängt, oder auf Gestelle gesetzt, und mit krummen gepolsterten Schlägeln gerührt werden. Ferner Janitscharenteller, (Zöng) die, in Ermangelung eines Gehülfen, auch

wol der Priester selbst zur Hand nimmt; imgleichen eine Art von Schalmeien (Bischkurr), die aus einem menschlichen Schienbeine verfertigt, und einen schreyenden Laut geben. Man kann sich leicht vorstellen, was für eine fürchterliche Harmonie dieses alles hervorbringen müsse, zumal wenn dergleichen Instrumente, wie bey dem Hoflager des Lama, in Menge vorhanden, und unzählich um ihn her stehende Priester (die ihre kleine Glocken und geistliche Zepter alsdann, jene in der linken, und diese zwischen den zwey mittelsten Fingern und dem Daumen der rechten Hand halten) ihre Stimmen damit vereinigen. Der Lama soll bey einem solchen Gottesdienst unbeweglich, mit seinen Bischöfen umgeben, sitzen, die den Segen mit der rechten Hand ertheilen.

Diese lärmenden Gesänge sind bisweilen mit stillen Gebeten unterbrochen, die der Priester mit offnen vor sich ausgestreckten Händen, geschlossenen Augen und öfterer Verbeugung herplaudert. Sie haben noch mehrere Veränderungen des Gottesdienstes, die vermuthlich vorgeschrieben sind, und ihre Ursachen haben.

Ausser diesen Bettagen feyern die Kalmucken noch drey große Feste, die ebenfalls mit allerley Lustbarkeiten begangen werden. Das erste und vornehmste, mit dem sie ihr neues Jahr anfangen, wird Zachan-Sara (der weisse Tag) oder auch Chabürün-Turn-Sara (der erste Frühlingstag) genannt, und fällt auf den Neumond des Aprils ein. Mit dem Neumonde des Junius fällt ein geringerer Festtag, den sie Ssaga Ssara, oder auch Süni-Turun-Sara

(Som-

(Sommers Anfang) nennen. An diesem Feste bringen die Kalmucken vierzehn Tage lang ihrem Priester Mehl, so viel ein jeder vermag, und lassen daraus von festem Teige kleine runde Kuchen mit einer konischen Spitze backen, zu welchem Ende die Gellûngs meßingne, auf einem hölzernen Stiele befestigte Formen mit einigen nichts bedeutenden Characteren besitzen. Eine solche Form heisset Zezängkäpp, und die gebacknen Kuchen, die einige Zeit vor den Burchanen stehen, und darauf von einem jeden ins Wasser geworfen werden, nennet man Zazå. Dieser Name aber wird weiter ausgedehnt. Wenn ein Mensch nämlich auch zu andern Jahrszeiten krank wird, läßt er, nach Anweisung gewisser heiliger Bücher und des Gellûngs, die Figur eines Rindes, Hundes, Menschen, oder was für ein Bild sonst auf seine Krankheit vorgeschrieben ist, von Teig abformen, einige Zeit vor die Burchanen hinstellen, und wirft sie darnach ins Feuer, oder ins Wasser, um den bösen Geist, der die Krankheit verursacht hat, zu besänftigen; alle solche Figuren nennen sie ebenfalls Zazå.

Das dritte große Fest fällt im November, oder auf den neuen Decemberschein, und hat den Namen Uwilin-Turun-Sara (Winters Anfang), oder auch Sulain-Sara, weil an diesem Feste eine Art heiliger Kerzen, die sie durch Pilgrimme aus Tibet erhalten, und Sula nennen, vor den Burchanen gebrannt werden.

Eine besondere abergläubige Hochachtung haben sie gegen ein Zuckerwasser, das in einer Kanne ist; sie schreiben ihm eine wunderthätige Kraft zu, und las-

lassen sich einige Tropfen von diesem Wasser, als ein Bewahrungsmittel wider viele Uebel, in die hohle Hand gießen. Einem Kranken pflegt man davon täglich durch den Gellung etwas eingeben zu lassen.

Alles, was auf dem Burchanentische steht, ist heilig, und darf, besonders an den Bettagen, nicht berührt werden. Wenn man einen Burchanen zu genauerer Besichtigung in die Hand nehmen will, breitet einem der Gellung zuvor den seidnen Fetzen, worin sein Götze eingewickelt ist, über die Hände, und wäschet sich selbst und streicht den Bart aufwärts, bevor er den Burchan berühret.

Noch bedenklicher ist eine Art von heiligen Pillen (Schalirr), die aus Tibet gebracht werden. Nur Reiche und Vornehme erhalten selbige von den Priestern, und führen sie beständig bey sich, um davon in schweren Krankheiten, wenn der Tod fast unvermeidlich scheint, Gebrauch zu machen. Sie sollen, die Seele von dem Zeitlichen zu entfernen, und zu heiligen, dienen. Diese Pillen sehen schwarz aus, und haben ohngefähr die Größe einer Erbse.

Einige alte Priester besitzen auch eine Art von Gebetrad (Kurudu), welches einen bunt überzognen Cylinder mit einer eiserner Achse vorstellet, worin geschriebne Gebete enthalten sind; und am äussern Rande ist an einem Faden ein kleines Gewicht befestiget, welches die Bewegung befördert. Diese Betmaschine tragen andächtige Leute beständig in den Händen, und indem sie den Stiel etwas schwenken, drehet sich die Kapsel, oder das Beträdlein, an dem obern Ende

des

des Stiels beständig herum; die Gebetsformeln werden also auch immer in der Runde herumgedrehet, und dieses, sagen sie, kommt sonderlich einfältigen, alten und unvermögenden Leuten zu Statten, welche die Gebete selbst nicht aussprechen können. Dergleichen bewegliche Kapseln mit Gebeten werden an gewisse fanatische Pilgrimme verkauft. Sie heissen Sjusukta, und dürfen nichts als Milch, Grütz oder Wurzeln genießen. Sie bringen ihre Lebenszeit, nach Vollbringung der angelobten Wanderschaft, in beständiger Heiligkeit zu, lassen an ihrem Zelte eine blaue, mit tangutischen Gebeten beschriebene Flagge wehen, und drehen, so oft sie beten wollen, ihre Büchse oder Kurudu eine Zeitlang herum. Bey jedem Kreislaufe des Rades müssen die oben gedachten sechs Gebetsworte (Omma wi pad me chu) ausgesprochen werden.

Es ist auch bey den Torgouten nichts ungewöhnliches, daß Ehemänner, die aus Frömmigkeit Narren oder des weltlichen Lebens müde sind, Weib, Kinder und Vermögen verlassen, und sich in den geistlichen Stand begeben; da sie denn eine Art von Noviciat auszustehen haben, bevor ihnen die Tonsur gegeben, d. i. der Haarschopf abgeschnitten wird, und sie zu Gädsülls geweihet werden. Alle Dsjungoren versichern, daß dieses bey ihnen nicht erlaubt sey. Dagegen behaupten die Torgouten mit einem heiligen Eifer, daß es eine gottgefällige Sache sey.

Die Kalmucken haben unter sich auch eine Art Zauberer oder Schamanen, die aber nicht unter die geistlichen oder heiligen Personen gehören, sondern viel-

vielmehr verabscheuet, und die Ausübungen ihrer verbotnen Künste sogar geahndet zu werden pflegen. Es sind gemeine Leute, theils weiblichen, theils männlichen Geschlechts; jene werden Udughe, diese aber Böh genannt. Sie sollen nur alle Monathe einmal zaubern, und zwar in derjenigen Nacht, in welcher der Neumond antritt. Sie bedienen sich keiner Zaubertrommeln, sondern lassen eine Schaale mit Wasser bringen, tauchen ein gewisses Kraut darein, und besprengen zuerst damit die Hütte. Darnach haben sie gewisse Wurzeln, welche sie in jede Hand nehmen, anzünden, und mit ausgestreckten Armen allerley Gerberden und gewaltsame Leibesbewegungen machen, wobey sie beständig die Sylben, Dschi Eje Jo jo, singend wiederholen, bis sie in eine Art von Wuth gerathen, da sie denn auf die vorgelegten Fragen, wegen verlorner Sachen oder zukünftiger Begebenheiten, Antwort geben.

Bey der Geburt eines gemeinen Weibes wird ein Priester gerufen, der die gehörigen tangutischen Gebete bey dem Zelte verlesen muß. Der Mann der Gebärerin spannt indessen um sein Zelt ein Netz auf, und muß, bis das Kind geboren ist, mit einem Knüttel in der Hand ein beständiges Luftgefecht um das Zelt her machen, und Gart Tschetkirr (Fort Teufel!) rufen, um nämlich den satanischen Boten abzuhalten. Bey Vornehmen werden so viele betende Priester auf die Hut gestellt, daß diese Wache schon hinlänglich ist, die bösen Geister zu vertreiben. Die Wöchnerinn wird auf vierzig Tage für unrein erklärt, und darf dem Gottesdienst nicht beywohnen.

Im

Im vierten Jahr wird der Knabe zum Gellüng gebracht, der einige Gebete über ihn verlieset, und ihm etwas vom Kopfhaar abschneidet, welches die Mutter sorgfältig aufzuheben, und wol gar bey ihrem Amulet eingewickelt, auf der Brust hängend, zu tragen pflegt. Soll diese Ceremonie vielleicht eine Art Taufe oder Initiation seyn?

In Absicht der Begräbnisse wird nach der Todesstunde aus den Büchern die Art bestimmt, wie mit dem Leichnam verfahren, und gegen welche Himmelsgegend vom Lager er getragen werden soll. Man hält ein Begräbnißfest, wobey man Vieh schlachtet, schmauset und trinkt, und die Verwandten den Todten zu seiner Bestimmung bringen. Ihre Begräbnißarten sind sechserlei. Die eine und gemeinste ist, daß man den Leichnam in die offne Steppe, mit dem Kopfe gegen Osten, ohne alle Kleider so hinlegt, daß er mit dem Kopfe auf dem einen Arme gleichsam schlafend ruht. Am Kopfe zu beyden Seiten, und an dem Fußende, werden vier Stäbe in die Erde gesteckt, an welchen zu oberst viereckige, mit tangutischen Gebeten schwarz beschriebene Stücke von blauem Kitaika angebunden sind, die wie Flaggen wehen; wobey sie glauben, daß die Bewegung dieser geschriebenen Gebete völlig so wirksam ist, als das Hersagen. Die zweyte Begräbnißart ist, daß man den Körper in ein benachbartes Gehölz oder Buschwerk trägt; die dritte, daß man ihn ins Wasser wirft; oder, viertens, in die Erde begräbt; und fünftens mit einem Steinhaufen bedeckt; oder endlich sechstens verbrennt. In allen den fünf ersten Fällen, welches die Begräb-

nißarten der Gemeinen und auch der niedrigen Geistlichkeit sind, steckt man die Fahnen so nahe zum Leichnam, als man nur kann. Außer diesen Todtengebeten aber lassen die Verwandten auch durch die Priester eine Art von Seelenmessen für die Abgeschiedenen lesen, die nach der Tageszeit, an welcher der Todte den Geist aufgegeben hat, eingerichtet ist. Diese Gebete pflegen gewöhnlich 49 Tage zu dauern; und alsdenn erhalten die Verwandten noch drey Gebetsflaggen von dem Priester, die sie gleichfalls bey dem Todten aufstecken, und sich gemeiniglich weiter nicht um ihn bekümmern. Sie urtheilen überhaupt aus der Todesstunde, ob der Mensch fromm, oder ruchlos gewesen sey. Für ein sehr übles Zeichen halten sie es, wenn die bloß hingeworfenen Körper von den wilden Thieren nicht berührt werden.

Das Verbrennen der Leichname ist allein den Lamen, den Nojons oder Fürsten, und einigen wenigen heiligen Personen vorbehalten. Die Asche von solchen Körpern wird sorgfältig gesammlet, mit Weyhrauch vermischt, und nach Tibet zum Dalai Lama geschickt.

So wie der Pabst zu Rom im 16. Jahrhundert Ablaßbriefe ausschrieb, wodurch man Vergebung der Sünden erhielt; so macht es auch der Pabst in Tibet. Er übt eben sowohl wie jener seine hierarchische Gewalt aus, und pflegt den Geistlichen, die zur Einsammlung milder Gaben für seine Tempel oder für seinen Schatz unter die zum Tibetanischen Aberglauben bekehrte Horden abgefertigt werden, ein Be-

glau-

glaubigungspatent, welches zugleich Ablaß der Sünden verkündigt, zu ertheilen. Allein auch hiebey sieht man, wie die Europäer die Asiaten in allen Künsten und Wissenschaften übertreffen. Wie ungerecht ist es, den Pabst zu Rom zur Zeit seiner höchsten Macht mit dem guten Dalai Lama zu vergleichen! Was dieser thut, thut er auf Befehl des Kaisers und rechtmäßigen Oberherrn der Länder, wo er lebt: einem jeden wird verstattet — nicht befohlen — etwas beyzutragen, und gegen die, welche den Abgesandten hindern, ist nicht ein einziger frommer Fluch, wie dergleichen im Bullarium magnum zu lesen sind, ausgesprochen. Jene Mäckler aus Rom erpreßten das Geld fast in ganz Europa, und brandschatzten es; der tibetanische Ablaßkrämer schränkt sich auf wenige Provinzen von Asien ein. Jene suchten ihrem Herrn sein Pränumerationsgeld wieder zu verschaffen, dieser sammlet Geld zum Besten des Tempels. Jene privilegirten durch ihre Indulgenzen alle Sünden, weil diese alle für Geld erlassen wurden: dieser aber erkennt bloß das gute Betragen gegen den Dalai Lama und die Allmosen, die man giebt, für gute Werke, und verspricht dafür Belohnung. Wie weit billiger denkt also der Dalai Lama, als jener Hierarche an der Tiber!

Vielleicht wünschen einige Leser, einen solchen Ablaßbrief des Dalai Lama kennen zu lernen. Hier ist er:

Denen auf dem Erdkreis zerstreut wohnenden verschiedenen Völkern, denen unter Vierzig Herrschaften vertheilten Mongoln, sieben Ge-

meinen der Chalcha, vier Bundesgenossen (Oerot oder Kalmucken), dreyzehn Statthalterschaften von Kara-Kitai, allen um den blauen See (Kukunagur) wohnenden ehrbaren Lamen, Chanen, Oangs, Beis und Böilis, Ambanen, großen und kleinen Befehlshabern, Saissanen, Ssaiten, und allem Volke sey kund:

„Unser Schabinar (Clericus oder Jünger), „Nahmens Dschimba-Dschalzan, von der Herr„schaft des Dschonja-Arabdschamba, welcher „uns vordem schon in Einsammlung verschiedener „Geschenke und Gaben von gutwilligen Seelen, „zum Schatz des Tempels Weißan Daben (mit„telsten reinen Orts) und aller seiner Nebengebäu„de, seinen aufrichtigen Eifer bezeugt hat, wird „izt wiederum von uns in die obbenannten Gegen„den entlassen, und auf die nemliche Weise, die „Gaben gutgesinnter Gläubigen einzusammlen, „welche zum Heil ihrer eigenen und aller Seelen „angewendet werden sollen. Wenn jemand auf „sein Anhalten aus Eifer freywillig etwas beyzu„tragen geneigt ist; so wird solchem nach seiner „Religion und guten Absicht das zu thun hiedurch „verstattet. Uebrigens soll jedermann obgedachten „Lama weder durch Entwendung oder Beraubung, „noch durch andere Beleidigungen, oder Verwei„gerung des Unterhalts und der Pferde zur Ab„wechselung, nicht nur nicht hinderlich seyn, son„dern vielmehr alle mögliche Beyhülfe und freund„lichen guten Willen aus reinem Herzen und Ge„wis-

„wissen leisten. Alles, was auf diese Art Gutes „geschieht, wird, so wie die im Glauben ertheil„ten freywilligen Gaben, allen, die sich dadurch „würdig bezeigen, nicht nur in dieser Welt, zu „Erlangung eines beständigen Glücks, sondern „auch in einer andern zur Erjagung der ewigen „Seligkeit gereichen. Zur Bekräftigung dessen, „ist diese Urkunde in unserm großen Residenzschlosse „Bu-Dala gegeben im Jahr Aerremondon„Nochi (männlichen Holzhunde Jahr d. i. 1754.) „in den ersten guten Tagen des ersten guten Mo„nats.„

(L. S.)

Des an der Westseite des himmlischen Gottes glücklich wohnenden, des wahren Glaubens Erhalters, und über alles erhabenen Dalai Lama Petschaft.

Diese Unterschrift war sinesisch, madschurisch und tangutisch geschrieben, in langem Royalformat auf gelbem Atlaß, oben mit dem Bildniß des Dalai Lama und einigen wohlthätigen, unten aber mit einem zornigen Götzen verziert, überdies mit einer Rolle zum Aufwickeln und einem geschickten cylindrischen Behältniß versehen. Ein mongolischer Lama hatte dasselbe nach Absterben dessen, dem es eigentlich ertheilt worden war, in seine Hände bekommen, machte davon Gebrauch, und sammelte unter Selenginskischen Mongolen Collecten, daher er von dem Chambo-Lama, als Oberhaupt der dortigen Clerisey, bey der rußischen Obrigkeit belanget, und dieses falschen Patents beraubt ward. Das Patent lautete so:

„Auf Befehl des Allerhöchsten Chuande *) (Kai„sers) der Reiche, Syten, Daschan, Dschydipo, „oder Sesepo, Schütonscha, Schidseu Tjukun, Bi„schi, Dytschedschingan, Dyke, Schansi, und „Dsyen — von dem an der rechten (westlichen) Sei„te des großen heiligen Gottes beglückt auf Erden „wohnenden Verweser und Vereiniger aller unter dem „Himmel wohnenden Bekenner des wahren Glaubens „zu der einigen Gotteslehre — Utschir-Dara „Dalai-Lama **) ist dieses gegeben.

(L. S.)

(Hier steht der Stempel oder das Petschaft (Tamga) des Chuande, als die Erlaubniß zur Ertheilung des Passeports.)

Als ein Parallel zu dem Ablaß des Dalai Lama führe ich den Ablaßbrief an, den der Dominikanermönch Tezel auf Erlaubniß des Pabstes Leo X. in ganz Deutschland vertheilte. Er lautet so: „Es erbarme sich deiner unser Herr Jesus Christus, und spreche wegen des Verdienstes seiner heiligsten Leiden dich von deinen Sünden los. Und ich absolvire dich, kraft seiner und seiner heil. Apostel Petri und Pauli und des heil. Pabstes Autorität, die mir in diesen Gegenden ertheilt und anvertrauet ist, erstlich von allen kirch-

*) Dieses ist die vorangesetzte Titulatur des Sinesischen Kaisers, als dermaligen Oberherrn über Tibet, oder doch denjenigen Theil des Landes, wo der Dalai Lama residirt.

**) Utschir-Dara bedeutet Scepterhalter; es sind aber die kleinen Scepter der Geistlichkeit zu verstehen.

kirchlichen Censuren, auf welcherley Art du dieselben auch verdienet haben magst, und dann von allen deinen Sünden, Uebertretungen und Ausschweifungen, so abscheulich sie auch immer seyn mögen; selbst von denen, worüber allein der heil. Stuhl erkennen kann, und so weit sich die Macht der Schlüssel der heil. Kirche erstreckt, erlasse ich dir alle Strafen, die du wegen deiner Sünden im Fegfeuer verdienst; ich gebe dir die Erlaubniß, die heil. Sacramente der Kirche wieder zu geniessen: ich setze dich wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen ein, und in die Reinigkeit und Unschuld, die du bey deiner Taufe hattest, so daß für dich, wenn du stirbst, die Pforten der Hölle verschlossen, und die Thore des Paradieses und der Glückseligkeit geöfnet seyn sollen: und wenn du auch vor diesmal nicht stürbest, so soll doch diese Gnade ihre völlige Kraft behalten bis auf den Augenblick deines Todes. In dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.„

Fr. Johann Tezel,
eigenhändig unterschrieben.

Man hielt den Ablaß so in Ehren, daß, wenn ein Ablaßkrämer in einen Ort einzog, man die päbstliche Bulle, in Sammet oder Gold eingebunden, vorhertrug, und die Einwohner der Stadt mit Fahnen und Lichtern entgegen giengen. Wer sich dem Ablaß widersetzen wolle, sey ein Ketzer und gehöre auf den Scheiterhaufen. Wie weit schändlicher machte es der Pabst, als der Dalai Lama! Es gab eine römische Cam-

Cammer-Taxe für alle Sünden; sogar für den Menschenmord, wenn man hiezu behülflich ist, bezahlte man 30 Turonesen 7 Dukaten 6 Caroli; ein Vatermord, Mutter- Bruder- und Schwestermord wurde zu 4 Turonesen 1 Dukaten 8 Caroli angesetzt, und eben so viel bezahlte eine Frau, die einen Trank genommen, um die Frucht zu tödten, oder ein Vater, der den Trank der Mutter gegeben. Für einen Kindermord bezahlten Mann und Frau zugleich 6 Turonesen 2 Dukaten. Da gab es keine auch noch so schändliche Sünde, wofür man nicht Ablaß kaufen konnte. Der Vorwand zum Ablaß in Europa mußte der Bau der St. Peterskirche in Rom seyn, so wie bey dem Ablaß des Dalai-Lama der Tempel Weißan Daben. Bey letzterm war es eine freywillige Gabe, bey ersterm aber wurde es dadurch Zwang, weil man darohne den Himmel verlor. So privilegirte der Pabst zu Rom alle Laster, da der Pabst zu Tibet freywillige Beysteuer zum Tempel und zur Unterstützung des Lama forderte! So groß war die Gewalt der Hierarchie!

Religionsgeschichte
afrikanischer Völker.

Einleitung.

Ich komme jetzt zu Afrika, diesem Lande der Schwarzen, dessen Innerstes wir noch gar nicht kennen, und das vorzüglich zur Schande der Menschheit wegen des Sclavenhandels berühmt ist. Entehrend ist der Gedanke, den Neger für einen verfluchten Sohn des Chans zu halten, kann er doch uns, als seine grausamen Räuber, für Albinos ansehen, die nur aus Schwachheit der Natur so entartet sind, wie der weisse Bär und Seehund nahe beym Nordpol.

Welche große Strecken von glühendem Sand giebt es hier, den noch nie der Fuß des Wanderers zu betreten wagte, weil er in Gefahr war, entweder durch heisse Winde sein Leben zu verlieren, oder vom Sande verschüttet zu werden! Nur armselig sind unsre Nachrichten aus dem eigentlichen Afrika. Wir kennen darin theils diejenigen Länder, die unter einem gemäßigten Himmelsstrich liegen, und schon einen gewissen Grad von Cultur erhalten haben, theils sind uns die Küsten bekannt, weil der goldgierige Europäer

sie

sie befuhr: aber die Religion dieser Völker, ihre Sitten und Gebräuche kennen wir sehr unvollkommen, weil Europäer diesen Welttheil nicht wie die arabischen Karawanen durchstrichen sind. Von Aegypten, diesem sich durch seine Lage, Gebräuche und Religion so auszeichnenden Lande, habe ich schon im ersten Theile geredet, und werde von seinen Pyramiden und Grabhügeln noch im Folgenden sprechen. Es bleiben mir also noch die Neger, die Marokaner und die Küstenbewohner übrig.

Nicht alle Völker dieses Welttheils sind Neger, sondern diese wohnen nur an den östlichen und westlichen Küsten, als den niedrigsten und heissesten Gegenden. Vom Gambia- oder Senegastrom fangen eigentlich die Negergeschlechter an, die sich über Guinea, Loango, Kongo, Angola tief hinab verbreiten. Sie haben ihre Religion völlig nach ihrem Lande geformt. Die harte Unterdruckung und das grausame Verfahren, welches die Europäer gegen sie bewiesen, halten sie für eine Schickung ihrer Gottheit, die sie sich als feindselig denken, die ein Vergnügen daran finden müßte, wenn sie gequält würden. Daher schreiben sie die Wohlthaten, die sie empfangen, nicht der Gottheit, sondern der Natur zu. Die ganze Natur füllen sie mit Fetissen an, d. h. mit solchen Dingen, die sie göttlich verehren, und die sie zu Wohnungen ihrer Götzen bestimmen. Hiezu veranlaßt sie theils ihre wenige Aufklärung, theils die Nachläßigkeit der Europäer, die aus Goldgeiz nicht wünschen, daß diese Völker aufgeklärter seyn mögen.

Nur

Nur gar zu gern erfüllet der rohe Mensch die Natur mit Geistern; besonders wenn sein Blut noch mehr durch die Stärke der Sonne erhitzt, und seine lebhafte Einbildungskraft in Feuer gesetzt wird, so findet er allenthalben Fetissen, die er entweder als Schutzgeister ansieht, oder die ihm auch Schaden verursachen. Alle so genannten Lares bey den Römern waren ursprünglich eine Art von Fetissen. Der Mensch fühlt sich selbst zu schwach, und will daher gerne von höhern Geistern bewacht seyn, deren Anzahl aber nach dem heissern oder kältern Clima vermehrt oder vermindert wird. Der erhitzte Afrikaner findet sie in Felsen, Bergen, Bäumen, Fischen, Werkzeugen ꝛc., die er alle als der Gottheit geweihte Dinge betrachtet, und deren Verletzung er für Entehrung der Gottheit hält.

Die Religion der Negern kann man wol mit Recht eine Religion der Dummheit und des Aberglaubens nennen, denn man kann kaum zwei Schritte gehen, ohne nicht Dinge anzutreffen, die sie für Götter halten. Und auch bey ihnen wird der Satz bestätigt, daß jedes Volk die größte Hochachtung für seine Religion hat, und sie eben so gut für sein Eigenthum ansieht, als sein Land. Man nehme dem schwarzen Neger seine Götter, und er fällt in Traurigkeit und Melancholie, daher auch gütige Europäer bey ihrem Menschenraub es ihnen gestatten, ihre Götter oder Fetissen mit zu nehmen. Auch bey ihnen zeigt sich der Betrug der Priester, die diese Fetissen alle Jahre vermehren, indem sie kleine aus fetter Erde gemachte Bilder dafür verkaufen. Im Gegen-

theil

theil machen sie sich auch kein Gewissen daraus, diese Fetissen, wenn sie ihre Gebete nicht erhören, abzustrafen oder wol gar zu zerbrechen. — Die Hottentoten, die in Absicht ihrer Bildung in der Mitte zwischen den Negern und andern Völkern stehen, haben eben deswegen, weil sie nicht so gemißhandelt werden, auch einen weit vortheilhaftern Begriff von ihrer Gottheit. Sie denken sie sich als ein gütiges Wesen, das niemandem Schaden zufügt.

Ausserdem sind in Afrika noch viele gemischte Völkerschaften, theils Europäer, Araber, Muhamedaner, Mauren, deren Religions-Systeme sehr mit einander vermischt sind, indem ein jeder von der väterlichen Religion, die er aus seinem Lande mitbrachte, etwas beybehalten hat.

Eine allgemeine Einförmigkeit der Religion läßt sich in einem ganzen Welttheil nicht erwarten, besonders nicht in Afrika, worin sowohl das Clima und die Bildung sehr verschieden sind, als auch verschiedene Völkerschaften zu verschiedenen Zeiten sich niedergelassen haben, und daher jede Völkerschaft auch ihren besondern Gottesdienst hat.

XIV.

Religionsgeschichte
der Schwarzen
auf der Goldküste.

Religionsgeschichte der Schwarzen auf der Goldküste.

Die Religion der Schwarzen theilet sich in unzählige Secten, und es giebt fast kein Dorf oder Familie, die nicht in diesem Stücke von einander unterschieden wären. Sie glauben meistens an einen Gott, dem sie die Schöpfung zuschreiben, aber ihre Begriffe wegen dieser Gottheit sind noch sehr verwirrt, und nicht bestimmt. Sie beantworten die Fragen, die man der Religion wegen an sie thut, auf eine Art, die mit der Vernunft nicht übereinstimmt. Ihre ganze Antwort, wenn man ihnen ihre Ungereimtheiten vorstellt, ist: der Fetisch hätte sie so unterrichtet, oder ihnen befohlen, solches zu thun. Sie stellen sich ihren Gott als schwarz und boshaft vor, der ein Vergnügen daran finde, die Menschen auf mancherley Art zu quälen. Der Gott der Europäer wäre sehr gut, weil er ihnen so viele Wohlthaten erzeigte, und mit ihnen wie mit Kindern umginge. Andre fragen mur-

Man sehe dies zum Theil als Auszug aus der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, 4. Band p. 173. und Bibliothek der Geschichte der Menschheit, 2. Band p. 16., an.

murrend: Warum Gott nicht auch gegen sie so gütig wäre? warum er sie nicht mit wollenem und leinenen Zeuge, Eisen, Metall und dergleichen, wie die Holländer, versorgt hätte? Die Holländer antworteten ihnen darauf: Gott hätte ihnen ja Gold, Palmwein, Früchte, Korn, Ochsen, Ziegen, Hühnervieh, und viele andere Nothwendigkeiten als Zeichen seiner Güte gegeben. Aber davon lassen sie sich nicht überzeugen, daß diese Dinge von Gott kommen.

Sie sagen, die Erde, und nicht Gott, versorge sie mit Golde, das aus ihrem Eingeweide gegraben würde. Die Erde gäbe ihnen Maiz und Reiß, und zwar nicht ohne ihre Arbeit. Die Früchte hätten sie den Portugiesen zu verdanken, von denen sie gepflanzt worden, ihr Rindvieh versorge sie durch seine Fruchtbarkeit mit Fleisch, und die See liefere Fische. Allein demohngeachtet wäre ihr Fleiß und Arbeit nöthig, die Verbindlichkeit aber, Gott zu danken, sähen sie nicht ein.

Sie gestehen indessen, daß der Regen von Gott kömmt, der nicht nur die Erde und die Bäume fruchtbar mache, sondern auch Gold aus den Bergen gebe. Demohngeachtet sagten sie, sie wären nicht so glücklich, als die Holländer, welche Gott mit so mancherley Dingen versorgte, sie glaubten nemlich, man finde die europäischen Waaren auf dem Felde, und die Gottheit selbst verfertige sie.

Sie opferten niemals ihrem Gott, riefen ihn auch niemals an, sondern wendeten sich in aller ihrer Noth zum Fetische, und beteten zu ihm um glücklichen

lichen Fortgang ihrer Unternehmungen. Sie dachten sich, wie fast alle wilden Völker, ihren Gott schwarz, und ihre Priester versicherten, er erschiene oft am Fuß der Fetischbäume, wie ein schwarzer Hund. Da die Europäer ihnen gesagt haben, dieser schwarze Hund hieße der Teufel: *) so fallen sie fast in Ohnmacht, wenn sie hören, daß jene sagen: der Teufel hole dich.

Viele von den Schwarzen bilden sich zwey Götter ein. Der vornehmste, sagen sie, ist weiß, und heißt Bossum und Jangu-Man, das ist guter Mann. Diesen halten sie vorzüglich für den Gott der Europäer, die er mit allen guten Sachen versorgt. Der andre Gott ist schwarz, und sie nennen ihn nach der portugiesischen Sprache Demonio oder Diabro, und halten ihn für einen boshaften und schädlichen Geist. Diesen fürchten sie sehr, und erzittern selbst bey seinem Namen, weil sie ihm alles Unglück zuschreiben. Sie stehen in dem Aberglauben, daß der Teufel sie schlüge, und ihnen in der Gestalt eines schwarzen Hundes erschiene, und diesen Aberglauben wissen die Priester zu nutzen, denn sie fordern Geschenke von ihnen, um den zornigen Fetisch zu besänftigen, der sie sonst, wie sie drohen, umbringen würde. Sie verkaufen kleine hölzerne Hacken, die, nach ihrer Sage, der Teufel an den Fuß des Fetischbaums bringt, und niemand wagt es, sie anzurühren, als die Priester, die solche austheilen und verkaufen. Manche davon sollen die Kraft haben, Häuser zu beschützen;

*) Marchais Reise, I. Band S. 300.

schützen; andre dienen für Canoes, Felder, Viehställe, oder zum Schutze kleiner Kinder.

Sie opfern aber dem Teufel nicht, beten ihn auch nicht an, sondern alle ihre Opfer und Fragen von Wichtigkeit werden an den Fetisch oder vielmehr an den Priester selbst gerichtet. Ob sie auch gleich wunderthätige Beschwörer fest glauben; so sind sie doch nicht der Meinung, daß ein Beschwörer seine Künste mit Hülfe des Teufels machen könne: sondern sie sehen es als eine Gabe Gottes an, und halten es für ein göttliches Wunderwerk.

Der Teufel wird jährlich zu einer besonders dazu bestimmten Zeit aus allen ihren Städten mit vielen Umständen vertrieben. Erst geht ein achttägiges Fest vorher, das mit allen Arten von Singen, Springen und Lustbarkeiten zugebracht wird. Zu dieser Zeit ist allen die Freyheit zu reden verstattet, und sie mögen die Fehler, Betrügereyen und Laster ihrer Obern so frey besingen, als sie wollen. Der einzige Weg, ihnen den Mund zu stopfen, ist, daß man sie stark trinken läßt, welches gleich den Ton ändert, und die Satyren in Lobgedichte verwandelt.

Am Morgen des achten Tages jagen sie den Teufel mit einem jämmerlichen Geschrey fort. Alle laufen hinter einander, und werfen Unflath, Steine, Holz, und was ihnen in die Hände kömmt, so dicht wie Hagel hinter dem Satan her. Wenn sie ihn weit genug von der Stadt gejagt haben: so kehren sie alle zurück, und endigen so ihren achttägigen Gottesdienst. Um versichert zu seyn, daß er nicht sobald wieder

kömmt,

kömmt: so reinigen und scheuern die Weiber alle ihre irdenen und hölzernen Gefäße sehr wohl, um solche von aller Unreinigkeit und dem Teufel zu befreyen.

Die Schwarzen von Ante trieben den Teufel auf eben die Art aus, aber diese werden von einem weit schlimmern Teufel geplagt, ob sie ihn gleich Gott nennen. Wenn jemand die vermoderte Seite des Riesen anrührt, so stirbt er augenblicklich.

Sie glauben auch die Erscheinungen der Geister und Gespenster, die oft die Leute erschrecken; und wie darf man sich hierüber wundern, da ihre Begriffe von Geist nicht deutlich sind, und sie lange nicht das feine ätherische Wesen darunter denken, als wir? Glaubt nicht sogar unter uns der gemeine Mann Erscheinungen der Geister, vorzüglich wenn eine Person, die sich durch ihre Lebensart besonders ausgezeichnet hat, gestorben ist.

Von einem bestimmten Zustande nach dem Tode wußten sie nichts; allein sie leugneten ihn doch nicht, sondern versorgten die Todten mit Lebensmitteln, damit sie in der andern Welt keinen Mangel hätten; und wenn sie etwas verloren, so glaubten sie, es sey von ihren verstorbnen Freunden, die es brauchten, weggenommen worden.

In Absicht auf die Erschaffung des Menschen sind ihre Meinungen eben so unterschieden, als wegen des künftigen Zustandes. Die meisten glauben, der Verstorbene gehe sogleich nach dem Tode in eine andere Welt, wo er in eben der Verfassung, wie hier, lebe, und alle Opfer, die ihm seine Freunde nach dem Tode

bringen, gebrauche. Aber von zukünftigen Belohnungen und Strafen, wegen der guten oder bösen Handlungen des gegenwärtigen Lebens, haben sie keinen Begriff. Doch glauben einige, der Todte werde unmittelbar zu einem berühmten Flusse gebracht, der sich tiefer im Lande befinde, und Vosmanque hiesse. Hier fraget ihr Gott: was er für ein Leben geführet habe? Ob er die Festtage des Fetisches sorgfältig beobachtet, sich aller verbotenen Speisen enthalten, und seine Eide heilig gehalten habe? Ist dies, so wird er sanft über den Fluß geschwemmt in ein Land, das an allen Arten von Vergnügungen einen Ueberfluß besitzt, etwa wie das muhamedanische Paradies. Hat er aber wider eine von diesen Regeln gesündigt, so stürzt ihn Gott in den Fluß, wo er ersäuft und in die ewige Vergessenheit kömmt. Andre glauben, sie kämen nach dem Tode ins Land der Weissen und würden in Weisse verwandelt, oder sie nähmen auch die Leiber der Thiere an. Diese Lehre hat etwas ähnliches mit der Lehre des Pythagoras von der Seelenwanderung.

In Absicht der Erschaffung des Menschen sind ihre Meinungen ebenfalls getheilt. Der größte Theil glaubt, der Mensch sey von einer Spinne gemacht; andre aber, die die Schöpfung des Menschen Gott zuschreiben, sind in den Gedanken, er habe anfänglich sowol schwarze als weisse Menschen erschaffen. Sie sagen weiter, Gott habe diesen beyden Arten von Menschen zweyerley Gaben, nemlich Gold und die Wissenschaft der Künste, auch zu lesen und zu schreiben, angeboten. Die Schwarzen hätten zuerst gewählt,

wählt, und das Gold genommen, die Wissenschaften aber den Weissen überlassen. Gott hätte ihnen ihre Bitte gewährt, aber aus Zorn über ihren Geiz beschlossen, sie sollten die Sclaven der Weissen, und diese ewig ihre Herren seyn.

Es würde zu weitläuftig und zu unangenehm seyn, alle ihre verschiedenen Meinungen von der Schöpfung der übrigen Elemente hier anzuführen, da sie sehr abgeschmackte Meinungen davon haben.

Es giebt keine Bilder auf der Goldküste, bis man nach Ardea kömmt, wo man Götzenbilder zu tausenden antrift. Aber die Einwohner gebrauchen, statt der Götzen, Dinge, die sie Fetische nennen.

Das Wort Fetisch oder Fetisse ist portugiesisch, und zeigt eine Bezauberung an. Die Schwarzen haben es von den Portugiesen erborgt, da bey ihnen Bossum ein Götze heißt. Diese Fetische sind sehr unterschieden, kaum zwey Schwarze auf der Küste von Guinea sind in der Gestalt oder Art, sie zu verehren, einig. Einer hat ein Stück rothes oder gelbes Holz, ein anderer einen Zahn von einem Hunde, Tyger oder einer Zibetkatze, der dritte einen Elephantenzahn, ein Ey, oder den Knochen oder Kopf von einem Vogel, oder andre Dinge zum Fetisch oder Gott geheiligten Sache. Jeder hat mehrere Fetische, einen nimmt er mit in seinen Canoe; die andern werden zu Hause verwahrt, und, wenn sie Dienste geleistet haben, vom Vater dem Sohne hinterlassen.

Man trift in den Wäldern und Büschen viele Altäre an; denn welches rohe Volk verehrt nicht Gott

in einem Hain? — die mit allerley Arten von Fetischen besetzt sind, und worauf irdene Töpfe voll Maiz, Reiß und Früchte stehen. Fehlet ihnen Regen, so setzen sie Wasserkrüge; und im Kriege Säbel und Dolche, um Sieg von ihnen zu erbitten, vor die Altäre. Zu Ehren ihres Fetisches enthalten sie sich gewisser Speisen und Getränke. Gemeiniglich thun sie dieses Versprechen bey dem Antritte ihrer Ehe, und glauben, sie würden augenblicklich sterben, wenn sie es verletzten. Daher ißt der eine kein Rindfleisch, der andere kein Ziegenfleisch oder Hühnervieh, der dritte enthält sich vom Palmwein oder Brantewein; und sie halten dies so strenge, als ob ihr Leben darauf stünde.

Jeder Mann, oder wenigstens jeder Hauswirth, hat einen Fetisch, der, ihrer Meinung nach, den Lebenslauf genug bemerket, die Guten belohnet und die Bösen bestrafet. Die Belohnung besteht in einer grossen Menge Frauen und Sclaven, und die Strafe in deren Entziehung. Die schrecklichste Strafe aber, von der sie einen Begriff haben, ist der Tod, vor welchem sie sich ungemein fürchten. Und in der That macht nur dieses sie in allen Sachen, welche die Religion betreffen, so eifrig, und verursachet, daß sie sich von verbotenen Speisen und Getränken enthalten; weil sie befürchten, der geringste Genuß davon würde sie hinrichten. Mord, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen werden für keine Sünde gehalten, weil sie solche mit Gelde büßen können, dies geht aber bey andern Missethaten nicht an, daher ihnen solche beständig zur Last bleiben.

Sie

Sie haben jährlich mehrere Tage, die denen Fetischen heilig sind. Der Haupttag ist der Tag ihrer Geburt, den sie vorzüglich dadurch feyern, daß sie ihren Fetisch und seinen Altar abwaschen, und ihren Cörper mit derselben Farbe anmahlen, die der Fetisch hat, und einen weissen Ring tragen. Andere feyern den Freytag in jeder Woche, wie wir den Sonntag, und wenden ihn dazu an, den Fetisch zu schmücken, und ihm einige Präsente oder Opfer zu bringen.

Ausser diesen Fetischen für Privatpersonen haben sie auch öffentliche, die zum Schutze eines ganzen Landes oder einer Gegend bestimmt, und bisweilen ein großer Berg oder ein merkwürdiger Baum, bisweilen eine Art von Fischen oder Vögeln sind, die sie alle als Gottheiten verehren. Tödtet ein Schwarzer von ohngefähr einen solchen Vogel, so wird er scharf bestraft, und ein Weisser kommt in Lebensgefahr. Diesen Vögeln setzt man auch zu essen und zu trinken hin, und man findet dergleichen Opfer oft in Wäldern.

Besondre Ehrfurcht haben sie gegen den Schwerdtfisch und Bonito; nie fangen sie sie vorsätzlich. Fängt man einen Schwerdtfisch unversehens; so essen sie ihn nicht, bis das Schwerdt abgeschnitten ist, welches sie alsdann getrocknet als einen Fetisch ansehen. Die Palmbäume sind diejenigen, die sie am meisten als Fetische heiligen. Dergleichen geweihte Bäume findet man überall, *) und selten wird ein Schwarzer bey ihnen vor-

*) Auch in Preussen bey Welau war eine Eiche so groß, daß, als sie verdorret war, ein Reuter zu Pferde darin umwenden konnte.

vorbeygehn, ohne einige Streifen von der Rinde mitzunehmen, solche zwischen den Fingern zusammen zu winden, und als ein Verwahrungsmittel um den Unterleib, Arm und Füße zu binden. Wer einen solchen Baum umhauet oder beschädigt, der verdirbt die Früchte im ganzen Lande, daher 1598 acht oder zehn Holländer hingerichtet worden, die einen solchen Baum beschädigt hatten.

Die höchsten Berge, die dem Donner und Blitz am meisten ausgesetzt sind, dienen, ihrer Meinung nach, den Göttern zur Wohnung, wie beym Homer Jupiter auf dem Olymp, Ossa und Pelion wohnt. *) Hier bringen sie Opfer von Reiß, Maiz, Hirse, Brodt, Wein, Oel und dergleichen. Sie verehren auch heilige Felsen und Hügel; jede von ihren Städten schickt zur bestimmten Zeit an diesen Felsen gewisse Canoes, um daselbst zu opfern, damit der Ocean besänftigt werde und die Stürme sich legen, sie aber desto besser ihren Handel an den Küsten fortsetzen können.

Der öffentliche Fetisch zu Capo Corse ist der Felsen Tabra oder Tabora, der nach Art einer Halbinsel stumpf

*) Ueberhaupt wohnen bey alten und wilden Völkern die Götter auf den Bergen, hier sehen wir, wie Alterthum und rohe Menschheit mit einander übereinkommen. Tacitus läßt darum die Götter auf Bergen wohnen, quod maxime coelo appropinquent, precesque mortalium a Deo nusquam propius audiantur; und Aeschylus nennt den Berg Tmolus ἱερὸν Τμῶλον, und Philostratus sagt von den Indianern, daß sie den Berg Caucasus Θεῶν οἶκον nenneten.

stumpf hervorragt, und von dem Ende der Klippe, worauf das Kastell steht, herausgeht. Vor vielen Jahren scheiterten aus Versehen an diesem Felsen alle Fischercanoes, und weil dies an einem Dienstage geschah, so bringen sie seit der Zeit denselben mit Müssiggehn, Tanzen und Lustbarkeiten zu. Der Fetischman opfert jährlich diesem Felsen eine Ziege und etwas Rum. Er ißt und trinkt selbst ein wenig davon, und schüttet das übrige mit seltsamen Stellungen und Anrufungen in die See.

Seen, Flüsse und Teiche bekommen auch einen Antheil an der Verehrung. Ein Reisender war bey einer besondern Ceremonie gegenwärtig, die an einem Teiche unweit Akkra angestellt wurde, um bey sehr dürrer Zeit Regen von ihm zu erlangen. Eine große Menge Schwarzen versammelte sich um den Teich, und brachte ihm ein Schaf, dessen Kehle der Priester in den Bänken des Salzteiches abschnitte, so daß das Blut sich mit dem Wasser vermengte. Darauf machte er ein Feuer an, indessen andre das Thier in Stücken schnitten, solches auf Kohlen brieten, und es, sobald es gut war, aßen. Sodann warfen zwey von ihnen, unter dem Murmeln einiger Worte, einen Topf in den Teich. Weil nemlich dieser Teich einer von ihren großen Gottheiten, und der gemeine Bote aller Flüsse im Lande war; so erbaten sie sich dadurch seinen Beystand, und ersuchten ihn, daß er diesen Topf unmittelbar zu den andern Flüssen und Teichen führen möchte, um Wasser für sie zu kaufen, und sie hoften, er würde bey seiner Zurückkunft den Topf voll Wasser auf ihr Korn schütten, daß sie eine gute Erndte hätten.

ten. Dieser Teich ward in den folgenden Zeiten von den Portugiesen ausgetrocknet, worüber die Wilden sehr aufgebracht wurden, und nun diese Gegend verließen.

Der Aberglaube gegen die Fetische ging sehr weit, bald versprachen sie sich von einem Fetisch Hülfe gegen ihre Feinde, bald wickelten sie ihn in ein Stück Zeug ein, damit er nichts ausschwatzte. Man ist nicht im Stande, sie von ihrem Irthum und Aberglauben zu überzeugen, selbst fehl geschlagene Erfahrung vermag es nicht, denn sie schreiben die Schuld nicht dem Fetisch, sondern sich zu.

Vor allen Dingen fürchten sie sich, bey ihnen zu schwören, in der Meinung, sie würden, wenn sie einen falschen Eid thäten, unmöglich noch eine Stunde leben. Eine Verbindlichkeit zu bekräftigen, sagen sie: wir wollen zur fernern Bestätigung Fetische machen. Wenn sie den Eidtrank trinken, so setzen sie ordentlicherweise den Wunsch hinzu: daß sie der Fetisch umbringen möchte, wofern sie nicht alles erfüllten, wozu sie sich verbunden hätten. Die Anführer der um Sold gemietheten Hülfsvölker trinken ihn mit dem Wunsche, ihr Fetisch solle sie hinrichten, wenn sie nicht mit allen Kräften Beystand leisteten, den Feind auszurotten. Jetzt wird dieser Eid nicht mehr gehalten. Der Priester hat die Macht, sie von diesem Schwur loszusprechen. Schwört der Priester aber zuerst, so darf er niemand vom Eide lossprechen, ohne die Einwilligung aller, die es angeht, zu haben; solcher Eid ist alsdann unverbrüchlich.

Wenn

Wenn ein Eid gebrochen wird, so bilden sie sich ein, die Person werde von dem Eidtrank aufschwellen, bis sie berstet, oder sich sonst abzehren. Die erste Wirkung ist, wie sie glauben, den Frauen eigen, die ihn trinken, wenn sie eines Ehebruchs beschuldigt werden. Auch bey dem Argwohne wegen Diebstahls, den man nicht beweisen kann, wird er getrunken.

Der Eid wird vor des Priesters Fetische abgelegt. Der Schwarze, der ihn ablegen soll, wird gerade vor denselben gestellt, und fragt den Priester um den Namen seines Fetisch. Sodann nennt er den Fetisch bey seinem Namen, und erzählet ausführlich, wozu er sich durch den Eid verbinden will, mit dem Ersuchen, daß der Götze ihn hinrichten solle, wenn er falsch schwöre. Dies thut er dreymal, und geht zwischen jedemmale rings herum. Darauf nimmt der Priester etwas von den Sachen, daraus der Fetisch gemacht ist, berührt des Schwörenden Kopf, Arme, Leib und Füße, hält es über seinen Kopf und schwingt es zweymal herum. Nachher schneidet er von einem jeden Finger jeder Hand und einer Zähe an jedem Fuße ein Stück von seinen Nägeln, auch einiges von seinen Haupthaaren ab, und wirft solches in den Kasten, worin der Fetisch steht. Wenn alles dies geschehn ist, so hält man den Eid für fest verbindlich.

Auch diese Nation fürchtet sich, wie alle Wilden, vor Donner und Blitz; Elemente, die jedem rohen Natur-Menschen fürchterlich seyn müssen, weil er nicht weiß, woher sie entstehen, und die er für Zeichen der erzürnten Gottheit ansieht.

Grau-

Grausam war es immer, diese Völker in ihrer Religion zu kränken, und ihnen ihre Götter zu nehmen; allein wir wissen Beyspiele aus der Geschichte genug, daß Europäer ihre Fetische zerstört und sie mit Füßen zertreten haben.

Die guineischen Schwarzen haben keine Eintheilung des Jahrs in Monate und Wochen, als in sofern sie solche von den Europäern gelernt haben. Sie rechnen aber ihre Zeit nach dem Monde, woraus sie die gehörige Saatzeit erlernen. Indessen ist es wahrscheinlich, daß ihnen die Eintheilung der Monate in Wochen seit langer Zeit ist beygebracht worden, weil jeder Wochentag in ihrer Sprache seine eigene Benennung hat.

Die Schwarzen tiefer im Lande theilen die Zeit in eine glückliche und unglückliche ein. Die erste hat wieder große und kleine Abtheilungen. In einigen Ländern dauert die große glückliche Zeit neunzehn, und die kleine sieben Tage, die aber nicht unmittelbar auf einander folgen: denn es kommen allezeit sieben unglückliche Tage zwischen beyden. Dies ist eine Art von Feyer; denn sie reisen alsdann nicht, unterlassen die Feldarbeit, und unternehmen nichts wichtiges, sondern bleiben müßig zusammen. Sie feyern zwey festgesetzte Festtage, den einen in der Erndte, den zweyten bey dem vorbeschriebenen Teufelaustreiben.

Ihr Gottesdienst kann in einen allgemeinen und besondern abgetheilt werden. Der erste betrift die ganze Nation oder Stadt, die sich öffentlich versammelt: der letztere ist der Privatgottesdienst einzelner

Per-

Personen und Familien. Wegen übler und unfruchtbarer Witterung, Wasserfluthen oder großer Dürre, werden öffentliche und allgemeine Andachten von ganzen Völkerschaften und Städten angestellt. Die Häupter der Stadt oder Nation versammlen sich alsdann, und berathschlagen sich mit dem Priester, auf was für Art dem Elende am besten abzuhelfen ist. Ihre Anordnung wird durch einen öffentlichen Ausruf im Lande bekannt gemacht, und wer dawider sündigt, der hat eine große Geldstrafe zu erlegen. Wenn die Fischerey in Abnahme kömmt; so opfern sie der See. Dies geschieht ordentlich im August oder Herbstmonate, da die Erfahrung sie lehrt, daß eine große Menge Fische gefangen werden; und doch heißt das allemal eine Wirkung des Opfers.

Besondere Tage in der Woche sind zum Gottesdienst bestimmt, hieran trinken sie vor dem Untergange der Sonne keinen Palmwein. Sie sind sodann ganz weiß gekleidet, und mit weißer Erde bestrichen.

An diesem Tage schlachten sie einen Hahn, und, wenn sie reich sind, manchmal ein Schaf. Dieß opfern sie blos mit Worten ihrem Gott, und glauben, es sey genung, wenn sie ihm nur sagen, daß sie es für ihn geschlachtet haben. So wie er aber gar nichts davon erhält, so bekommt auch der Eigenthümer das wenigste: denn die Freunde und Bekannte fallen darüber her, reissen es mit den Händen in Stücken, und jeder sucht etwas davon zu bekommen, welches sogleich ans Feuer gebracht wird. Ob es rein oder unrein ist, daran liegt nicht viel. Das Eingeweide schneiden sie in kleine Stücken, reinigen und kochen

es mit Lunge, Leber und Herzen, nebst etwas Salz und guineischem Pfeffer, ohne das Blut abzuwaschen, und dies halten sie für ihre niedlichsten Leckerbissen.

Der Sabbath der Negern fällt überall auf der Goldküste auf den Dienstag, ausser zu Ante, wo man ihn, wie bey den Muhamedanern, am Freytag feyert. Er unterscheidet sich von den übrigen Tagen in dem Verbote zu fischen, und heißt der Fetischtag. Es wird an demselben kein Markt gehalten, und kein Palmwein geduldet. Kurz, es wird kein Geschäfte vorgenommen, ausser daß man den Leuten auf den fremden Schiffen erlaubt, zu handeln. An dem Fetischtage wird mitten auf dem Markt eine viereckige Tafel gesetzt, die auf vier Pfosten, jeder etwa zwey Ellen hoch, ruhet. Die Tafel ist von Stroh und Schilf fest in einander gewebt. Um die Ecken ist sie mit mancherley Ringen oder Fetischen von Rinden oder Zweigen gezieret, und auf ihr befindet sich Korn, nebst Gefäßen mit Palmöl oder Wasser. Dieses opfern sie dem Fetische, der es, ihrer Meinung nach, ißt; ob es gleich, wider ihr Wissen, von den Priestern gegessen wird. Wenn sie bey ihrer Zurückkunft die Tafel ledig finden; so bestreichen sie solche mit Palmöle, und setzen von neuem Essen und Trinken darauf, in den Gedanken, daß es ihrem Fetische angenehm sey. An diesen Fetischtagen hält der Priester, mitten auf der Tafel sitzend, an das ringsum ihn versammlete Volk eine Rede, die sie sehr aufmerksam anhören. Allein hier sind die Ceremonien nicht fest bestimmt, und die Reisebeschreiber weichen von einander ab.

Des

Des Abends wird der Palmwein, der an diesem Tage von den Bäumen gezogen worden ist, dem Könige gebracht, der ihn unter seine Hofleute und Grossen austheilt.

Von den Priestern auf der Goldküste.

Ihre Priester heissen Fetisseros, worin sie den Portugiesen nachahmen. Sie tragen eine Kleidung wie einen Heroldsrock, von grober Leinewand oder Sarsche. Um denselben legen sie eine Binde, die mit kleinen Knöchelchen von gebratnen Hühnern besetzt ist. Der übrige Theil ihres Körpers ist ganz nackend, und aus den Fasen des Fetischbaumes tragen sie Kniebänder. Die Schwarzen tiefer im Lande berichten den Schwarzen auf der Goldküste, weit hinauf wohne ein großer Priester in einem schönen Hause, von dem sie lauter Wunderwerke erzählen. Ihm stehen Wind und Wetter zu Gebote, und er ändert solche nach Gefallen. Sein Haus ist ohne Dach, und doch allemal vom Regen frey. Er weiß nicht nur vergangne Dinge, sondern auch zukünftige gewiß, und sagt sie so genau vorher, als ob er sie sähe, heilet auch alle Arten von Krankheiten. Seine Landsleute sagen, alle, die sich bey seiner Wohnung aufhalten, müssen vor ihm erscheinen, und sich von ihm befragen lassen. Findet er, daß sie ein gutes Leben geführet haben, so schickt er sie in Frieden an einen glücklichen Ort. Im Gegentheile aber tödtet er sie zum zweyten male mit einer dazu verfertigten Keule, die allezeit vor seiner Wohnung bey der Hand liegt. Dieser Schwarze wird un-

gemein verehret, und als eine Art von Halbgott angesehn.

Wegen der großen Kräfte, die sich bey den Fetschiren befinden, suchen alle Leute, selbst die Könige, ihre Freundschaft, besonders damit sie die Fetische bewegen sollen, ihnen bey allen Gelegenheiten günstig zu seyn.

Durch List wissen die Priester ihr Ansehn zu erhalten, indem sie das vorhersagen, wovon sie durch natürliche Klugheit den Erfolg wissen können. Bey Arzeneyen bekräftigt die Erfahrung, was er versprochen hat. Haben die Fischer kein Glück gehabt; so bilden sie sich ein, ihr Fetisch sey zornig, und geben deswegen dem Priester Geld, daß er ihn besänftigen und bewegen soll, ihnen wieder Fische zu geben. Der Priester geht hierauf in dem besten Putze in Proceßion durch die Stadt; sie weinen, schlagen sich auf die Brust, klopfen in die Hände, und machen einen grossen Lerm. Wenn sie an die Seeseite kommen, so hängen sie die Aeste von gewissen Bäumen um den Hals, welche sie für die Fetische halten, die ihnen Fische senden. Darauf nimmt der Priester, um sie zu besänftigen, eine Trommel, und schlägt darauf. Alsdann wendet er sich zu seinen Frauen, und thut, als ob er sie ausschelte, und sich mit ihnen zankte. Endlich wirft er Korn und andre gemalte Kleinigkeiten in die See, und kehrt darauf nach Hause zurück.

Nimmt die Menge der Handelsleute in einer Stadt ab, und der König findet, daß seine Einkünfte dadurch vermindert werden; so wendet er sich an seinen Fetischbaum, opfert ihm Speisen, und schickt nach

dem

dem Priester, welcher den Baum fragen muß, ob bald Kaufleute ankommen werden. Der Priester geht mit seinen Frauen zu dem Baume, macht einen zugespitzten Aschenhaufen, und steckt einen abgerissenen Ast von dem Baume hinein. Dann nimmt er einen Mund voll Wasser, spritzt solches auf den Ast, sagt seinen Frauen etliche Worte, und wiederholet eben das. Nach vielerley seltsamen Bezeigen bestreichen sie sich die Gesichter alle mit Asche, und wiederholen darauf des Königs Frage laut. Hierauf hören sie eine Stimme, und erhalten, wie sie sagen, eine Antwort, mit der sie zum Könige zurückgehn.

Wenn die Schwarzen in einen Krieg ziehen, Handel treiben, reisen, oder etwas von Wichtigkeit unternehmen wollen; so ist ihr erstes, daß sie den Fetisch um den Ausgang desselben durch den Priester befragen. Die Wahrsagerey desselben kündigt selten etwas Böses an, sondern muntert sie meistens zur Hofnung eines glücklichen Erfolgs auf. In diesem Falle zweifeln sie nicht im geringsten daran, und thun alles gehorsamst, was ihnen befohlen wird. Jeder Priester hat seinen besondern Fetisch, die alle auf verschiedne Art zubereitet sind, und dem Priester das meiste einbringen müssen.

Ich halte mich nicht auf, die verschiednen Arten, den Priester zu befragen, die eben so lächerlich, als abgeschmackt, sind, hier alle anzuführen. Die listigen Priester werden durch die Dummheit des Volks immer kühner gemacht. Sie befragen, vermittelst einer Art wilder Nüsse, ihre Götzen; hier geben sie vor, daß sie solche von ohngefähr aufheben und wieder fallen

lassen, worauf sie nach der geraden oder ungeraden Zahl die Antwort ertheilen: allein alles ist Betrug, der dem Priester Vortheil einbringen muß. Er weiß die Meinungen des Volks zu lenken, wie er will, und behält immer Recht, die Sache mag einen glücklichen Erfolg haben, oder nicht.

Wenn jemand stirbt, so wird ihm ein neuer Fetisch gemacht, der ihn in die andre Welt begleiten soll: wahrscheinlich denken sich also diese Völker die Fetische als Genii, die den Menschen begleiten, so lange er lebt, nach dem Tode aber zugleich mit ihm aufhören.

Die Priester sind die einzigen Leute, die auf öffentliche Kosten erhalten werden, und von Arbeit frey sind. Den größten Gewinn machen sie durch den jährlichen Verkauf der Fetische an das Volk; ihr Preis steigt, je nachdem mehr Gutes durch sie bewirkt wird. Auch bey ihnen treffen wir Begriffe von Fortdauer nach dem Tode an, denn sie glauben, daß ein Freund oft den andern zu sich in die elysäischen Felder riefe. Die ehrlichen guten Leute giengen zu Gott, lebten wohl, hätten gute Weiber, gut zu essen: aber Schelme und Betrüger würden, ohne Ruhe zu genießen, hin und her geworfen. Hiemit stimmt auch die Meinung der Neger überein, welche, wenn man sie in die Colonien führt, sagen: wenn sie hier stürben, so kämen sie nach ihrem Tode wieder in ihr Land zurück.

XV.

Religionsgeschichte

der Bewohner

von

Loango, Congo, Angola und

Benguela.

Einleitung
in die Religionsgeschichte von Loango und Congo.

Die große Unbekanntschaft, worin wir in Absicht des größten Theils von Afrika leben, macht, daß wir auch wenig von der Religionsgeschichte der dortigen Völker wissen. Nimmt man Aegypten, Nigritien, Nord= und Süd=Guinea aus; so sind die übrigen Gegenden von Afrika uns noch ganz unbekannt. Sonsten gehörten zu diesen unbekannten Ländern auch die Königreiche von Loango und Kakongo, wenigstens waren die Nachrichten dorther äusserst ungewiß und sich widersprechend, und ihre Religionsgeschichte mit tausend Fabeln vermischt, bis de Manet und Projart uns in neuern Zeiten bessere Nachrichten davon gegeben haben. Auch diese haben aus den Berichten der Mißionarien geschöpft, die Treue genug im Erzählen beweisen, nur Schade, daß sie oft hintergangen wurden, und nicht frey von Vorurtheilen waren. Einer der ältesten Reisebeschreiber vom Königreich Loango ist Odardo Lopez, aus dessen Papieren und mündlichen Erzählungen sein Freund, Philipp Pigafetta, ein Italiäner und guter Mathematiker, nicht nur eine weitläuftige Beschreibung von Congo, sondern auch kurze Nachrichten von allen Ländern, die

die von Loango an bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung, und von diesem bis nach Nubien und Aethiopien hinauf liegen, zusammen gesetzt hat. Der Titel dieses Buchs ist: A Report of the Kingdom of Congo, a Region of Africa, and of the Countries that border rounde about the same. Drawen out of the Writings and Discourses of Odoardo Lopez a Portingall, by Philippo Pigafetta. Translated out of Italian by Abraham Hartwell. London 1597.

Odoardo Lopez war von Benevento in Portugal gebürtig, und gieng im Jahr 1578 auf ein Kaufartheyschiff nach Congo. Nachdem er sich mehrere Jahre in diesem Königreich aufgehalten, wurde er vom Könige in Congo erwählt, als Gesandter an die Höfe von Madrid und Rom zu gehen, um daselbst wegen einiger geschickten Geistlichen zur Ausbreitung und Vermehrung des Christenthums in Congo anzuhalten. Nach vielen Unglücksfällen kam er endlich in Sevilla an; allein Philipp der Zweyte erklärte ihm, daß man jetzt keine Zeit habe, an geistliche Eroberung für die Kirche zu denken. Zu diesem unangenehmen Vorfall kam noch die niederschlagende Nachricht, daß der König von Congo, der ihn als Gesandter abgeschickt hatte, gestorben war. Nun wandte er sich an Sixtus den Fünften, der ihn zwar gnädig aufnahm, doch nichts zur Ausführung seines Vorhabens beytrug. Er war also genöthigt, unverrichteter Sache nach Congo zurück zu kehren, woselbst er bald starb, und geschriebene Nachrichten zurückließ. Das Buch selbst ist ohne die geringste Ordnung und Kunst geschrieben: aber

aber selbst dieser gänzliche Mangel von Ordnung ist ein Beweis seiner Zuverläßigkeit, wenigstens der Treue des Herausgebers. Es enthält nicht nur die besten und zuverläßigsten Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums in Congo und über die ganze Verfassung des Reichs, sondern es liefert auch eine kurze Beschreibung aller übrigen Länder der ganzen südlichen Hälfte von Afrika, über deren Genauigkeit und Uebereinstimmung mit spätern Reisebeschreibungen man erstaunen muß. Zu bewundern ist es immer, daß Lopez bey dem allgemeinen Hange des sechzehnten Jahrhunderts zum Wunderbaren frey von dieser Krankheit ist. Zwar blickt hier und dort noch der Geist des Jahrhunders durch, und er als frommer Catholik mußte der Maria besonders große Kräfte zuschreiben: allein wie leicht ist ihm dieses zu verzeihen, wenn er uns nur sonst glaubwürdige Nachrichten mittheilt!

Auf ihn folgt Andrew Battel, dessen Abentheuer und Beobachtungen man beym Purchoß Vol. II. S. 970-985. und V. 770-773., und in Projarts Geschichte von Loango auszugsweise S. 272. findet. Er gieng im Jahr 1589. mit einem gewissen Abraham Cooke zu Schiffe, um an der Brasilianischen Küste zu kapern, wurde aber von den Portugiesen gefangen genommen, und als Gefangener nach der Stadt St. Paul in Angola geschickt. Er kam zu den Gagas, einem menschenfressenden Volke, durchstreifte mit ihnen einen großen Strich des südlichen Afrika, und gelangte endlich nach Loango, wo er drey Jahre blieb. Ueberhaupt hielt er sich achtzehn Jahre in Afrika auf. Seine Erzählungen enthalten viele son-

derbare Zufälle, und seine Nachrichten stimmen mit den Berichten der Mißionarien überein. Er sagt nicht bloß das, was diese nachher bestätigt haben, sondern er ist noch umständlicher, als sie, und ihre Erzählungen können aus den seinigen ergänzt werden.

Hierauf folgt Dapper, der aber Afrika nicht selbst gesehn, sondern seine Nachrichten nur aus andern Reisebeschreibern gesammlet hat. Sie ist 1670 zu Amsterdam gedruckt. Diese Reisebeschreibung ist deßwegen merkwürdig, weil mehrere sie genutzt haben, seine Nachrichten sind aber äusserst unzuverläßig, weil er selbst keinen Prüfungsgeist besaß, und nur die Bücher nutzte, die die weitläuftigsten Nachrichten enthielten. Die Schriften, die er benutzte, sind jetzt fast alle verloren gegangen. Seine meisten Nachrichten nimmt er aus den Schriften eines gewissen Samuel Blomerts, die ihn, wie er sagt, von dem berühmten Isaac Vossius mitgetheilt worden. Er rühmt diesen Samuel Blomert als einen Mann, der sich lange in den von ihm beschriebenen Gegenden aufgehalten, viele Königreiche, Städte und Dörfer, die kein anderer nenne, beschrieben, und vieles von den Gewächsen und Thieren, von den Sitten, dem Handel und Gottesdienste der Einwohner aufgezeichnet habe, was man in allen übrigen Reisebeschreibern vergebens suche. Blomerts Mängel, sagt er, habe er aus den Schriften des Samuel Bruno, Pigafetta, Eduard Lopez, Linschoten, Purchas und Jarrick verbessert. Des Odoardo Lopez Beschreibung von Congo, aufgesetzt von Pigafetta, muß Dapper nicht in Händen gehabt haben, weil er den Pigafetta und Lo-

pez als zwey verschiedene Reisebeschreiber anführt. — Samuel Bruno wird auch von andern, besonders vom Astley, unter dem Abschnitt von Loango citirt: und nach dem letztern sollte seine Reisebeschreibung in de Bry India Orientalis stehen. — Des Jesuiten Petri Jarrici Thesaurus Rerum Indicarum 1615. IV. Tom. 4. enthält eine umständliche Beschreibung der Verdienste der Jesuiten um die Ausbreitung der christlichen Religion in Brasilien, einigen Gegenden von Afrika und Ostindien bis aufs Jahr 1611. Im Anfange des zweyten Bandes steht eine Beschreibung von Congo, worin sehr viel Unrichtiges. Alle übrigen ältern Reisebeschreiber hier aufzuzählen, halte ich für zu weitläuftig und für zweckwidrig, da ich keine Litterärgeschichte der Reisebeschreibungen schreibe.

Zu denen, die Afrika selbst gesehn und beschrieben haben, gehören in der Folge P. Cavazzi, der sich 12 Jahr, von 1654 bis 1666, als Mißionar in Congo, Angola und Matamba aufhielt. Dies ist das beste Werk über Congo, das Labat aus dem Italiänischen frey übersetzt hat. P. Cavazzi Relation historique de l' Ethiopie occidentale, traduite de l' Italien par le P. Labat à Paris 1732. V. Tomes. Vorzüglich weitläuftig sind seine Abhandlungen über die Gager, die im zweyten Theile stehn. Er spricht von der grausamen Temban Dumba, die die Gesetzgeberin der Gager wurde, die den ganzen Staat auf Kindermord, Menschenfresserey und Verehrung der Todten gründete, und, um ihre Unterthanen an den ersten zu gewöhnen, ihren einzigen Sohn in einem Mörser zerstieß, und allen Müttern

tern befahl, ihre männlichen Kinder gleich nach der Geburt umzubringen, oder aufzufressen. Diese Gesetze nannte sie Quixilles, die nach dem Zeugnisse des Cavazzi über hundert Jahre von den Gagern beobachtet wurden. Er spricht von den Opfern von vielen hundert Menschen, von Mahlzeiten, von Feinden und Freunden, doch so übertrieben, daß sie nothwendig in einem Menschenalter sich selbst und alle ihre Nachbaren hätten verzehren müssen.

Am Werthe folgt auf ihn Des Marchais, dessen Reisebeschreibung ebenfalls der P. Labat ausgearbeitet hat. Des Marchais Voyage en Guinée, Isles Voisines et a Cayenne en 1725–1727. par le P. Labat a Amsterdam. IV. Tom. en 12.

Hieronymus Merolla, ein Capuziner, der im Jahr 1682. als Mißionar nach Congo gieng, und seiner Beschreibung von Congo einige Nachrichten über Loango und Kakongo einstreuet, man findet sie in Churchill's Collection of Voyage I. 650 – 754. Der König von Kakongo schickte an ihn eine Gesandtschaft, worin er erklärte, daß nicht nur er, sondern auch das ganze Reich die christliche Religion annehmen wollte. Allein der König starb, ehe dieses Werk zu Stande kam.

Zu den Sammlungen von Reisen gehört die von Astley (London 1746. IV. Vol. 4.). Im dritten Bande findet sich von diesen Ländern, besonders aber von Loango, ein weitläuftiger Abschnitt, der von S. 212 – 233. geht, und aus den beurtheilten Schriftstellern zusammen gezogen ist. Dieses ist be-

nutzt

nutzt in der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und Lande, im IV. Band S. 651 – 686. Das neueste, was wir über Loango und Kakongo haben,*) ist des Abbé Projart Geschichte von Laongo, Kakongo und andern Königreichen in Afrika, aus den Nachrichten der Vorsteher der französischen Mißion. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1777. 8., und de Manet neue Geschichte des Französischen Afrika. Aus dem Französischen. Leipzig 1778.

Religionsgeschichte der Bewohner von Loango, Kakongo und Benguela.

Ich entwerfe hier eine Religionsgeschichte der Bewohner der westlichen Küste von Afrika, die in mehrere Königreiche getheilt ist, unter welchen Loango das merkwürdigste ist, ausser dem ich aber auch noch mich auf Kakongo, Congo, Angola und Benguela beziehe. Diese Völker erkennen ein oberstes Wesen, das sein Daseyn keinem andern zu danken hat, aber der Grund des Daseyns aller übrigen Dinge ist. Sie glauben, daß es alles Gute und Schöne in dieser Welt geschaffen hat, daß es, vermöge seiner Natur, gerecht ist, die Gerechtigkeit also in andern liebt, Falschheit und Meineid hingegen strenge straft. Sie nennen es Jambi, nehmen seinen Namen zur Bezeu-

*) Diese Nachrichten habe ich am meisten benutzt.

zeugung der Wahrheit, sehen Meineid als eins der größesten Verbrechen, und eine gewisse Krankheit, die sie Zambi-anpongu nennen, als seine Strafe an. Menschen, die damit behaftet sind, erklären sie ohne Umstände für Meineidige.

Ausser diesem gerechten und vollkommenen Gott glauben sie noch einen andern, dem sie ganz entgegengesetzte Eigenschaften zuschreiben. Der erste hat alles erschaffen; dieser zerstört alles, ist ein Freund der Unordnung, und sucht den Menschen zu schaden: er ist der Anstifter und Urheber aller Ungerechtigkeit, des Meineides, des Raubes, aller Vergiftungen und anderer Verbrechen. Von ihm kommen alle traurige Zufälle, Schäden, Krankheiten, Unfruchtbarkeit der Felder, mit einem Worte, alles Elend der Menschen und selbst der Tod. Sie nennen ihn Zambi-an-bi, Gott der Bosheit. Diejenigen, die nur allein den Glauben ihrer Väter kennen, suchen blos die böse Gottheit zu besänftigen, weil sie fest überzeugt sind, daß der gute Gott von selbst gnädig gegen sie seyn werde. Einige essen, um jene geneigt gegen sie zu machen, gar kein Geflügel oder Wildpret: andere enthalten sich von gewissen Arten von Fischen, Baum- und Hülsenfrüchten. Es findet sich aber keiner, der nicht ein Gelübde gethan hätte, sein ganzes Leben über ein gewisses Nahrungsmittel gar nicht zu sich zu nehmen. Die einzige Art, ihm zu opfern, besteht darin, gewisse mit ihren Früchten beladene Bäumchen ihm zu Ehren ersterben zu lassen. Der Bananasbaum wird vorzüglich dazu gewählt.

Gewis-

Gewisse Speisen und Getränke sind sowol in Congo und Angola, als in Loango verboten, denn in diesen drey Ländern ist die Religion, wenn man einige wenige Gebräuche ausnimmt, einerley. Alle unerlaubte Speisen heissen in Loango Kin, die man nicht essen darf, ohne den schrecklichsten Zorn eines Mokißo auf sich zu ziehn. In einigen Familien sind es Fische, in andern Hühner u. d. gl. Dieses Verbot halten sie so unverbrüchlich, daß, wofern einer auch unwissend von einem Kin gegessen hat, ihn sogleich solche Angst überfällt, die ihn ausser sich selbst setzet, und oft bis zum Tode quält. Die Ehrfurcht gegen die Mokissos oder Götzenbilder ist sehr groß, wovon sie eine unzählige Menge haben. Einige sind wie Menschen, andere wie kleine Stöcke mit eisernen Häckchen oder kleinen Figuren an einem Ende, gebildet. Noch andere bestehen in länglichten Schachteln, die sie an Bindfaden um den Hals tragen; oder in kleinen Strickchen mit einigen Federn oder Schneckenhäusern durchflochten, die sie um den Leib oder die Arme winden. Sogar verehren sie einige irdene Töpfe mit weisser Erde allein, oder rother und weisser Erde angefüllt, und mit allerhand Lumpen, Fischhacken und eisernen Stiftchen behangen, als Mokißen, von deren Gnade ihre Gesundheit und Leben abhängen. Ihre Furcht nicht nur vor den National-Mokißo's, sondern auch vor den Mokißo's eines jeden einzelnen Menschen ist so groß, daß jemand die größten Kostbarkeiten an den öffentlichen Weg sicher hinlegen kann, wenn er nur Ziegenhörner, Vögel, Federn, Gras oder dergleichen darauf legt, um anzuzeigen, daß er es unter sei-

seines Mokißo's Schutze gelassen habe. Die National-Mokißo's werden dazu gebraucht, entwandte Sachen wieder herbey zu bringen. Man führt einen davon unter dem Schalle von Trommeln und Trompeten auf den Markt, in der festen Zuversicht, er werde die Schuldigen entdecken. Erscheinen diese nicht, so führt man ein noch berühmteres herbey, und vervielfältigt den Gesang sowohl als die religiösen Gebräuche. Dies ist bey den Negern von so großer Wirkung, daß sie alsdann sich selbst angeben.

Sie haben besondere Lehrmeister zur Verfertigung dieser Götzen, die sie Enganga Mokisso nennen, und deren Geschicklichkeit sie sehr bewundern. Wenn jemandem von dem Enganga ist gerathen worden, einen Mokisso zu machen: so bittet er alle seine Nachbarn, Freunde und Bekannte zusammen; mit deren Hülfe er ein Haus von Palmästen für seinen Mokisso bauet und funfzehn Tage darinnen bleibt; neun Tage darf er nichts reden, und während der ganzen Zeit mit niemandem umgehen. Auf jeder Seite des Mundes trägt er eine Papageyenfeder; und wenn ihn einer angreift, so darf er nicht in die Hände klopfen, sondern muß auf einen Block, den er hält, mit einem kleinen Stocke schlagen; dieser Block ist ausgeschnitten, oben enge, in der Mitte hohl und am Ende befindet sich ein geschnitztes Menschengesicht. Der Enganga hat dreyerley dergleichen Blöcke, große, mittlere und kleine. Darauf begiebt sich die Gesellschaft auf einen ebenen Platz, auf dem keine Bäume wachsen, und schließen einen Kreis um einen Kerl mit einer Trommel. Indem dieser anfängt, zu schlagen oder zu singen;

gen; so fängt der Beschwörer zu tanzen an. Die übrigen folgen ihm, und man besingt den Preis des Mokisso; wobey man ihn zugleich um seine Hülfe bittet. Der Verfertiger des Mokisso tanzet auf zwey bis drey Tage um die Trommel.

Endlich nähert sich der Enganga dem Verfertiger des Mokisso mit einem schrecklichen Lärmen und Geschrey, und schlägt alsdenn auf vorerwähnte Blöcke. Er spricht dabey einige Worte, und machet dann und wann rothe und weisse Flecke auf desselben Schläfe und Augenlieder, die Herzgrube und jedes Gliedmaaß, damit er dadurch fähig werden soll, den bösen Geist zu empfangen. Hierauf wird er besessen, machet schreckliche verzuckte Gesichter und strecket den Leib in seltsame Stellungen mit grausamen Geschrey, nimmt Feuer in die Hände, und beißt ohne sich zu beschädigen. Manchmal führen ihn ihre Teufel in die Wildniß, wo er sich den ganzen Leib mit grünen Blättern bedeckt. Mittlerrweile geben sich seine Freunde alle mögliche Mühe, ihn durch den Trommelschlag aufzufinden, und wenn er den Schall davon endlich gehört hat; so begiebt er sich zurück, und wird nach seinem Hause gebracht, wo er als todt liegt. Darauf fragt ihn der Beschwörer, was ihm soll angethan werden? Der Geist giebt durch des Besessenen Mund eine Antwort, und dieser arbeitet und quälet sich mittlerweile, als ob er große Schmerzen ausstünde. Darauf fangen sie an zu singen und zu tanzen, bis der Teufel aus ihm herauskömmt, und es wird ihm, zu Erinnerung seiner Pflicht, ein Ring um den Arm gelegt. Der Mokissos giebt es eine große Menge, die theils

von dem Orte, wo sie sich befinden, theils von der Sache, woraus sie bestehn, ihren Namen haben. So giebt es zu Thiriko einen großen Flecken, ein grosses auf Pfeilern erhöhetes Haus, und der Mokisso sieht einem Mann ähnlich. Der Ganga ist Herr des Fleckens, und verrichtet den Dienst alle Morgen, welcher in einigen Worten und Beschwörungen besteht. Ein Jüngling steht bey ihm und antwortet. Zu dieser Zeit empfiehlt der Ganga seinen Mokisso's die Gesundheit des Königs, das Wohl des Landes, die Erhaltung der Saat, das Glück der Kaufleute und den guten Fang der Fischer. Wenn er dem Könige langes Leben und Gesundheit wünschet: so schlagen alle beystehende zum Zeichen ihrer Gewogenheit und ihres Beyfalls die Hände zusammen. Einen andern Mokisso giebt es zu Boesibatta; sein vornehmster Zierrath besteht in einer viereckigten Tasche aus Löwenhaut, die er mit Hörnchen, Muscheln, Steinchen, eisernen Glocken, trockenen Aesten, Kräutern, Federn, Gummi, Wurzeln, Saamen, Schlüsseln, Lappen, Zähnen, Haaren, und Nageln der weissen Zwerge, Doendus genannt, und dergleichen um den Hals hat.

Kikokoo, ein schwarzes hölzernes Bild, das einen sitzenden Mann vorstellet. In Kinza, einer Stadt an der Seeküste, wo sich ein gemeines Begräbniß findet, sagen sie ihm zu Ehren tausend lächerliche Lieder her. Sie flehen seine Hülfe an zum Fischfangen, oder um die Canoes ins Wasser zu treiben. Malemba ist ein Mokisso, worauf sie viel halten, und dienet zu des Königs Gesundheit. Es ist eine Matratze

tratze von ohngefähr anderthalb Fuß ins Gevierte, oben mit einem Bande, an welchem kleine Körbchen, Siallops oder Muscheln, Federn, getrocknete Röhrchen von Cassia, Klappern rc. hangen, die alle mit Takoel roth gemalt sind. Heiliges Wasser hiemit gefärbt wird auf des Gangas oder Königes Leib gesprengt, und dazu wird ein besonderer Gesang gesungen. Die Vornehmen, die zugegen sind, bekommen aus eben diesem Gefäße einen rothen Strich auf ihren Leib, und haben die Ehre, den Malemba mit seinen Gefäßen, Bürsten und Geschirre wegzutragen, und solche wieder an ihren Ort zu bringen.

Ich übergehe hier die vielen andern Mokissos, die sehr verschieden sind, bald ein Sack mit Hörnern, der mit Kreide angefüllt ist, Mokisso Kossi, bald alte Topfscherbeln, Mokisso von Kimaye, oder andere große Bilder und Klappern, und kommen zu ihren Priestern.

Die Gangas oder Priester werden Scinghilli, d. i. Götter der Erde, genannt. Ihr Oberhaupt, Ganga Khitorna, wird als Gott der Erde angesehn. Diesem, und nicht der Vorsehung, schreiben sie den Wachsthum der Pflanzen zu, und bringen ihm daher die Erstlinge. Er rühmt sich, keines natürlichen Todes sterben zu können, und, um seine Anbeter in dieser Meinung zu bestärken, ruft er einen seiner Schüler, wenn er merkt, daß sein Ende nahe ist, zu sich, und theilt ihm seine Macht, Regen und Fruchtbarkeit hervor zu bringen, mit. Hierauf befiehlt er ihm, mit einem Stricke oder Keule ihn zu tödten. Würde dieses nicht beobachtet, sagen sie, so würde die Erde

bald unfruchtbar werden. Die Gangas aus der niedern Classe sterben gewöhnlich auch eines gewaltsamen Todes, und meistens freywillig. Sie rühmen sich, daß es in ihrer Gewalt stehe, trocken Wetter oder Regen zu verschaffen, so wie man sich zur Zeit der Dürre vom König von Loango, den man als Gott verehrt, Regen ausbittet. Oft irren sie sich in ihren Weissagungen, allein alsdann schieben sie die Schuld auf andere. Sie haben eine gefährliche Art von Eiden, sie thun nemlich in die Frucht Nichesi ein ungemein starkes Gift, und geben sie der beschuldigten Person zu essen. Sobald sie davon gegessen hat, schwellen ihr Zunge und Kehle so, daß, wenn nicht ein Wahrsager gleich ein Gegengift brauchet, sie sogleich bey der Probe sterben muß. Die ältesten von den Priestern lassen diejenigen, die in ihre Gesellschaft aufgenommen werden wollen, eine zahllose Menge von Prüfungen und lächerlichen Gebräuchen durchgehn. Niemand zweifelt daran, daß diese Gangas nicht Gemeinschaft mit dem bösen Gott haben, und die schicklichsten Mittel wissen, ihn zu besänftigen. Es scheint, als wenn sie in die Gangas eben so viel, oder noch mehr Zutrauen, als in ihre Götzenbilder selbst, setzen. Man bedient sich ihrer als Orakel der Zukunft, und sieht sie als Wahrsager und Zauberer an. Diese Priester sind, wie bey den Aegyptiern, zugleich Aerzte, und geben vor, die Kräuter am besten zu kennen. Wenn sie zu einem Kranken kommen, so fragen sie nach dem Sitze des Uebels, und fangen an, auf den leidenden Theil zu blasen; nachher machen sie Umschläge, und umwinden die Glieder an verschiedenen

nen Stellen mit kleinen Bändern. Wenn sie zu einem reichen Kranken gerufen werden, so versammlen sie aus der ganzen Gegend alle Musikanten, so viel sie deren nur auftreiben können, und gehen ganz in der Stille in die Wohnung des Patienten. Beym ersten Zeichen sezt sich der ganze Haufe in Bewegung, von welchem einige mit Saiten-Instrumenten versehen sind, andere auf hohle und mit Fellen überzogene Stämme schlagen, und noch andere sich auf Trompeten oder kleinen Trommeln üben. Sie vereinigen alle ihre Stimmen mit dem Geräusche der Instrumente, und machen um das Bett des Kranken einen fürchterlichen Lärmen, der oft mehrere Tage und Nächte anhält. Wird der Zustand des Kranken schlimmer, so bemühen sie sich, aus ihren Instrumenten die schneidendsten Töne zu ziehen, und lassen die ganze Nachbarschaft von ihrem Geschrey erschallen, als wenn sie den Tod erschrecken, oder in die Flucht jagen wollten. Schlägt ihre Arzeney fehl, so geben sie vor, ein gewisser Vogel von übler Bedeutung wäre über ihre Köpfe geflogen, und hätte die gute Wirkung verhindert.

Die Gangas, die sonst eben nicht übereinstimmend in ihren Grundsätzen sind, kommen darin alle überein, daß man nicht ohne die größte Gefahr Rebhüner essen könne; und niemand wagt es daher, einen Versuch zu machen. Alle Negern fürchten sich vor ihnen, als vor Vögeln von unglücklicher Vorbedeutung; besonders verabscheuen sie ihr Geschrey. Diejenigen, welche fürs allgemeine Beste sorgen, tödten ihrer so viel, als sie können; weil sie aber wis-

sen, daß die Europäer kein Bedenken tragen, sie zu essen; so bringen sie sie zu den Comptoiren an der Küste, und erhalten dafür Schrot und Pulver, um mehrere zu schießen. Wenn man sie frägt, warum sie einen so schmackhaften Vogel nicht äßen, da die Europäer ihn doch so sehr liebten; so antworten sie: was für ein Land gut sey, sey es deswegen nicht für ein anderes; sie wüßten gewiß, daß sie nicht von dem Fleische dieser Vögel essen könnten, ohne sogleich die Finger von ihren Händen zu verlieren. Die Völker in Loango und Congo hielten die Seele für geistig und unsterblich, ohne doch zu wissen, was ihr Schicksal sey, ob es glücklich oder unglücklich seyn werde. Sie glauben, daß die Seele nach ihrer Trennung vom Leibe Dörfer und Städte fliehen, und in der Luft über Wäldern nach dem Wohlgefallen der Gottheit herumflattern werde. Die Einwohner in dem Innern des Landes, die niemals mit den Europäern Gemeinschaft gehabt haben, denken über diesen Punkt, wie die Küstenbewohner: sie antworteten den Mißionarien auf die Frage: was der Mensch nach dem Tode des Körpers seyn werde, beständig: daß sein Cörper zwar in der Erde verfaule, daß seine Seele aber, als ein geistiges Wesen, der Auflösung nicht unterworfen sey, und daher ewig fortdauern werde. Einige glauben, wie Dapper sagt, daß die Seele der Menschen zugleich mit dem Cörper sterbe. Personen von der königlichen Familie sollen auf den Vorzug stolz seyn, daß ihre Seelen in ihrem eigenen Geschlechte wieder geboren würden, oder in die Leiber ihrer Nachkommen einkehrten. Noch andere glauben, daß die Seelen

aller

aller Menschen, nach dem Tode ihrer Körper, sich unter der Erde an einem gemeinschaftlichen Orte versammlen, und daß man die Seelen der Vorfahren als häusliche Gottheiten verehren müsse. Alle Loangen, die dieser Meinung sind, bereiten für die abgeschiedenen Seelen ein kleines Loch, ohngefähr einer Spanne lang, vorn an ihren Häusern unter dem Dache, und legen für sie zu gewisser Zeit etwas Speise und Trank hinein. Diejenigen, welche ein anderes Leben hoffen, stehen alle in dem Wahn, als wenn man durch gewisse Beschwörungen oder Zauberkräfte die abgeschiedenen Seelen hervorrufen, sich dienstbar machen, und aus einem Lande in das andere versetzen könnte. Die Ausübung einer solchen Herrschaft über Geister der Verstorbenen trauen sie besonders ihren Gangas zu, und glauben daher, daß solche dienstbare Geister täglich, und zwar mit ungesalzenen Speisen, gefuttert werden müssen, weil die geringste Würze mit Salz eine Seele zur unversöhnlichsten Feindin und Verfolgerin ihres Beschwörers machen würde.

Diese Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seelen, verbunden mit der Ungewißheit über ihren Zustand nach dem Tode des Cörpers, flößt den Negern eine große Ehrfurcht gegen die Todten, und eine große Furcht vor Geister-Erscheinungen ein. *) Sie unterlassen daher auch nicht, die Leichenbegängnisse ihrer Freunde und Verwandten mit allem nur möglichen Gepränge zu begehen. Wenn der Kranke seinen letzten Hauch von sich gegeben hat, so entfernen sich

*) Projart Geschichte von Loango und Kakongo, Leipzig 1777. S. 173.

die Musikanten sowohl als die Gangas: die nächsten Verwandten nehmen den Leichnam, und tragen ihn auf ein Gerüste, unter welchem sie ein Feuer anzünden, das einen dicken Rauch von sich giebt. Wenn der Todte genug geräuchert ist; so stellt man ihn einige Tage an die freye Luft, doch unter der Aufsicht einer Person, die die Fliegen abhalten muß. Man umwickelt ihn hierauf mit einer großen Menge von fremden oder inländischen Zeugen, weil man nach deren Güte den Reichthum der Erben, und nach deren Menge ihre Liebe gegen den Verstorbenen abmißt. Die auf diese Art eingewickelte Mumie wird alsdann auf einen öffentlichen Platz gebracht; bisweilen setzt man sie in eine Art von Nische, wo sie eine längere oder kürzere Zeit stehen bleibt, je nachdem der Verstorbene mehr oder weniger vornehm war. Die kürzeste Ausstellung dauert aber doch wenigstens einige Monate; oft aber hält sie ein ganzes Jahr an. Während dieser Zeit versammlen sich die Verwandte, Freunde, und besonders die Weiber des Verstorbenen, regelmäßig alle Abende, um das Leichenbehältniß herum zu tanzen, zu weinen und zu singen. Den Tag vor der Beerdigung verschließt man den Körper mit allen seinen Bekleidungen in einen Sarg, der mit einer gewissen Kunst, in Form einer Tonne, gearbeitet ist. Den folgenden Tag, wenn alle Freunde und Verwandte versammlet sind, setzt man den Sarg auf einen kleinen Leichenwagen, vor den die Männer sich vorspannen. Man trägt Sorge, daß alle die Wege, wodurch der Leichenzug geht, vorher geebnet werden. Für vornehme Todte, z. B. für Prinzen und Könige,

macht

macht man neue Wege mitten durch die Felder, die dreyßig bis vierzig Fuß breit sind. Auf dem ganzen Wege macht man so viel Lärm, als man nur kann: man tanzt, singt, spielt auf Instrumenten, aber alles mit den lebhaftesten Bezeugungen des Schmerzes. Oft singt, tanzt und weint dieselbige Person zur selbigen Zeit. Wenn man an den Ort des Begräbnisses, der oft weit von Städten und Dörfern entfernt ist, anlangt; so läßt man den Sarg in eine funfzehn Fuß tiefe Grube nieder, die die Gestalt eines Brunnens hat, und füllt sie sogleich wieder mit Erde zu. Reiche graben oft mit dem Todten zugleich einige seiner ihm ehemals sehr werthen Kleinodien, einige Stücke von Corallen oder Silberwerk ein. Einige erhöhen die Grube, und legen ihr zur Seite einigen Mundvorrath, Zähne von Thieren oder andere Sachen, die der Verstorbene am meisten liebte, und als Werkzeuge seines Aberglaubens brauchte.

Auch bey diesen Völkern treffen wir eben solche grausame Opfer an, als bey den alten Mexicanern und Peruanern. Es gab unter ihnen zwey Nationen, die Gager und Anziger, die nicht nur Menschen opferten, sondern auch verzehrten. *) Der Capitain William Snellgrave, der im Hafen von Jaqueen 1727 landete, gieng zum Könige hin. Vor dem Thore, worin der König wohnte, fand er zwey große Haufen von Menschenköpfen, von denen man ihm sagte, daß sie viertausend Gefangenen aus Whida zugehörten, die die Dahomes ihrem Gott geopfert hätten. Inner-

*) Weitläuftig handelt hievon Lopez in seinen Reisen S. 103. und 205.

nerhalb des Thors und der Pallisaden, die des Königs Zelt umgaben, fanden sie vierzig Krieger, mit Büchsen auf dem Rücken, und breiten Schwerdtern in den Händen, die ihren Nacken bis an die Mitte des Leibes mit vielen Reihen von Menschenzähnen behangen hatten. Diese waren die Helden des Königs und des Heers, die die Zähne der von ihnen selbst erschlagenen Feinde, als die augenscheinlichsten Beweise ihrer Tapferkeit, an sich trugen. War dies nicht ein fast eben so schrecklicher Anblick, als Cortez zu Mexico hatte, da er so viele Menschenschädel an einem Tempel befestigt sah? Während der Audienz, die Snellgrave und seine Gefährten beym Könige erhielten, wurden achtzehn hundert Gefangene aus einem sechs Tagereisen entfernten Lande Tuffoe gebracht, dessen Einwohner der König von Dahome bekriegt hatte, weil sie ihm zwölf Weiber mit allen ihren Sclaven erschlagen hatten. Der König ließ sie vorführen, und suchte selbst eine große Menge unter ihnen aus, die seinem Fetische geopfert werden sollten. Snellgrave bat sich von dem obersten Fetischier die Erlaubniß aus, bey diesem entsetzlichen Feste gegenwärtig seyn zu dürfen, und erhielt sie auch.

Er fand an dem Orte, wo die Gefangenen geschlachtet werden sollten, und der ungefähr eine viertel Meile vom Lager entfernt war, vier Gerüste fünf Fuß über der Erde aufgerichtet, die die Niederlagen der abzuschlagenden Köpfe werden sollten. Das erste Schlachtopfer war ein alter Mann zwischen funfzig und sechzig Jahren, über dessen Haupt ein Fetischier seine Hand legte, und Verfluchungen hermurmelte.

melte. Dies dauerte nur einige Minuten, und darauf wurde dem Elenden von einem Henker, der hinter ihm stund, der Kopf mit einem einzigen Streiche vor die Füße gelegt. Auf eben diese Art wurden vier hundert hingerichtet, deren aufgethürmte Leichname sie nachher selbst noch sahen. Die Köpfe dieser Geopferten (sagten die Dahomes) wären für den König: das Blut für die Fetischen, die Leiber aber für das Volk. Sie glaubten, daß sie ohne solche Menschenopfer gar kein Glück im Kriege mehr haben, und die Gnade der Götter verlieren würden, die ihnen so viele Siege über ihre Feinde gegeben hätten. Bey der Nachricht, daß das Volk die Nacht über alle 400 Leichname der Feinde gekocht, und als heilige Nahrung verzehrt habe, schickte Snellgrave zu seinem Dolmetscher, und gieng mit ihm nach dem Platze hin, wo den Tag vorher die geopferten Leiber hingeworfen waren. Als er von ihnen gar keine Spur, als blos das verspritzte Blut fand: so frug er den Dolmetscher, wo alle Leiber geblieben wären. Dieser antwortete zwar anfangs lachend: daß sie von Geiern wären gefressen worden; gestand aber nachher, da man mehr in ihn drang; daß die Fetischier die Leichname unter das Volk vertheilt, und daß diese sie als eine heilige Speise gegessen hätten. Robert More sah selbst auf dem großen Marktplatze in dem Lager der Dahomes Menschenfleisch öffentlich verkaufen. *) Atkins in seiner Voyage of Guinea, Brasil, and the West-

indies

*) Alles dieses erzählt Snellgrave in seinem New Account of some Parts of Guinea, and the Slave Trade. London 1734.

indies 1737. Lond. sucht zwar Snellgrave zu widerlegen, allein seine Gründe sind nicht hinreichend; denn Beweise a priori gelten nichts gegen wirkliche Fakta; so führt er z. B. den Beweis: auch die wildesten gefräßigsten Thiere vergreifen sich nicht an andern, die mit ihnen von derselbigen Art sind; wie viel weniger läßt sich eine solche Ausartung bey Menschen denken! Da die Geschichte dies widerlegt, so gilt der Beweis nichts. Daß diese Menschenopfer würklich unter den Gagas sind, bezeugen auch alle nachfolgende Reisebeschreibungen. Bottel erwähnt nicht nur ihrer Opfer, sondern versichert auch, daß sie das Fleisch von Menschen lieber, als von irgend einem andern Thiere, äßen. Ihr erster Anführer ist auch der erste Oberpriester und Zauberer, und verrichtet an dem Tage einer jeden Unternehmung noch vor Sonnen-Aufgang folgendes feierliches Opfer einer unbekannten Gottheit, die Bottel nach der damaligen Gewohnheit den Teufel nennt. Er selbst sitzt auf einem Stuhle, und hat an beyden Seiten zween Zauberer zu Gehülfen. Um ihn herum stehen vierzig bis funfzig Weiber, die alle Schwänze von wilden Pferden mit lautem Gesange herumschwingen. Ausser diesem findet sich noch eine große Menge Volks, die auf allen Arten kriegerischer Instrumente spielen. In der Mitte der ganzen Gesellschaft stehet ein Topf mit weissen Farben oder Pulvern auf einem brennenden Feuer, mit welchen die übrigen Zauberer ihre Häupter, Brust und Leib beschmieren. Dies dauert bis Sonnen-Untergang; dann geben sie ihm eine Axt in die Hand, und ermuntern ihn bittend, tapfer gegen seine Feinde

zu seyn, weil sein Mokisso mit ihm sey. Endlich werden ihm ein Kind und vier Männer vorgestellt, wovon er das erstere und zwey der letztern selbst umbringt, die beyden andern aber ausser dem Lager erwürgen läßt. Den Ausgang sahe Bottel nicht, weil der Mokisso dem Heerführer erscheinen wollte. So tief fällt die Menschheit, und so sehr erniedrigt sie sich unter ihre Würde, wenn ein gewisser Grad von Cultur sich ihr entzieht, und gar keine Männer von aufgeklärtem Verstande unter einer Nation leben, dann geräth sie in Abgründe von Grausamkeit, und begeht unmenschliche Handlungen, wovor sie nachher selbst erschrecken muß.

Doch bey aller dieser Barbarey waren diese Länder nicht ganz unfähig, das Christenthum anzunehmen. Die christliche Religion wurde zuerst im Jahr 1663 durch die Bemühungen eines Capuziners Ungaro in Loango bekannt, der dem Könige durch einen reisenden Portugiesen so sehr empfohlen wurde, daß er ihm zween seiner jüngern Söhne nach Sogno schickte, um sie im Christenthum unterrichten zu lassen. Nachdem diese bekehrt und getauft waren, kehrten sie zu ihrem Vater zurück, und erhöhten in ihm das Verlangen, den Pater Ungaro zu sehen, so sehr, daß er sogleich ihn zu sich einladen ließ. Ungaro kam, unterrichtete den König und seine Gemahlin, taufte und vermählte sie nach dem Gebrauch der catholischen Kirche. Nicht lange nachher taufte er den ganzen Hof, der aus drey Personen bestand, und in dem einzigen Jahre, das er in Loango lebte, zwölf tausend Unterthanen des Königs. Kurz vor seinem Tode ließ er

er einen Laienbruder zu sich kommen, um das angefangene Werk fortzusetzen. Allein unglücklicher Weise wurde der fromme König von einem seiner Verwandten erwürgt; und ungeachtet dieser Mörder den Thron von Loango nicht lange besaß; so konnte doch Leonardo allein bey den günstigen Gesinnungen des folgenden Königs für die wahre Religion, aus Mangel von Gehülfen, nichts ausrichten. Im Jahr 1766 kam eine neue Mission nach Loango, diese hatte mit vielen Beschwerlichkeiten zu kämpfen: theils war es ein ungesundes Clima, viele Moräste; theils nachtheilige Nahrungsmittel. Sie kehrten also unverrichteter Sache nach ihrem Vaterlande zurück. Im Jahr 1768. gieng eine andre Mission nach Loango, allein auch sie fand wenig Aufnahme, daher begab sie sich nach Kakongo. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts nahm der König von Congo die christliche Religion an, und die Portugiesen schickten dahin Missionarien. Der König ließ auf Angeben des Priesters eine Art von Kirche aus Baumästen und Stämmen bauen, die er selbst in Person hatte niederhauen helfen, und richtete drey Altäre darinnen auf.

Die Portugiesen wurden sehr geehrt, der ganze Hof kam ihnen 3 Meilen von der Stadt Salvador entgegen, der König selbst erwartete sie an dem Thore seines Pallastes, auf einem Staatsthrone, der auf einem Gerüste sehr erhaben war, und nahm sie daselbst mit besonderer Feyerlichkeit auf. Der König nahm die Geschenke an, und wollte sich taufen lassen, allein dies ward durch eine Empörung gewisser Unterthanen gehindert. Er ließ sich also in einer hölzernen

nen Kirche taufen, und widmete sie dem heiligen Salvador. Auch sein ältester Sohn ward getauft, allein sein zweyter Sohn wollte die neue Religion nicht annehmen, und erregte eine Empörung. So stiftete auch hier die Einführung einer neuen Regierung bürgerliche Unruhen. Der Alte starb, und der ungläubige Sohn rückte mit einer großen Armee vor die Stadt, um den rechtmäßigen Erben zu verjagen. Die Einwohner baten den Prinzen, einen Vergleich einzugehn, und die neue Religion abzuschwören, damit er nicht in die Hände der Feinde fiele. Allein dieser verwies ihnen ihre Zaghaftigkeit, und nun beschlossen die Vornehmen, ihn zu verlassen. Ein königlicher Prinz aber, den sie vor dem Thor antrafen, munterte sie zum Gehorsam gegen den König auf, und sie vereinigten sich aufs neue, die neue Religion zu vertheidigen. Die christliche Religion breitete sich nun immer weiter aus, es kamen mehrere Missionarien aus Portugal, und man errichtete allenthalben Creuze. Demungeachtet rebellirte der zweyte Sohn des Königs wieder, und ließ dem Könige und seinen Anhängern sagen: daß, wenn sie sich nicht sogleich ergäben, ihn für ihren König erkennten, und ihre neue Religion verließen; so wolle er sie alle niedermachen. Der König antwortete ihm: er fürchtete seine Drohungen nicht, sondern ermahnte ihn brüderlich, seine Götzen zu verlassen, und die Taufe anzunehmen; das Königreich gehörte ihm nach den Gesetzen, und die Religion, die er angenommen hätte, wäre von Gott, der sie auch in seinen Schutz nehmen würde. Nach verschiednen vergeblichen Angriffen starb der Rebell

eben

eben an der Todesart, die er seinen Feinden zubereitet hatte, er bekam nemlich einen vergifteten Pfahl in den Leib, und starb wie rasend. So vortreflich auch der Anfang zur Ausbreitung der katholischen Religion in Congo war, so sehr gerieth sie doch nachhero in Stecken. Man schickte aus Portugal Franciscaner-Dominicaner- Augustiner-Mönche hin. Ihr Glück war abwechselnd, da sie bald unter der Regierung des einen Königs am Hofe lebten, bald unter einem andern verfolgt wurden. Die Geistlichkeit selbst gab hiezu gewöhnlich die meiste Veranlassung, ihr großer Stolz, Herrschsucht und Unterdruckung waren Hauptquellen vom Untergang der katholischen Religion in diesen Reichen. Zu beklagen ist es, daß die Missionarien in diese entfernten Länder nicht Männer von besserer Denkungsart waren, und daß Gewinn und Herrschsucht sich fast aller ihrer Herzen bemächtigte. Wie viel hätte das Christenthum gewinnen können, wenn diese ersten Bekehrer alle den leutseligen Character des Stifters ihrer Religion gehabt, und ohne Verfolgungsgeist und Herrschsucht diese Religion geprediget hätten!

XVI.

Religionsgeschichte

der

Schwarzen von Whidah.

Religionsgeschichte
der
Schwarzen von Whidah.

Die Religion dieses Volks gründet sich mehr, als andere Religionen, auf Eigennutz und Aberglauben, denn ihre Götter sind unzählig. Sie haben eine schwache Vorstellung von dem wahren Gott, welchem sie die Eigenschaften der Allmacht und Allgegenwart beylegen. Sie glauben, er habe die Welt erschaffen, und ziehen ihn deswegen ihren Fetischen vor. Sie beten ihn aber nicht an, opfern ihm auch nicht, und davon geben sie folgende Ursachen an. Gott, sagen sie, ist allzuhoch über uns erhaben, als daß er sich erniedrigen sollte, an das menschliche Geschlecht zu denken (wem fallen hiebey nicht die Epicuräer ein, die glaubten, es stritte mit der Glückseligkeit eines erhabnen Wesens, wenn es Geschäfte hätte, und sich um niedre Wesen bekümmere?). Er überläßt daher die Regierung der Welt unsern Fetischen, und an diese, als Personen im andern, dritten und vierten Gliede von Gott, und unsre verordnete rechtmäßige Regierer sind wir verbunden, uns zu wenden. Diese Fetische sind also nur als materielle Wesen anzusehn, die von der obersten Gewalt, zum Nutzen ihrer Geschöpfe, mit gewissen Tugenden und Kräften

begabt sind. Ein andrer Reisender sagt, sie nehmen in einer allgemeinen Noth ihre Zuflucht zu dem höchsten Gott. Wenn sie vergeblich bey der Schlange Hülfe gesucht hätten, so riefen sie ihn an, und brächten ganze Tage und Nächte zu, zu seiner Ehre zu singen und zu tanzen, und ihm nicht nur Thiere, sondern auch junge Personen beyderley Geschlechts zu opfern. Man hat gesehen, daß einer dem Gott des Himmels ein Opfer von Menschen und Kindern gebracht hat, um die Genesung seines Vaters damit zu erlangen.

Sie haben einen gewissen Begriff von der Hölle, dem Teufel und der Erscheinung der Geister. Der Hölle weisen sie einen gewissen Ort unter der Erde an, wo die Gottlosen mit Feuer gestraft werden.

Ihre Fetische können in zwey Klassen getheilt werden, in die obere und untere, oder in die allgemeine und besondre. Zu jenen gehören die Schlangen, die Bäume, das Meer, und der Euphrates, der durch Whidah fließt. Die Schlange ist der vornehmste Fetisch, und von ihr soll gleich mehr gesagt werden.

Einige hohe Bäume, an deren Ausbildung die Natur ihre größte Kunst gewandt hat, sind die zweyte Art von allgemeinen Fetischen. Man richtet zu ihnen nur zur Zeit der Krankheit, besonders bey Fiebern, um Wiedererhaltung der Gesundheit, seine Gebete, und bringt ihnen Opfer. Sie schreiben die Krankheiten eben sowol den Bäumen, als der Schlange, zu. Denn sie glauben, und das zwar mit gutem Rechte, wenn dieser Fetisch nichts Gutes thue, so werde er auch nichts Böses thun. Die Opfer, welche

che die Bäume von den Kranken bekommen, bestehen in Blättern von Hirse, Maiz oder Reiß. Diese legt der Priester an die Wurzel des Baums, gegen welchen der Kranke seine Andacht verrichtet. Darauf nimmt er sie mit nach Hause, wenn der Kranke ihm nicht Geld giebt, daß er sie so lange liegen lasse, bis sie von den Hunden, Schweinen oder Vögeln gefressen werden.

Der dritte allgemeine Fetisch ist das Meer, welches sowohl als die Bäume besonders verehrt wird. Wenn das Meer so stürmisch ist, daß es die Einwohner am Fischen, oder die Europäer an der Ausschiffung ihrer Waaren verhindert, zumal wenn lange keine Schiffe da gewesen sind, und sie mit Verlangen auf eins warten; so bringen sie ihm bey solcher Gelegenheit große Opfer, indem sie allerhand Arten von Gütern hineinwerfen. Die Priester aber rathen nicht sehr zu diesen Opfern, weil sie nichts davon behalten. Man fragt auch wol bey stürmischem Wetter den grossen Opferpriester, und wenn seine Antwort dahin geht, so wird ein Umgang nach dem Meere gehalten. An dem Ufer wird ein Ochse und ein Schaf geschlachtet, deren Blut man in das Meer hineinfließen läßt, und alsdann wirft man einen goldnen Ring, so weit nur ein Mann werfen kann, hinein. Der Ring, der aber nicht viel werth ist, und das Blut gehen verloren, und das Fleisch der geschlachteten Thiere gehört dem Oberpriester.

An dem Euphrates, der gleichfalls für einen Fetisch gehalten wird, hält man auch einen jährlichen Umgang. Dieser ist aber nicht so groß, wie derjeni-

ge, der der Schlange zu Ehren gehalten wird. Voran gehen vierzig von der Leibwache oder den Musketieren, und darauf folgen funfzehn königliche Weiber vom dritten Range, welche die Geschenke des Königs tragen. Der Oberceremonienmeister geht allein als Abgeordneter des Königs, und hat zwanzig Trommelschläger, zwanzig Trompeter und zwanzig königliche Musikanten bey sich. Der Ober- und die andern Priester warten indessen am Ufer des Flusses, wo er die Geschenke annimmt, und denjenigen Theil davon, der dem Fetisch zugehört, als etliche Hände voll Reiß, Maiz und Hirse, mit den gewöhnlichen Ceremonien in den Fluß wirft, das übrige aber behält er für sich.

Agoye, der letzte allgemeine Fetisch, ist ein häßliches meerkatzenähnliches Bild von schwarzer Erde oder Thon, welches eher einem Frosche, als einer menschlichen Gestalt, ähnlich sieht. Es steht oder sitzt vielmehr auf einem Fußgestelle von rothem Thone, an welchem ein Stückchen rothes mit Bujis besetztes Tuch hängt. Um den Hals ist ein Band von Scharlachtuche, einen Finger breit, an welchem vier Bujis hängen. Der Kopf ist mit Eidechsen und Schlangen gekrönt, zwischen welchen rothe Federn untermischt sind. Aus dem Schädel geht die Spitze eines Wurfspießes hervor, die durch eine größere Eidechse durchgeht; und dazwischen ist ein silberner zunehmender Mond. Dieses Götzenbild steht auf einem Tisch im Hause des Oberpriesters. Es ist das Orakel der ganzen Nation, man befragt es immer, ehe man etwas wichtiges unternimmt. Darauf reicht man dem

Agoye sein Opfer, der Priester aber als Ausleger bekommt seine Gebühr. Diesem Fetische und den Bäumen zu Ehren werden selten öffentliche Umgänge angestellt, inzwischen ist er immer eine reiche Pfründe für den Priester, der aus Eigennutz gewiß niemals dem Volk diesen Aberglauben benehmen wird.

Ausser diesen öffentlichen und allgemeinen Fetischen haben diese Negern eine unzählige Menge Bilder, jeder nimmt so viele Hausgötzen, als ihm gefällig sind. Diese sind gewöhnlich aus fetter Erde gemacht, kleine ungestaltete Puppenfiguren, fünf bis sechs Zoll hoch. Man sieht sie häufig in ihren Häusern, Kammern, Feldern, auf den Straßen und Fußsteigen im ganzen Lande, in besonders dazu gemachten Hütten und Nischen. Ueberdies sieht man eine große Menge andrer Thonhütten, die überall aufgerichtet sind, um diejenigen Schlangen darin zu verwahren, die man von ohngefähr auf der Straße findet. Diese Hütten nennen sie nach der portugiesischen Sprache Casos de Dios, das ist, Gotteshäuser.

Die untern Fetische sind auch aus Stein, Knochen oder Holze gemacht. Sie sind bey ihnen die erste Sache, wornach sie sehen, wenn sie zu einem gewissen Vorhaben oder Geschäfte entschlossen sind, und bestimmen oft ihren Entschluß. — Mißlingt die Sache, so wird der neue Fetisch verworfen und zerschmissen; geht es aber glücklich, so wird er beybehalten, und bekömmt täglich neue Opfer.

Die verschiednen Versuche, die man gemacht hat, diese Negern zu bekehren, sind alle vergebens gewe-

sen, da das Volk sogleich einen Aufruhr erregte, und die Capuziner, wo nicht an Gift, doch aus Bekümmerniß starben.

Von der Schlange, dem großen Fetisch zu Whidah.

Die Schlange, welche der Hauptfetisch oder der vornehmste Gegenstand der Anbetung unter den Whidahschwarzen ist, hat einen runden dicken Kopf. Die Augen sind offen und schön. Die Zunge ist kurz und ganz spitz, ihre Bewegung ist langsam, ausser wenn sie auf eine giftige Schlange losgeht. Der Schwanz ist schmal und scharf, und ihre Haut ist schön. Der Grund derselben ist weißgrau, mit wellenweise laufenden gelben, blauen und braunen Streifen, oder Flecken von einer angenehmen Mischung. Sie sind sehr sanftmüthig, so daß sie aus dem Wege gehn, wenn man auf sie trit, ohne sich umzukehren. Die größte, die ein Reisender gesehen hat, war drey Ellen lang und einen Mannsarm dick.

Sie thun keinem Menschen Schaden, und sind so zahm, daß sie sich mit der Hand angreifen lassen. Sie scheinen gegen niemand Haß zu tragen, als wider die giftigen Schlangen, deren Biß gefährlich ist. Diese bringen sie um, wo sie ihnen nur begegnen. Nicht nur die Neger, sondern auch Europäer streicheln diese unschädlichen Schlangen, und spielen ohne die geringste Gefahr mit ihnen. Diese unschädliche Schlange läßt sich von der giftigen sehr leicht unter-

schei-

scheiden, denn letztere ist schwarz und auf sechs Ellen lang, und anderthalb Zoll im Durchschnitte.

Der Ursprung der Verehrung soll daher entstanden seyn, weil die Einwohner von Whidah diese Schlange vor vielen Jahren gefunden hätten, da sie ein andres Land wegen der Bosheit verlassen, und zu ihnen gekommen wäre. Sie hätten diesen neuangekommenen Gott mit Freuden aufgenommen, und auf einem seidenen Teppiche in das Schlangenhaus getragen, wo sie jetzt sey. Man errichtete der Schlange anfänglich ein Haus, nachher aber einen neuen weitläuftigen Tempel mit grossen Vorhöfen und Zimmern. Zu ihrem Dienste wurden auch ein hoher Oberpriester und ein Orden von Fetischmännern gewidmet.

Die Whidaher glauben, die Schlange, welche sie itzt in dem Tempel bey Sabi anbeten, sey wirklich noch eben diejenige, welche ihre Vorfahren mit nach Hause gebracht hätten, als sie den merkwürdigen Sieg erfochten, der sie von der Tyranney des Königs von Ardra befreyete. Die Nachkommenschaft dieser gütigen Schlange hat sich sehr vermehrt, und ist in keinem Stücke von ihren guten Eigenschaften ausgeartet.

Ob diese Schlangen gleich nicht so geehrt sind, als ihr Oberhaupt; so werden sie doch von den Einwohnern sehr hoch geachtet, welche sie futtern, bey sich wohnen lassen, und sich glücklich preisen, wenn sie solche Gäste finden. Sie futtern sie mit Milch, und wenn die Schlange weiblichen Geschlechts ist, so bauen sie ihr ein kleines Haus, wo sie ihre Jungen hinein-

 legt,

legt, die auch so lange gefuttert werden, bis sie für sich selbst sorgen können.

So wie diese Thiere selbst niemandem Schaden zufügen, so werden sie auch von niemandem beschädigt. Wenn ein Schwarzer oder ein Weisser eine Schlange verwunden oder tödten sollte; so würde ein allgemeiner Aufruhr entstehn. Wäre der Verbrecher ein Neger, so würde ihm der Kopf eingeschlagen, und er auf der Stelle verbrannt, und alle seine Güter, Frauen und Kinder würden eingezogen werden. Wäre es ein Europäer, so würde er seiner Nation viel Geld kosten, um die Sache wieder gut zu machen.

Bey der ersten Ankunft der Engländer zu Whidah stieg ein Hauptmann von dieser Nation ans Land, und ließ seine Ladung unter Dach bringen. In dem Hause fanden einmal seine Leute des Nachts eine Schlange, die sie ohne Bedenken todt schlugen und vor die Thüre warfen, woraus sie nichts Böses vermutheten. Als die Schwarzen den folgenden Morgen die todte Schlange sahen, und die Engländer offenherzig gestanden, daß sie dieselbe getödtet hätten; so machten die Einwohner alle diejenigen, die in dem Hause waren, nieder, und steckten das Haus mit allen Waaren in Brand. Dies war Ursache, daß die Engländer einige Jahre ihren Handel aufgaben, weil sie sich nicht mehr in die Gefahr begeben wollten. Das beste Mittel, wenn ein Europäer eine Schlange getödtet hätte, wäre, zum König zu gehn, und ihm zu zeigen: daß es nicht mit Vorsatz geschehen; sodann würde er mit Geldbuße abkommen.

Ein

Ein Aquamboschwarzer legte einst eine Schlange auf seinen Stab, weil er es nicht wagte, sie mit der Hand anzurühren, und trug sie zum Hause hinaus, ohne sie im geringsten zu beschädigen. Dieses wurden etliche Whidaher gewahr, die ein Geschrey machten, wie sie es ordentlich in Feuersnoth zu machen pflegen, wodurch sie bald das ganze Land zusammenbringen können. Es kamen demnach eine große Menge mit Keulen, Wurfspießen und andern Gewehren zusammen, und sie würden den armen Aquamboer bald hingerichtet haben, wenn nicht der König, der seine Unschuld wußte, einen angesehenen Mann zu seiner Beschützung hingeschickt hätte.

Dieser Gefahr wegen muß man lieber die Unbequemlichkeit ertragen, daß im Sommer oft sechs oder sieben Schlangen ins Haus kommen, und auf Stühlen, Betten, Tischen herumkriechen; allein man darf nur einen Wilden rufen, der gern seinen Fetisch nach Hause bringt.

Sogar die Schweine mußten ihr Leben verlieren, weil einmal ein Schwein eine Schlange aufgefressen hatte, es entstand deswegen ein blutiger Krieg, da die Eigenthümer der Schweine die Waffen gegen die Mörder ergriffen.

Tödteten die schwarzen Schlangen nicht diese zahmen Schlangen, und wären ihre Feinde; so würde bald das ganze Land mit Schlangen bedeckt werden.

Ob die Schwarzen gleich sehen, daß dieses Thier Zufällen unterworfen ist, und so gut umkommen kann, als andere Geschöpfe; so sind sie doch thöricht genug,

ge-

gewisse Historien zu glauben, welche die Priester erfunden haben, um ihre Verehrung im beständigen Ansehn zu erhalten. Ein Portugiese wünschte der Seltenheit wegen eine Schlange mit nach Brasilien zu nehmen: er hatte sie heimlich in einen Kasten gesetzt, und stieg mit seiner Beute in einen Kahn: allein dieser schlug um, und der Portugiese ersoff. Als die Schwarzen ihren Kahn wiedergefunden hatten, fuhren sie mit dem Kasten ans Land, erbrachen ihn, weil sie Beute vermutheten, und fanden zu ihrem Erstaunen den todten Fetisch. Sogleich fielen die Priester und der Pöbel über die Portugiesen her, plünderten ihre Magazine, und ermordeten alle, die nicht in Zeiten zu den andern Europäern entwischen konnten.

Wenn Feuer auskommt, worin eine von diesen Schlangen verbrennt; so geben sie alle Geld zur Versöhnung des umgekommenen Fetisch her, weil sie sonst glauben, er komme bald wieder, und übe Rache an denen aus, die schuld an seinem Tode gewesen sind.

In jedem Schlangenhause ist eine alte Priesterin, die sich von den Speisen ernährt, welche der Schlange gebracht werden, und auf die Fragen ihrer Anbeter mit leiser Stimme antwortet. Der größte Gottesdienst wird der Schlange zu Sabie erwiesen. Hier wird ihre Hülfe bey allen Gelegenheiten angefleht, und es werden sehr große Opfer gebracht; besonders schickt diese der König: sie bestehen in Gelde, seidenen Stoffen, Hecatomben von Vieh, und mehreren europäischen Waaren.

Die Opfer, welche diese Schlange erhält, sind weit größer, als diejenigen, welche die andern Feti-

sche bekommen. Oft fordert der Opferpriester eine Menge Güter von großem Werth, als Fässer Bujis, Pulver, Brantewein ꝛc. Diese Forderungen sind nach seinem Geize eingerichtet, und er zieht auch allein den Nutzen davon. Dem Tempel darf sich niemand anders, als er und die übrigen Priester, nahen; so blind ist der Aberglaube des Volks!

Die größte Andacht, die der großen Schlange erwiesen wird, ist die feyerliche Proceßion, die nach der Krönung des Königs gehalten wird, und wobey die Mutter des Königs den Vorrang hat. Drey Monate hernach verrichtet der König eine andre in Person. Ein Reisender, der eine Proceßion zu dem Tempel der Schlange nach der Krönung des Königs mit ansah, zählte dabey zwey hundert und sechzig Männer, und hundert und sechs und siebenzig Frauen. Als dieser Zug vor dem Tempel anlangte, so warfen sie sich, ohne in den Hof hinein zu gehn, mit dem Gesichte auf die Erde vor dem Thore nieder, schlugen die Hände zusammen, streueten Staub auf den Kopf, und jauchzten laut. Indessen stellten sich die Musikanten beyderley Geschlechts auf die Seiten, und machten ein entsetzliches Getöse, wobey die Soldaten beständig aus ihrem Gewehr feuerten. Der König selbst bekömmt nicht die Schlange zu sehn, denn er darf in die erste Halle nicht hineingehn, sondern muß sein Gebet an die Schlange durch den Oberpriester verrichten lassen, der ihm die Antworten, wie er es für gut befindet, zurückbringt.

Man glaubt, sobald ein Frauenzimmer von einer Schlange berührt werde, so werde sie rasend. Dies

ist

ist solche heilige Raserey, wie bey den Bacchantinnen oder den Priesterinnen, die Orakel gaben, der Pythia und Egeria.

Die Leute bemüheten sich, zu überreden, daß eine Schlange vermögend sey, eine Jungfrau aus ihrem Hause zu holen: allein die Priester ersinnen diese List, damit die Jungfern in ein Haus gebracht werden, wo sie etliche Monate bleiben müssen, um von ihrer Raserey geheilt zu werden. Wenn sie wieder losgelassen werden, so drohet man ihnen, daß sie ganz gewiß lebendig verbrannt würden, wenn sie das Geheimniß offenbarten.

Allein man hat demohngeachtet Beyspiele, daß der Betrug entdeckt ist. Auf Anstiften eines Priesters stellte die Frau eines Negers sich rasend. Der Neger, der wohl wußte, woher diese Krankheit rühre, nahm sie bey der Hand, und führte sie, statt in ein Schlangenhaus, in eine Factorey, und bot sie feil. Als sie sahe, daß es Ernst war, wurde sie sogleich von ihrer Raserey befreyet, fiel auf die Knie und bat um Verzeihung, mit dem Versprechen, daß sie sich niemals wieder vergehen wollte.

Die Schlangen standen schon in der alten Welt in großem Ansehn. Man schrieb ihnen eine Weissa-

gungs-

gungskraft zu. Servius in Georg. III. v. 417. sagt: die alten Aegyptier nannten die Schlangen ἀγαϑοὶ δαίμονες, womit Ovidius übereinstimmt:

> cum cristis aureus altis
> In serpente Deus praenuncia sibila misit.
> *Metam.* L. XV. v. 669.

und Sanchuniathon behauptet sowohl von den Phöniziern, als Aegyptiern, daß sie den Schlangen etwas Göttliches beygeleget. Herodot erzählet von den Athenern (lib. VIII.) folgende Nachricht: ihre Acropolis werde von einer großen Schlange, die in dem Tempel aufbewahrt wird, bewachet; und deßwegen brachten sie derselben, grade als wenn es wahr wäre, alle Monate ein gewisses Stück Teig mit Honig vermischt, welches, da es in den vorigen Zeiten immer aufgezehrt worden, jetzo ganz unangerührt liegen bleibt. Da nun die Priesterinnen dieses dem Volk berichtet, so hätten die Athener die Stadt verlassen wollen, weil sie schlossen, der Gott habe die Festung verlassen.

Von

Von den Priestern und Priesterinnen.

Beyde, sowol Priester als Priesterin, verwalten hier den Gottesdienst, und stehen in solchem Ansehn, daß sie gar nicht können zur Strafe gezogen werden. Doch hat man in neuern Zeiten eine Ausnahme davon gemacht: denn als einer von ihnen mit dem Bruder des Königs eine Verschwörung gegen den König und das Reich gemacht hatte, so ward er deßwegen hingerichtet.

Es giebt unter den Priestern auch ein Oberhaupt, der gleiche Ehre mit dem König genießt. Ja manchmal erzeigt man ihm noch größere, weil er allein sich in Unterredung mit der großen Schlange einlassen darf, und durch ihre Hülfe die Landplagen abwenden kann. Das Recht, ein Priester der Schlange zu seyn, ist einer gewissen Familie eigen. Der Hohepriester hat zugleich die Würde eines Großen des Reichs, und unter ihm stehen alle andre Priester, und gehorchen seinen Befehlen. Diese Familie ist sehr zahlreich, und hat sich in verschiedene Linien getheilt. Alle vom männlichen Geschlecht sind geborne Priester. Sie sind leicht an den Mählern zu erkennen, womit sie in der Kindheit bemerkt werden. Sie sind in der Kleidung von dem gemeinen Volke nicht unterschieden,

doch

doch haben sie die Freyheit, sich wie Große des Reichs zu kleiden. Gewisse Besoldungen haben sie nicht, sondern sie leben von den Opfern, die sie vom leichtgläubigen Volk erpressen. Die Klugen oder Vornehmen, die eine Art von Freydenker sind, wissen es, daß ihre Priester Lügner und Betrüger sind; doch dürfen sie diesen Glauben nicht öffentlich bekennen, weil sonst die Priester den Pöbel mit Gefahr ihres Lebens gegen sie aufhetzen möchten. So sehr sonst die Weiber den Männern unterworfen sind, so machen doch die Priesterinnen eine Ausnahme. Diese haben über ihre Männer und ihr Vermögen nach ihrem Gefallen zu gebieten, und die Männer müssen fußfällig mit ihnen reden, und sie bedienen. Daher die verständigsten unter ihnen niemals eine Priesterin heirathen, allein dawider setzen dürfen sie sich nicht, weil man sie sonst für Leute ansieht, die den Lauf des öffentlichen Gottesdienstes hindern wollen.

Alle Jahr wird eine gewisse Anzahl junger Mädchen ausgelesen, und der Schlange geheiligt. Die alten Priesterinnen bezeichnen sie mit Figuren von Thieren, Blumen und besonders von Schlangen, die sie ihnen mit Messern in die Haut schneiden. Diese sieht sehr artig, wie ein feiner schwarzer geblümter Atlas, aus, und ist ein Zeichen, daß sie der Schlange geheiligt

ligt sind. Dieses bringt ihnen bey dem Volke Ehrerbietung zuwege. Sodann fordern die Priesterinnen den Eltern die Kosten ab, welche sie für den Aufenthalt ihrer Kinder im Schlangenhause verlangen, und die sie nach ihrem eigenen Gefallen meistens sehr hoch ansetzen. Die jungen Frauenspersonen bleiben bey ihren Eltern, und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweihet sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen. Jede Priesterin hat ihre besondre Wohnung und eine gewisse Anzahl Mädchen unter ihrer Aufsicht. Hievon sind sie die Kupplerinnen, und unter dem Vorwande, die Schlange hat es gesagt, müssen sie bald dieser, bald jener Person günstig seyn.

XVII.

Religionsgeschichte
der
Marokaner.

(Hoest's Nachrichten von Maroko und Fes.)

Religionsgeschichte der Marokaner.

Die jetzigen Bewohner von Afrika bestehen aus verschiedenen Völkerschaften, die nach und nach seit den ältesten Zeiten aus Morgenland dahin gekommen sind, und sich mit den Einwohnern entweder durch Heirathen verbunden haben, oder auch durch Siege sich festgesetzt, und auf diese Art sich vereinigt haben. Numidier, Mauren, Gätulier, Libyer waren die ältesten Völkerschaften in Afrika, und hatten schon große Reiche errichtet, als die Römer mit ihren Siegen bis nach Afrika drangen. Mauritanien ganz zu erobern, war ihnen unmöglich; sie mußten zufrieden seyn, die Mauren zu ihren Bundsgenossen aufzunehmen. Juba ist als König von Mauritanien und Numidien bekannt. Die gegenwärtigen Bewohner der marokanischen Länder sind 1) Mauren, 2) Araber, 3) Breber, 4) Neger, 5) Renegaten, Juden und Christen. Diejenigen Einwohner, so die Europäer Mauren nennen, sind derjenige Theil von Arabern, die sich in den Städten niederließen, und sich mit den alten Mauren vermischten; nur ein sehr geringer Theil der jetzigen Einwohner stammen noch von den alten Mauren ab, sondern sie sind Nachkommen von den Arabern, die man Saracenen nennt, die lan-

ge sich in Spanien aufgehalten, und daher ihre Lebensart so geändert, daß sie nicht mehr Araber können genennt werden. Nach ihren Gesetzen dürfen sie keinen Wein trinken, und derjenige, den man betrunken findet, wird mit einer bestimmten Anzahl Stockprügel bestraft, die Scherifen ausgenommen, die man durch Schande und Verachtung bestraft. So hat man z. E. gesehen, daß ein Scherif, wie ein Christ gekleidet, umgewandt auf einem Esel sitzen mußte, und neben sich auf der einen Seite einen Affen, und auf der andern einen Hund hatte. Vor ihm her gieng jemand, der unaufhörlich schrie, daß dieser sich betrunken hätte, und hinterher folgte ihm eine unglaubliche Menge Menschen durch die meisten Straßen von Marokos.

Da sie sich nicht durch Getränke berauschen dürfen, so halten sie es für erlaubt, sich durch Essen zu berauschen. Der Gebrauch des Saamens und der Blätter eines Krauts, das unserm Hanf am ähnlichsten ist, leistet ihnen diesen Dienst. Es macht sie so betrunken oder halb verrückt, daß sie sich zu der Zeit des Rausches die glücklichsten Menschen auf Erden zu seyn dünken.

Die Religion der Breber ist die mahomedanische, sie sind aber unwissender und schwärmerischer, als die Mauren, und dabey Todtfeinde und Verfolger der Christen. Zwar haben sie den Koran auf arabisch, allein nur wenige von ihnen, nemlich die mit den angränzenden Arabern in Verbindung leben, verstehen diese Sprache, folglich müssen sie sich mit demjenigen begnügen lassen, was ihnen ihre Geistlichen erzählen.

Ein Renegat oder Mahomedaner kann man sehr leicht werden, denn es wird blos erfordert, daß man sagen kann: Gott ist groß! und Mahomed ist sein Prophet, wenn man auch übrigens nichts weiter von der ganzen Religion weiß. Hierauf wird der Renegat in maurischen Kleidern auf ein Pferd gesetzt, und mit Musik unter einem großen Gefolge durch die Gassen geführet. Er selbst giebt sich einen andern Namen, und sucht sich einen Vater aus, der ihn allemal in Vertheidigung nimmt. Am folgenden Tage wird er, wenn er nicht ein Jude gewesen ist, beschnitten, und ist solchergestalt ein vollkommener Maure geworden.

Die meisten Renegaten sind Spanier, demnächst Franzosen, Italiener, Portugiesen, Deutsche, Schweizer und Engländer. Keinen dänischen Renegaten giebt es hier, und hat auch niemals einen gegeben. Gewöhnlich sind dies schlechte Menschen ohne Religion und Treue, Ungeheuer von Falschheit, Lügenhaftigkeit und Heucheley. Sie sind Christen, wenn sie bey Christen leben, trinken Wein, und essen Schweinefleisch mit ihnen, und verfluchen Mahomed mit seinem ganzen Anhange, bey welchem allem sie doch in den Augen der Christen verächtlich sind und bleiben. Einige gehen sogar so weit, daß sie sich heimlich das heilige Abendmahl von den katholischen Mönchen reichen lassen. Sie wollen Mauren unter Mauren seyn, und verfluchen die Christen und ihre Religion, aber demohngeachtet verlassen sich die Mauren nicht auf sie, sondern wenn sie Kaperkapitaine werden, so ist ein eingeborner Maur mit bey dem Zuge, der Achtung giebt, daß keine Verrätherey vorgeht.

Jetzt sind alle Bewohner von Marokos Mahomedaner, und zwar von denen, die sich Maleki nennen. Die Rechtgläubigen sind diejenigen, welche die Sonna erkennen, so eine Sammlung von moralischen Sätzen ist, die ihr Mahomed gesagt, oder selbst verfasset hat, und die als ein Anhang zum Koran, beynahe wie die Misna der Juden, angesehen werden.

Der vornehmste Satz in ihrer ganzen Religion ist der: Es ist kein Gott ausser dem wahren Gott, Mahomed ist der Apostel Gottes. Sie erkennen nur einen Gott, und suchen sich von ihm die würdigsten Vorstellungen zu machen. Sie glauben, daß die Engel von einem reinen und feinen Körper sind, die aus Feuer geschaffen werden, und weder essen, trinken, noch sich fortpflanzen. Sie geben ihnen verschiedene Verrichtungen; einige sollen Gott anbeten, und ihm Lobgesänge singen; andere beten für das menschliche Geschlecht, und schreiben alle Handlungen der Menschen auf; und noch andere sind Schutzengel einzelner Menschen. Gabriel ist der Vornehmste; Michael ist der Beschützer der Juden; Azrael ist der, welcher die Seele vom Leibe trennet, und Ibrafil wird am Tage des Gerichts in die Trompete blasen. Iblis oder Sitan ist der Teufel, der nach ihrer Meinung deswegen gefallen ist, weil er Adam nicht hat anbeten wollen. Geister nennen sie Jin, und sagen, daß sie auch aus Feuer geschaffen worden sind, aber aus einer gröbern Materie, weswegen sie essen, trinken, sterben, selig oder verdammt werden können.

Sie haben eine unglaubliche Menge von Propheten, wovon sie den ersten Rang den neuern Gesetzgebern

bern geben, wie dem Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus, Mahomed. Den zweyten Rang nehmen die Patriarchen ein, von denen sie glauben, daß sie ohne Sünden auf Erden gelebt haben. Christum halten sie zwar nicht für Gott, aber doch für einen großen Gesandten und Propheten Gottes.

Wenn ein Maure gestorben ist, so glauben die andern, daß er gleich im Grabe von zween Engeln befragt werde, die sie Munkir und Nakir nennen: und wenn er dann als ein rechter Moslim zu ihrer Zufriedenheit antwortet, so ruhet der Leib ungestört bis zum Gerichtstage; thut er es aber nicht, so schlagen sie ihm mit eisernen Keulen an die Schläfe, und er wird von giftigen Thieren gebissen, und übel behandelt. Die Seelen der Märtyrer bleiben im Halse der grünen Vögel des Paradieses bis an den Tag des Gerichts: aber die andern rechtgläubigen Seelen, die durch den Engel Azrael mit Gelindigkeit vom Körper getrennt werden, halten sich um die Gräber auf. Für diejenigen Seelen hingegen, die verdammt werden, wissen sie keinen Platz, denn weder Himmel noch Erde will sie annehmen.

Sie glauben auch eine Auferstehung der Todten, den Tag dazu bestimmen sie aber nicht. Gewisse Zeichen sollen vorangehen, die Sonne soll im Abend aufgehen. Jesus Christus soll auf die Erde kommen, die Lehre des Mahomed annehmen, heyrathen, Kinder zeugen, und nach vierzig Jahren sterben. Während seiner Regierung soll auf der Erde Friede und Ueberfluß herrschen, und alle Bosheit und Haß von derselben verbannet seyn. Der ganze Erdboden soll in Rauch ge-

hüllet, und der Mond verfinstert werden. Es wird alsdann ein großer Lehrer entstehen aus der Familie des Mahomeds, der über alle Mahomedaner regieren wird. Hierauf erschallen die Trompeten, worauf die große Revolution erfolget. Wer merket hier nicht Spuren der christlichen Religion, und sieht dieser Religion nicht die Neuheit und Unechtheit an? — Demnächst fällt ein Regen, der vierzig Jahr lang anhalten, und sich mit dem Wasser vermischen soll, welches von dem Throne Gottes kömmt, wodurch ein Wachsthum in allen todten Körpern hervorgebracht wird, daß sie keimen und fortwachsen, bis sie die gehörige Vollkommenheit erreicht haben. Man sieht hier, auf welche närrische Grillen der menschliche Verstand verfallen kann, wenn er nicht von einer Offenbarung geleitet wird, besonders unter einem heissen Clima, wo die Einbildungskraft immer weiter herumschweift.

Die Rechtgläubigen sollen in Leinewand auferstehn, deßwegen geben sie ihnen sieben Stücke mit ins Grab: aber die Gottlosen werden nackend, schaamvoll und ausgezeichnet erscheinen. Den Schweinen werden diejenigen gleichen, die sich auf eine unrechtmäßige Art Reichthümer erworben haben; die Zinsen genommen, werden Kopf und Füße verkehrt tragen; die ungerechten Richter werden blind seyn; die Lehrer, welche selbst gegen ihre Lehren handeln, werden ihre Zunge kauen, die ihnen auf die Brust hangen wird, und faulend Blut soll aus ihrem Munde fließen; die, so ihrem Nächsten Unrecht gethan haben, werden ohne Hände und Füße zum Vorschein kommen; die Wol-

lüst-

läßlinge werden wie Aas stinken u. s. w. Jeder muß alsdann Rechenschaft geben; die Bücher werden eröffnet werden, worin man die Thaten lesen wird, die von den Schutzengeln geschrieben sind; die Handlungen sollen alsdann in einer Waage abgewogen werden; es soll eine Genugthuung für alles Unrecht erfolgen, und nach geschehenem Richterspruche geht die Versammlung aus einander, die zur rechten Hand gehen in das Paradies, und die zur Linken in die Hölle, nachdem sie beyde über eine Brücke gekommen sind, die sie Sirat nennen. Diese soll mitten über die Hölle gehn, und so schmal als ein Haar, und so scharf als eine Degenschneide seyn, über welche die Seligen in einer unglaublichen Geschwindigkeit gelangen, die Verdammten aber fallen von derselben über Hals und Kopf in die Hölle hinab. Die Hölle ist nach ihrer Meinung in sieben Stockwerke eingetheilt. In das oberste kommen die gottlosen Mahomedaner, die nach Verlauf einiger tausend Jahre durch Mahomeds Fürbitte wieder daraus befreyet werden. In das zweyte kommen die Juden, in das dritte die Christen, noch tiefer die Sabäer, darnach die Mager, und darauf die Heiden. In dem untersten und häßlichsten sollen die Heuchler gestraft werden, die zwar äusserlich eine Religion gehabt haben, aber im Herzen die Religion, die sie bekannten, nicht für wahr hielten. Unter jedem Stockwerke sollen neunzehn Engel die Wache haben, und die Verdammten werden vor ihnen bekennen, daß das Urtheil Gottes über sie gerecht sey. Diese Verdammten sollen von den Flammen der Hölle umgeben werden, Hember von

Feuer

Feuer anhaben, kochendes Wasser soll ihre Köpfe überschwemmen, Feuer soll in ihren Eingeweiden brennen, sie sollen mit eisernen Keulen geschlagen werden, und wenn sie aus diesem Feuermeer heraus zu gehen gedenken, so werden sie immer tiefer in dasselbe hinein gerathen, und daselbst ewig gepeinigt werden. Wir finden bey vielen Völkern das Feuer als eine Pein in der Hölle, weil dies ihnen auf Erden den empfindlichsten Schmerz verursacht; so denken sie es sich auch als eine Strafe der Hölle: dies glaubten sowohl die alten Römer, als die heutigen Wilden in Amerika. Wenn die Seligen über die erwähnte schmale Brücke gekommen sind, so glaubt man, daß sie noch über eine Mauer müssen, die zwischen dem Paradiese und der Hölle ist, und diejenigen, die sich darauf aufhalten, sollen sowol die Seligen, als Verdammten, kennen und sprechen können: und das sind solche, die entweder Gutes oder Böses gleich viel gethan, oder weder Böses noch Gutes gethan haben. Darauf kommen die Seligen nach dem Teiche des Mahomed, der viereckigt ist, und eine Monatsreise im Umfange hat. Daselbst sind so viele Schaalen, als Sterne am Himmel sind, aus welchen die Seligen das weisseste und klarste Wasser trinken, nach dessen Genuß sie niemals wieder dürstet.

Das Paradies ist nach ihrer Meinung über den sieben Himmeln, und gerade unter dem Throne Gottes. Sie vergleichen die Erde desselben mit dem feinsten Weizenmehl, das den reinsten Bisamgeruch hat. Die Steine sind Perlen und Edelgesteine, die Mauren von Gold und Silber, die Stämme der Bäume

von reinem Golde. Unter diesen soll der vornehmste Tuba, oder der Baum der Glückseligkeit seyn, der in dem Pallaste des Mahomed stehen wird, und davon ein Zweig zu dem Hause eines jeden Rechtgläubigen reicht, der sich von den Granatäpfeln, Weintrauben, Datteln und von andern Früchten befinden wird, die unbekannt an Größe und Geschmack so seyn werden, wie sie sich ein jeder wünschen wird. Die Zweige selbst beugen sich zu dem hinab, der pflücken will, und verschaffen ihm nicht allein Nahrung, sondern auch Kleider von Seide, und gesattelte und aufgeputzte Thiere zum Reiten. Dieser Baum ist so groß, daß das leichteste Pferd in vollem Galop mehr als hundert Jahre brauchen würde, um aus seinem Schatten zu kommen. Von dem Fuße dieses Baums gehen Flüsse aus, voll von klarem und kühlem Wasser, andere von Milch, andere von Wein, und noch andere von Honig; aber das allermerkwürdigste unter diesen Flüssen ist die Quelle des Lebens, worin sich die verdammten Rechtgläubigen, nachdem sie ihre Strafe in der Hölle ausgestanden haben, wiederum weisser und reiner, als Perlen, waschen können. Die hauptsächlichste Glückseligkeit genießen die schönen Jungfrauen des Paradieses, die große schwarze Augen haben. Wenn sie nach dem Thore zu dem Garten des Paradieses gekommen sind, so treffen sie daselbst eine Menge von sehr schönen Knaben an, die ihnen dienen, und ihre Befehle annehmen werden, und von denen einer sie bey den Frauenzimmern anmelden wird, die für sie bestimmt sind. Zween Engel bringen ihnen Geschenke von Gott, der eine ziehet ihnen die Kleider des Para-

dieses an, und der andere steckt ihnen auf jeden Finger einen Ring mit Aufschriften von ihrem künftigen glückseligen Zustande. Dieser soll verhältnißmäßig werden, je nachdem einer Verdienste hat, und derjenige, der den geringsten Grad desselben erlangt, wird achtzig tausend Bediente, zwey und siebenzig schwarzäugigte Mägdchen des Paradieses, ein großes Zelt aus Perlen, Hyacinthen und Smaragden, die niedlichsten Gerichte auf goldenen Schüsseln, und die feinsten abgezognen Getränke und Weine haben, die ihn doch nicht betrunken machen können. Dies sind lauter Dinge, in deren Besitz die Mahomedaner auf Erden das größte Glück setzen, und die sie deßwegen sich auch im Himmel erträumen. Im Paradiese wird man auch die Kunst besitzen, sich zu verjüngen, denn man wird beständig in einem Alter gegen dreyßig Jahr bleiben, und wenn jemand sich ein Kind mit einer von seinen paradiesischen Frauen wünscht, so wird selbiges empfangen und geboren werden, und innerhalb einer Stunde zu der Größe eines Mannes gelangen. Nicht weniger wird man ein großes Vergnügen an der himmlischen Musik finden, denn nicht nur die Mädchen des Paradieses werden ihre lieblichen Stimmen hören lassen, sondern auch die Bäume selbst sollen einen Wohlklang hervorbringen, der alles übertrift, was je ein Sterblicher gehört hat. Glocken, die an den Bäumen hängen, werden durch den Wind in Bewegung gesetzt, der von dem Throne Gottes kömmt, und zwar so oft, als die Seligen Musik zu hören wünschen werden. Im Koran steht deutlich, daß sie mit ihren Weibern und Kindern in den Garten Eden eingehen

gehen werden. Doch sind sie darinn nicht recht einig, auf welcher Stelle sie sich eigentlich befinden werden. Sie denken sich auch ein Serail im Himmel, wo sie so viel Weiber haben, als sie wollen.

Sie glauben auch einen vorher bestimmten Rathschluß Gottes, denn, sagen sie, Gott hat von Ewigkeit her sowol das Gute, als das Böse beschlossen, und hierin kann keine Abänderung geschehn, weil es im göttlichen Archive aufgeschrieben steht. Was den freyen Willen des Menschen betrift, so sagen sie, daß die Menschen zwar, wie sie wollen, entweder das Gute oder Böse, erwählen können; daß sie aber doch nichts wollen können, als was Gott nicht auch will, und was er nicht bereits festgesetzt hat. Im Koran steht, daß der Mensch nicht ohne Zulassung Gottes sterben kann, und zwar zu einer vorher bestimmten und niedergeschriebenen Zeit.

In Waschen und Reinigung setzen sie das vorzüglichste ihrer Religion. Sie theilen das Waschen in ein großes und kleines Waschen, ersteres bezieht sich auf den ganzen Leib, letzteres aber nur auf einige Glieder desselben. Auf der Reise, wenn es an Wasser fehlt, können sie auch Sand nehmen, dies nennen sie Etteimon. Das Gebet ist in ihrer Religion die zwote Hauptsache. Es soll fünfmal innerhalb vier und zwanzig Stunden mit dem Gesichte gegen Mecca verrichtet werden, nemlich am Morgen, des Mittags, Nachmittags, beym Untergange der Sonne, und Abends um 8 Uhr. Ausserdem haben sie Gebete, die auf ausserordentliche Zeiten eingerichtet sind, als auf Reisen, Festtage, Verfinsterungen, Dürre u. s. w.

Alle diese Gebete werden zwar nach dem Takte, vermittelst gewisser Bewegungen des Leibes, verrichtet, wobey auch die meisten es bewenden lassen; allein die Vernünftigern unter ihnen setzen die Hauptsache in der Erhebung der Herzen zu Gott, und in dem vollkommenen Vertrauen auf seine Beschützung durch die heiligen Engel, von denen sie glauben, daß sie bey dem Gebete zugegen sind. Es ist ihnen daher nicht genug, daß sie den Leib reinigen und waschen, sondern sie legen auch alle prächtigen Kleider ab, weil es nicht recht sey, in einiger Pracht zu erscheinen.

Der dritte Hauptpunkt des maurischen Gottesdienstes bestehet in Fasten, die vorzüglich in dem Monat Ramadhan von dem einen Neumond bis zu dem andern zu halten befohlen sind. Dies richtet sich nach der Erscheinung des Neumondes; wenn dieser aber nicht zu sehen ist, so legen sie dem vorigen Monate dreyßig Tage bey. Nachhero aber bringen sie den Monat wieder in Ordnung. Um den gemeinen Mann von der rechten Zeit zu unterrichten, wird von den Thürmen mit einer Art von Posaune musicirt. Sie dürfen nichts genießen, von der Zeit an, da sie einen blauen Faden von einem weissen unterscheiden können, bis die Sonne wieder unter dem Horizont ist. Am unerträglichsten sind ihnen die Fasten im Sommer, weil sie alsdann keinen Tropfen Wasser trinken dürfen, deßwegen sie alsdann übel zufrieden mit ihrem ledigen Magen sind, und ist mit ihnen schlimm umzugehn, besonders mit dem Könige. Der sieben und zwanzigste Ramadhan ist der Hauptfasttag, und in

der

der Nacht die rechte Schwärmzeit. Die Ursache, daß sie eben diesen Monat fasten sollen, ist, weil der Koran in demselben soll vom Himmel gekommen seyn.

Allmosen sind der vierte Hauptpunkt in der Religion der Mauren, und gelten als sehr verdienstvolle gute Handlungen. Es giebt drey Arten von Allmosen, die erste wird von Vieh, Früchten und Waaren entrichtet; die zweyte besteht in Austheilung von eßbaren Waaren unter die Armen; die dritte besteht in täglichen Allmosen unter die Bettler.

Den fünften Hauptpunct in der Religion macht die Wallfahrt nach Mecca aus. Die Bemittelten müssen diese Reise einmal im Jahr machen; stirbt ein reicher Mann, ohne diese Vorschrift erfüllt zu haben, so nimmt der Kadi öfters eine Summe Geldes von den Erben, und schickt dafür einen andern nach Mecca, um Pilgrim im Namen des Verstorbenen zu werden. Die maurischen Pilgrimme versammlen sich mit ihren Lastthieren und Sachen in der Stadt Marokos, etwa gegen funfzig Personen stark. Von hier gehen sie über Fes und Tetuan, unter Anführung eines alten Hasgh, oder Pilgrims mit einer Fahne, die voll von arabischer Schrift ist, und so machen sie den ganzen Weg zu Lande, bis gerade nach Mecca. Unterwegens stoßen immer andere zu ihnen, so daß sie zuletzt eine Gesellschaft von hundert Personen ausmachen.

Die Beschneidung wird von den Mauren nicht als eine Anordnung der Religion beobachtet, weil in dem Koran nichts davon gesagt seyn soll, sondern sie thun

es als Nachfolger Abrahams, und aus den Gesetzen der Reinlichkeit. Die Knaben werden gewöhnlich im siebenten Jahre beschnitten.

Ihr Gotteshaus nennen sie Sghiama, oder Versammlungsort, wovon in Fes und Marokos einige prächtig sind, aber an den andern Orten sind sie nur mäßig. Sie bemühen sich insbesondere, einen grossen Vorhof mit Springwasser zu ihrem Waschen anzubringen. Inwendig sind keine andere Zierrathen, als gläserne Lampen, worin sie unter das Oel Wasser von allerley Farben gießen. Es ist auch eine Kanzel in derselben, aber keine andern Stühle oder Bänke, und eben so wenig etwas anders, als die weissen Wände, weil sie alle Arten von Bildern, ausgenommen Vorstellungen von Blumen, für Abgötterey halten, und sie daher nirgends, am wenigsten in ihrer Sghiame, dulden. Dieser Abscheu gegen die Bilder wird noch durch das unbedachtsame Betragen bey den Papisten vermehrt. Sie halten ihre Tempel für sehr heilig, so daß ein Jude, wenn er in der Ferne vorbeygeht, seine Pantoffeln ausziehen muß.

Ihr oberste Geistliche ist der Mosti, der in Marokos wohnt, und der höchste Richter in geistlichen Sachen ist, so daß man von ihm auch nicht an den König appelliren kann. Die weltlichen Sachen weiset er an den Kadi eines jeden Orts, und giebt darin nur guten Rath.

Iman ist derjenige Lehrer, der für die Zuhörer lieset oder singet, auch von ihnen nachgeahmet wird,

sogar

sogar in Geberden und Grimassen, die sie das ganze Gebet hindurch sehr gebrauchen, insonderheit aber zuletzt, wenn sie sich in die Obhut der mächtigen Engel befehlen. Ehedem bedeutete der Titel Iman einen Prälaten, wie wir es auf alten Münzen finden.

Chatib predigt am Freytage auswendig, und erzählt einige alte Geschichte von ihren Propheten und Heiligen. Er spricht von dem Hasse, den sie gegen die Ketzer hegen müssen, und von dem, was Sünde ist, wovor sie sich hüten sollen. In Asfi wurde einmal in einer solchen Predigt gesagt, daß es Sünde sey, an dem Tische eines Christen Thee oder Caffee zu trinken, wenn auf demselben Tische Wein wäre, er möchte getrunken werden, oder nicht. Aber die Mauren wollten dies nicht glauben, und besuchten demohngeachtet die Christen.

Es giebt noch einige Vorleser bey ihnen, und solche, die bey Testamenten und Heyrathscontracten zugegen sind.

Mudan ist derjenige, der auf den Thurm hinaufgeht, und von allen vier Ecken ausruft: Gott ist groß, viermal, ich bezeuge, daß kein Gott ist, ausser dem wahren Gott; ich bezeuge, daß Mahomed der Apostel Gottes ist. Gott ist groß! Dreymal, es ist kein Gott ausser Gott. Dies ist auch das Glaubensbekenntniß, das einer ablegen muß, wenn er zum Mahomedanischen Glauben übergeht. Man giebt vorher denen Andächtigen ein Zeichen, entweder mit einer weissen oder blauen Fahne, anzuzeigen, daß Mahomed

med die Leute erst im Guten zu überreden suchte, nachher aber sich des Schwerdts bedienen mußte. Glocken haben sie gar nicht.

Fakia ist einer, der die Theologie gut studirt, ohngefähr was bey uns ein Doctor Theologiae. Er ist der Pharisäer bey den Marokanern, der viele Gebete thut, und zwar öffentlich. Man sieht sie gemeiniglich lesen oder beten mit Rosenkränzen, die aus neun und neunzig Perlen in einer Reihe, und in zehn andern, so vor sich hängen, bestehen. Beym Fortschieben einer jeden von den neun und neunzig Perlen wird eine von den Eigenschaften Gottes hergerechnet, als: Gott ist groß, Gott ist barmherzig, Gott ist groß in seiner Barmherzigkeit, Gott ist barmherzig in seiner Größe u. s. w.; und wenn sie so die neun und neunzig Perlen durchgelaufen sind, welches gewöhnlich ohne Andacht geschieht; so schieben sie eine von den zehn Perlen weiter, welches wenigstens bis tausend täglich fortgesetzt wird. Ausserdem giebt es noch andre, die sich ein großes Ansehn von Heiligkeit zu verschaffen wissen: dies ist eine Art von Schwärmern und Weissagern, die sich einen Anhang unter dem gemeinen Volk zu machen wissen, so daß dieses oft die abscheulichsten Laster für Wirkungen von ihrer Heiligkeit hält.

Auch unter ihnen giebt es Einsiedler, die allen Umgang mit den Menschen fliehen, und von Wurzeln und Kräutern leben. Sie halten sich für die vollkommensten Menschen, und glauben sogar, daß ihre Gebete den Zorn Gottes besänftigen, und Gott abhalten können, diese Welt zu verwüsten. Man trift einige von ihnen auf dem grünen Berge, in der Provinz Dukela. Noch eine andere Secte behauptet, daß sie mit Scorpionen und giftigen Thieren umgehen könne, und eine besondere Gewalt über diese Thiere besitze. Sie schlucken Steine hinunter, und einige von ihnen packen sogar Leute mitten auf der Straße an, beissen ihnen ein Stück von der Nase, oder von dem Ohre ab, und es würde sehr gefährlich seyn, sich ihnen zu widersetzen, weil sie einen großen Anhang haben.

Sie haben verschiedene Feste, die sie fast alle durch Canoniren, Musik und Gastmale feyern. So feyern sie das Geburtsfest des Mahomed, ein anderes kleines Fest, das die Mauren Aeid Sergir nennen, und sieben Tage währt. Ein großes Fest, Aeid Kebir, auf Veranlassung, daß Abraham den Isaak (sie sagen den Ismael) opfern wollte. Hieran ist jeder Pilgrim verbunden, in dem Thale Mina bey Mecca ein Schaf zu opfern. Die Reichen schlachten ein Schaf für jede Mannsperson in der Familie, welches

überhaupt eine ansehnliche Zahl Schafe beträgt; denn man rechnet für die Stadt Fes zum wenigsten vierzig tausend, für die Stadt Marokos gegen zwanzig tausend u. s. w. überhaupt aber auf hundert und zwanzig tausend, die an diesem Feste geschlachtet werden. Dies Fest währet drey Tage.

So viel sagt Hoests in seinen Reisen von der Religion der Marokaner oder Mauren. Ein jeder sieht leicht ein, daß es nichts anders, als eine abgeänderte Mahomedanische Religion, ist, worin Christenthum und Mahomedismus unter einander gemischt werden.

XVIII.

Religionsgeschichte der Hottentotten.

Religionsgeschichte der Hottentotten.

Ich komme jetzt zu einem Volk, das sehr uncultivirt, und dessen Sprache selbst unverständlich ist. Die Nachrichten dazu nehme ich aus Kolbens Reisebeschreibung. Dieser Mann ward von einem Preußischen Minister 1704 zu dem Vorgebirge der guten Hofnung geschickt, um dort Beobachtungen in der Sternkunde zu machen. Er gab die Beschreibung dieses Landes zu Nürnberg 1719 4. heraus. Der Verfasser hat sich große Mühe gegeben, und mit großer Sorgfalt ihre Sitten und Meinungen untersucht, und verdient daher von dieser Seite Glauben. Er erzählt viele Gebräuche, davon der Grund wahrscheinlicher Weise in einer ehemaligen bessern Verfassung liegt.

Die Begriffe dieser Nation von Gott sind sehr schwer zu bestimmen, weil sie sich sehr hüten, sich in Unterredungen über ihre Religion einzulassen, wie sie denn überhaupt nicht gerne von ihren Gewohnheiten sprechen. Einige Reisende zweifelten daher, ob sie gar eine Religion hätten; aber Kolbe versichert, sie glaubten festiglich an einen Gott und Schöpfer aller Dinge. Dieses obere Wesen nennen sie Gounja oder Gounja Tekquoa, oder den Gott der Götter, und sa-

gen, es sey ein gütiges Wesen, das niemandem Schaden thue, und vor dem sich niemand fürchten dürfe; es halte sich weit über dem Monde auf. Allein man sieht bey ihnen keine Verehrung dieser Gottheit. Befraget man sie darum, so entschuldigen sie sich mit einer alten Erzählung, ihre erstern Eltern hätten diesen obern Gott so hart beleidigt, daß er sie und ihre Nachkommen mit Härtigkeit des Herzens bestraft hätte; sie wissen sehr wenig von ihm, und haben nicht viel Neigung, ihm zu dienen. Ob auch eine Verehrung des Mondes bey ihnen eingeführet, ist noch sehr zweifelhaft, weil die Reisebeschreiber sich hierin widersprechen; und Kolbe sagt: daß sie die Fremden zu hintergehen pflegten, und sich über sie lustig machten. Sie verehren eine Art Käfer, als ein gutes göttliches Wesen; er hat einen grünen Rücken, weiß und roth gesprenkelten Bauch, mit zwey Flügeln und zwey Hörnern. Wo sie dieses Thier antreffen, bezeugen sie ihm große Verehrung. Besuchet es einen Kraal *); so versammlen sie sich haufenweise, als ob sich eine Gottheit bey ihnen niedergelassen hätte. Sie schlachten ein oder zwey Schafe als ein Dankopfer, und halten es für eine sehr glückliche Vorbedeutung: seine Erscheinung versöhnet ihren Gedanken nach, alle ihre Verbrechen.

Setzet sich das Thier auf einen Hottentotten, so wird er als ein Heiliger angesehn, und empfängt hernach

*) Kraal sind die Dörfer der Hottentotten, womit sie von einem Ort zum andern, wie die Tartarn, ziehn. Gewöhnlich bestehen sie aus 20 Hütten, worin drey bis vier hundert Menschen wohnen.

nach beständig große Ehrenbezeigungen. Der Kraal schlachtet den fettesten Ochsen als ein Dankopfer, und das Netz wird mit Bukhu *) gepudert, und wie ein Strick zusammengewunden, dem Heiligen als ein Halsband umgelegt, welches er so lange, bis es abfaulet, tragen muß.

Berühmte Männer erhalten bey ihnen nach ihrem Tode zwar keine Bildsäulen, Grabmäler und Aufschriften, aber sie erhalten ihr Andenken durch geheiligte Wälder, Berge, Felder und Flüsse, die sie ihnen heiligen. Wenn sie bey diesen Oertern vorbey gehen, so halten sie sich allemal auf, und zeigen ihre Achtung durch Stillschweigen, und manchmal durch Tanzen und Händeklatschen.

Sie haben auch eine böse Gottheit, die sie Touquoa nennen, und die sie sich als ein feindseliges Wesen denken, das ihnen alles Uebel zubringt; daher suchen sie es zu besänftigen, und bringen ihm Opfer, einen Ochsen oder ein Schaf.

Aller Aberglaube erregt auch Zauberey, daher wir letztere bey allen nicht aufgeklärten Nationen treffen. Unwissenheit in den Begebenheiten der Natur, und allen natürlichen Dingen, erweckt bey dem unwissenden Menschen die Idee eines höhern Wesens, das dergleichen Dinge hervorbringen kann. Ein jeder, der mehrere Einsichten in die Natur, als er, besitzt,

*) Ist das Pulver von einer Pflanze, welches hellgelb ist, und einen wichtigen Theil ihres Putzes ausmacht. Die Pflanze heißt Spiraea, und eine Abbildung davon findet man in den allgemeinen Reisen zu Wasser und zu Lande, im fünften Bande p. 190. n. 14.

sitzt, und daher auch ihm unbekannte Wirkungen hervorbringt, ist ein Zauberer, und verdient große Achtung. Daher treffen wir sie fast bey allen wilden Völkern, und auch bey den Hottentotten an.

Sie glauben, daß die Seele den Körper überlebe, ohngeachtet sie von einem zukünftigen, guten oder bösen Zustande keine Begriffe zu haben scheinen. Wenn jemand gestorben ist, so rücken sie mit ihrem Flecken weiter fort, weil sie glauben, daß ein Verstorbener keinen andern Ort bewohne, als wo er gestorben ist; sie nehmen auch nichts von dem, was ihnen zugehört, mit sich, weil sie sonst befürchten, daß sie von dem Geiste in ihrem Kraal würden beunruhigt werden. Die ganze Hütte bleibt stehen, und alles, was darinnen ist. Vom Himmel und Hölle, Belohnungen und Strafen, haben sie nicht den geringsten Begriff.

Dies wäre die Religion der Hottentotten, woran sie so fest hängen, daß noch keiner von ihnen ein Christ geworden ist. Die holländischen Mißionarien haben, ohngeachtet ihrer unaussprechlichen Beschwerlichkeiten und Bemühungen, keinen von ihnen bekehren können. Versuchet man, mit ihnen über ihre Religion zu sprechen, so hören sie verdrüßlich zu, oder brechen bald ab. Sie vermeiden, wo möglich, sich in Religionsgespräche einzulassen. Einige haben sich gestellt, als ob sie den christlichen Glauben hätten; aber so bald das, was sie dazu antrieb, wegfiel, so kehrten sie zu ihrer alten Abgötterey zurück. Folgendes ist authentischer Beweis hiezu:

Herr van der Stel, Statthalter am Vorgebirge, nahm ein Hottentottenkind zu sich, und ließ solches in der christlichen Religion und allen europäischen Sitten aufziehen; er gestattete demselben sehr wenige oder gar keine Bekanntschaft und Umgang mit den Hottentotten. Es erlangte wichtige Kenntnisse in der Religion, und erlernte einige Sprachen; es wurde sauber gekleidet, und seine Sitten völlig nach den Europäern am Cap gebildet. Da es der Statthalter so weit gebracht hatte; so sandte er es mit einem General-Commissario nach Indien, wo dieser wohl unterrichtete Hottentotte in Geschäften der Gesellschaft gebraucht ward, bis der Commissarius starb, da er nach dem Cap zurückkehrte. Wenige Tage darauf, nach einem Besuche bey seinen Anverwandten, zog er seine europäischen Kleider aus, und hieng nach dem Gebrauche der Hottentotten ein Schafsfell um. Hierauf band er seine Kleider zusammen, und brachte solche dem Statthalter mit den Worten; „Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zu sagen, daß ich mich von dieser Kleidung auf ewig lossage; eben so entsage ich der christlichen Religion. Mein Vorsatz ist, in der Religion, den Sitten und Gewohnheiten meiner Vorfahren zu leben und zu sterben. Nur bitte ich sie, das Degengehenk und das Halsband, welches ich trage, mir zu schenken. Ihnen zu Ehren will ich es tragen.„ Hier hielt er innen, kehrte sich um, und eilte fort, ohne sich jemals wieder in dieser Gegend sehen zu lassen. Kolbe versichert, aus einem Gespräche mit ihm, gehört zu haben, daß er eine bewundernswürdige Einsicht in die christliche Religion besessen

sen habe, aber durch keine Ueberredungen zur Wiederaufnahme derselben sey zu bewegen gewesen.

Ihr Priester oder geistliche Ceremonienmeister heißt Suri, das ist, Meister. Er wird erwählt, und sein Amt ist nicht, Gebete vorzulesen, oder das Volk in Sachen, welche die Religion betreffen, zu unterrichten; denn von solchen Dingen haben die Hottentotten keinen Begriff. Er hat nichts zu thun, als ihre Opfer zu veranstalten, ihre Ceremonien anzuordnen, ihre Heirathen und Leichenbegängnisse zu besorgen, und ihre Knaben zu verschneiden. Dieserwegen wird er als der vierte oder letzte Beamte im Kraal angesehn, hat aber für seine Mühe keine Einkünfte, als daß er zu ihren Festen eingeladen, und bisweilen mit einem Kalbe oder Lamme beschenkt wird.

Wenn ein Hottentotte in den letzten Zügen liegt, so versammeln sich alle Freunde und Verwandte, und erheben ein abscheuliches Geschrey: stirbt er nun, so verstärken sie das Geschrey so, daß kein Europäer, ohne verrückt zu werden, in dem Kraal bleiben kann. Der Leichnam wird mit dem Halse und Kopfe zusammen, wie ein Kind im Mutterleibe, in seinen Kroß *) gewickelt, so daß man nichts mehr von ihm sieht.

Das

*) Kroß ist der Mantel der Hottentotten, der bey Vornehmen aus Häuten von Tiegern oder wilden Katzen gemacht

Das Grab ist gewöhnlich in einer Felsenkluft, oder der Höhle eines wilden Thiers; denn wenn die Hottentotten in der Nähe dergleichen finden können, so graben sie keins. Sechs Stunden nach dem Tode wird gewöhnlich die Beerdigung vollzogen. Wenn der Leichnam hinausgetragen werden soll; so versammlen sich alle Männer und Weiber des Kraals vor der Hütenthür, setzen sich in zwey verschiedenen Kreisen nieder, schlagen die Hände zusammen, und schreyen in trauervollen Tönen „Bo, Bo, Bo„, oder Vater, Vater. Die Hütte wird aufgebrochen, und der Leichnam durch die Hinterseite hinausgebracht, denn durch die Thüre darf es nicht geschehn. Sobald er hinausgebracht ist, stehen beyde Kreise vor der Hütte auf, und folgen zum Grabe, Männer und Weiber besonders. Auf dem ganzen Wege ringen sie die Hände, rufen kläglich aus Bo, Bo, Bo, und nehmen dabey so seltsame Stellungen an, daß es einem Europäer unmöglich ist, sich des Lachens zu enthalten. Sobald der Leichnam eingescharrt ist, so füllen sie das Grab mit der Erde von Ameisenhaufen an, damit er desto eher verwese, und verwahren es mit Steinen und Holze vor den wilden Thieren. Wenn solches geschehen ist, kehren sie in den Kraal zurück, und fangen

gen

macht wird, bey gemeinen Leuten aber aus Schaffellen. Sie dienen ihnen des Nachts statt der Kissen, und bey der Beerdigung statt der Leichentücher.

gen wieder an zu schreyen. Hernach gehen sie in die Hütte des Verstorbenen, jeder nimmt eine Handvoll Asche vom Feuerheerd, geht damit zu der Oefnung, wodurch der Leichnam getragen wurde, heraus, und bestreuet die ganze Gesellschaft damit. Sie sagen, dieses geschehe, ihren Stolz zu demüthigen, allen Unterschied zwischen ihnen aufzuheben, und dadurch Alte und Junge, Reiche und Arme, Starke und Schwache zu erinnern, daß sie zu Staub und Asche würden. Sodann geht es zum Opfermahle, das zum Andenken des Verstorbenen gehalten wird.

Vierter Abschnitt.

Geschichte
der
christlichen Religion.

Geschichte der christlichen Religion.

Wenn ich hier eine christliche Religionsgeschichte entwerfe, so behandle ich sie eben so, wie bey andern Völkern, d. h. ich trage die Geschichte des Christenthums vor, beschreibe das Leben des Stifters, und spreche von Tempeln und Priestern. Niemand erwarte hier aber Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion; keiner sehe es als eine Geschichte der Streitigkeiten an, und denke daher an eine Ketzergeschichte, sondern betrachte es als eine Fortsetzung der andern Religionsgeschichten. Ich untersuche nemlich, wie sah damals die Welt aus, als Christus geboren ward, und eine neue Religion stiftete? was lehrte man damals in Aegypten, Persien und China? was waren die Grundsätze griechischer und römischer Weltweisen, und welchen Einfluß hatten ihre Meinungen in die christliche Religion? wie betrugen sich die Philosophen? wie unterschied sich diese Religion von allen andern? Ein jeder wünscht bey der Geschichte einer Religion zu wissen, was für Veränderungen sie stiftete, wünscht die Völker und ihre Sitten kennen zu lernen, unter denen der Stifter der neuen Religion auftrat, frägt nach den Veränderungen, die diese Religion gestiftet hat, was für Hinder-

nisse und Bequemlichkeiten sich zu ihrer Ausbreitung darboten, und in welchem Zustand noch jetzt diese Religion sey; alles dieses sey denn auch Zweck dieser Abhandlung.

Welche Fortschritte hatte der menschliche Geist in Absicht der Religion damals gemacht, als der Stifter der neuen Religion in die Welt trat? Ohne Geschichte zu wissen, würde man so schließen: die Welt war schon beynahe vier tausend Jahr alt, der menschliche Geist war von einer niedern Stuffe zur höhern gekommen, Aegypten hatte einen großen Demagogen an dem Osiris, und einen Volkslehrer an Thot, China einen großen Confuz, Griechenland zwey auszeichnend große Lehrer, den Sokrates und Plato gehabt, Künste und Wissenschaften waren zu einem hohen Grade gestiegen — die Religion wird also auch sehr aufgeklärt seyn, der menschliche Geist wird nach so vielen Revolutionen es haben einsehn lernen, daß es nur einen Gott giebt, das Volk wird gewiß nicht mehr vor Bildern niederfallen, eine aufgeklärte Religion wird seyn: so würde man denken, wenn man die Geschichte nicht läse, und diese nicht das Gegentheil sagte. So sehr Aufklärung in andern Stücken herrschte, so große Finsterniß war in Absicht der Religion. Der menschliche Verstand lebte hier in der Erniedrigung, und hatte eine entehrende Vorstellung von der Gottheit. Das aufgeklärte Aegypten, das große Fortschritte in der Astronomie gemacht hatte, fiel noch eben so gut vor seiner Isis nieder, als zur Zeit seiner ersten Könige. Nicht nur vergötterten Menschen, als dem Osiris und der Isis, sondern auch selbst den Thieren

er

erwies man göttliche Verehrung. Die Feste der Isis wurden noch bis ins sechste Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius in Rom gefeyert, und erst damals ihre Priester vertrieben, weil sie auf Kosten der Religion zu einer schändlichen Handlung Veranlassung gegeben hatten. *) In Persien betete man den Mythras, den Oromasdes und Ahriman an; man brachte der Gottheit Mythras sogar Menschenopfer, die klügern richteten sich nach den Grundsätzen Zoroasters, und ein Theil seiner Anhänger lebte ungestört im Dienst

*) Zu Rom lebte eine vornehme, schöne und tugendhafte Römerin, die Paulina, die an den Saturninus verheyrathet war. Decius Mundus, ein vornehmer Ritter, verliebte sich in sie, und bot ihr zur Erfüllung seiner Wünsche 200,000 attische Drachmen. Als sie aber bey ihrer Tugend standhaft blieb, so entschloß er sich, durch Hunger sein Leben zu endigen. Eine gewisse Ide, eine Freygelassene seines Vaters, die voll listiger Ränke war, versprach ihm, daß er seines Wunsches sollte gewehrt werden, wenn er ihr nur 50000 Drachmen gäbe. Sie erinnerte sich, daß diese Paulina eine eifrige Verehrerin der Isis war, darum ging sie zu den Priestern, und versprach ihnen sogleich 25000 Drachmen, und nachhero noch eben so viel, wenn sie dem Mundus zur Befriedigung seiner Begierden Veranlassung geben würden. Die Priester, durch den Glanz des Geldes geblendet, nahmen es auf sich, und der Oberpriester ging zur Paulina, und bat sich eine Audienz bey ihr allein aus. Hierauf sagte er zu ihr: er wäre vom Gott Anubis zu ihr gesandt, weil dieser ihre Liebe begehre. Stolz auf diese Ehre, kündigte sie ihrem Gemahl an, daß Anubis mit ihr Beyschlaf halten wollte. Sie ging also in den Tempel, und nachdem sie gegessen hatte, die Thüren verschlos-

des heiligen Feuers zu Kirmen am caspischen Meere. *) In China waren die deutlichsten Spuren der Abgötterey, man fand Tempel, welche den Geistern über die Luft, den Vögeln und Flüssen gewidmet waren. Ein Theil hatte die Religion des Confuz, ein anderer die Religion des Laokium, und so fiel ein jeder vor einem andern Gott nieder. Sollte man dieses wol von Chinesen erwartet haben, bey denen doch schon damals Wissenschaften, Künste und gute Sitten blüheten?

Und in welcher Barbarey lebten unsre Vorfahren, die Einwohner Germaniens, vorzüglich diejenigen jenseits des Rheins, welche die Römer nicht anders, als

schlossen und die Lichter ausgelöscht waren, so kam Mundus, der sich vorhero versteckt hatte, hervor, und sie folgte seinem Willen, in der Meinung, es wäre der Gott. Des Morgens ging die Paulina frühe zu ihrem Mann, und erzählte ihm die Erscheinung des Anubis. Am dritten Tage begegnete ihr Mundus, und redete sie so an: du hast mir 20000 Drachmen gespart, und hast doch meine Lüste befriedigt. Daß du mich als Mundus geschimpft hast, kränkt mich nicht gegen das Vergnügen, das ich als Anubis genossen habe. Sogleich zerriß sie ihr Kleid, zeigte ihrem Mann die That an, und flehete um Rache. Tiberius ließ die Priester und die Ide kreuzigen, ihre Tempel zerstören, und das Bild der Isis in die Tiber werfen. Mundus aber bekam die Landesverweisung. Josephi Antiquit. lib. 18. c. 3. §. 4.

*) Der Feuerdienst scheint mir noch immer der Menschheit am meisten Ehre zu machen, denn es ist kein reineres Element, als das Feuer, und der Mensch konnte auf keine Anbetung leichter verfallen, als auf die Anbetung des großen Feuers, der Sonne.

als durch Streifereyen und Einfälle, kannten? Jeder Stamm hatte seine eigene Gottheit, und alle verehrten den Mars als ihren Schutzgott; diejenigen, die unter römischer Bothmäßigkeit standen, verehrten auch römische Gottheiten. In der Volksreligion der Griechen herrschte viel Aberglauben; man hatte öffentliche Orakel, die man um Rath fragen konnte: die Pythia zu Delphi bestieg ihren Dreyfuß, und sagte das Schicksal ganzer Reiche vorher. Die Priester spielten den feinsten Betrug zu Rom mit dem Fressen der Hühner, mit dem Fluge der Vögel 2c. Die griechischen Weltweisen erkannten zwar einen höchsten Gott, allein indem sie die Regierung der Welt den Dämonen überließen, verkleinerten sie sein Ansehn sehr. Sie erkannten die Fabeln in der Volksreligion, die theils Legenden, theils eine Hirngeburt der Dichter waren; aber wenn es auf Gewißheit in den wichtigsten Lehren, als Bestimmung des Menschen, Leben nach dem Tode, und Begriff von der Gottheit ankam, so wankten sie, oder waren auch unter sich uneinig, wie sie die Eigenschaften Gottes unter sich übereinstimmend, und den Ursprung der Welt und des Bösen darin erklären sollten.

Sokrates und Plato waren wol die tiefdenkendsten Köpfe unter den griechischen Weltweisen, daher auch ihre Lehre damals den größten Beyfall hatte, und nachher von wichtigem Einfluß in die christliche Religion war. Keiner dachte wol vorher so richtig von der Natur Gottes, als diese beyden, lehrte so vortreflich, wie sie, Unsterblichkeit der Seele, Belohnungen und Strafen nach dem Tode. Und eben deßwegen

wegen hatten die Schriften des letztern so vielen Eingang bey den Christen. Es entstand eine neue Schule, die man die Neuplatoniker nannte. Bald wurden seine Lehrsätze mißverstanden oder verdrehet, bald sogar verstümmelt: vorzüglich als Plotinus, ein Schüler des Ammonius Saccos, die platonische Philosophie mit der orientalischen vermischte, und hieraus ein ganz neues System machte. Das Andenken des Zeno war auch noch nicht in Rom erloschen, es fanden sich noch Anhänger der alten Stoa, deren strenge Sittenlehre bekannt ist. Groß ist die Beschreibung des stoischen Weisen, der gegen alles unempfindlich und frey von allen Leidenschaften ist, der unverrückt die Tugend ausübt, dessen Tugend nie kann vermehrt, nie vermindert werden, der alle Tugenden auf einmal besitzt, der sich immer gleich ist, es begegne ihm Glück oder Unglück. Die alte Geschichte hat mehr als ein Beyspiel von Männern aufzuweisen, die diese Grundsätze der Moral auch ausübten: man denke an Seneka, Epictet, Cato von Utica u. s. w. Aber ihr Lehrsatz der Unempfindlichkeit verhinderte sie an dem Genuß der menschlichen Glückseligkeit, und sie verdienen mehr unsre Bewunderung, als unser Lob. Eine grössere Ausbreitung ihrer Moral hätte alle feinen Empfindungen im Menschen ersticken müssen, wenn es gleich ist, ob man auf der Folter sitzt, oder an einer schön besetzten Tafel. Setzt man hiezu noch ihre Lehre vom Schicksal, welchem sie die Gottheit unterordneten, und von einer langen, aber nicht ewigen Dauer der Seele; so sieht man das Mangelhafte in den Grundsätzen dieser Moral ein, auf der andern Seite aber

auch, welchen Vorzug die christliche Moral vor der stoischen verdient.

Eben so war damals die peripathetische Philosophie, deren Stifter Aristoteles war, herrschend. Dieser Weltweise sah Gott zwar für ein ewiges, aber unbewegliches Wesen an, das die gleich ewige Materie in Bewegung setzte. Er verwarf die göttliche Vorsehung, und sprach von der Fortdauer der Seele sehr übel. Unter dem Sulla wanderte die aristotelische Philosophie nach Rom. Die epicuräische Philosophie erwarb sich den größten Anhang in Rom, weil man bey ihren Grundsätzen sich völlig dem Vergnügen überlassen konnte. Daher entzogen sich viele Römer den öffentlichen Aemtern, gingen auf ihre Villas, und studirten da ihre Philosophie. Plato hatte auch zwar für die Einbildungskraft geschrieben, und die Größe Gottes und die Schönheit der Werke anschaulich gemacht, allein er war für die weichlichen Römer zu ernsthaft; noch mehr aber Aristoteles, der viel zu systematisch dachte, und alle Begriffe zergliederte. Epicur hingegen erlaubte sinnliche Vergnügungen; er lehrte zwar nicht die grobe sinnliche Wollust, sondern sagte: daß durch die Tugend die Menschen zu angenehmen Empfindungen und Ergötzungen geführt würden, welche der genügsamen Natur unterthänig sind, und so zur Ruhe der Seele kämen: allein es ließ sich auch das Laster rechtfertigen. Seine Nachfolger verschlimmerten seine Grundsätze, und daher stand die epicuräische Philosophie in spätern Zeiten in Rom im üblen Ruf. Bey dieser Ebbe und Fluth der Meinungen wußte man nicht, welcher Lehre man den Vorzug

geben sollte, und kam endlich auf diesen Hauptsatz, daß man an allen Dingen zweifelte: daher entstanden die Pyrrhonisten oder Sceptiker, die allenthalben Ungewißheit suchten, und glaubten, gewisse Wahrheit wäre nirgends zu finden. Von eben dieser Gattung waren die neuen Academiker, die den Grundsatz des Sokrates, durch Zweifel zur Wahrheit zu kommen, nutzten. Allein es bleibt doch traurig, wenn man sich von den wichtigsten und unentbehrlichsten Lehren nicht völlig überzeugen kann. Eben die Entstehung dieser Secte war dem Christenthum sehr vortheilhaft, denn nun untersuchte man das Ungewisse, Widersprechende oder Lächerliche in den andern Lehrgebäuden, und fand Gewißheit im Christenthum.

Schon ehe das Christenthum entstand, suchte man die herrschende Religion zu verbessern, und die Philosophen hatten sich in zwey Classen getheilt. Einige trugen ihre Lehre mit entscheidender Gewißheit vor, man nannte sie Dogmatiker; andre lachten über die Gewißheit, und hießen Sceptiker und Academiker. Dieser beständige Streit unter den Philosophen veranlaßte denn schon frühe Versuche, die philosophischen und gottesdienstlichen Lehrgebäude zu verewigen. Es entstand eine Schule, die aus allen Systemen das beste aussuchte, man nannte sie Eklectiker; weil sie aber den Plato am meisten auf dem Wege der Wahrheit antrafen, so bekamen sie auch daher den Namen der Neuplatoniker. Aegypten, und besonders Alexandrien, als der Sammelplatz aller Nationen, waren zu ihrem Aufkommen am geschicktesten, denn die Religion und Philosophie dieses Landes hatten durch

die Herrschaft der Griechen und Perser, und durch die Versammlung so vieler Gelehrten in Alexandrien, schon große Veränderung erlitten. Die Griechen, welche ihre Götter, Vorurtheile, Kenntnisse und Weltweisheit dahin brachten, nahmen wieder von den andern Colonien morgenländischer Völker ihre Religion an, und so suchte man auf die grausamste Weise alle Religionen zu vereinigen.

So sah es mit der egyptischen, persischen, chinesischen und griechischen Religion aus, als Christus geboren ward. Allenthalben, nur bey den Juden ausgenommen, sah man Abgötterey; allenthalben hielt man auf Orakelaussprüche, und kannte seine Götter nur aus alten Sagen. Man setzte den größten Theil des Gottesdienstes in eine pünctliche Beobachtung der Gebräuche; allenthalben sah man Altäre errichtet, und die Anzahl der Götter war so groß, daß, um keinen vorbey zu gehen, man in Athen einen Altar dem unbekannten Gott errichtete, und in Rom ein Pantheon für alle Götter hatte. Sogar opferte man noch Menschen bey den Altären der Götter, man achtete auf den Flug der Vögel, auf das Geschrey der Hühner; und Rom hatte tausend Auguren. Das Leben der Götter war oft mit Lasterthaten vermischt; und wie konnte man es dem Volk verdenken, wenn es dieselben öffentlich ausübte? In Prunkaufzügen und Opfern bestand der Hauptgottesdienst.

Die Römer, als eine siegende Nation, verstattete sich manche Freyheit, beständige Kriege brachten Wildheit der Sitten hervor: man denke an die grausamen Schauspiele mit wilden Thieren, oder an die

Fech-

Fechterkämpfe, wo bloß zur Belustigung des Volks viele ihr Leben auf die grausamste Art einbüßen mußten; an die Härte, womit sie ihren überwundenen Feinden und Sclaven begegneten, an die Aussetzung der Kinder, an die erlaubte öffentliche Unzucht, und man wird den Verfall der Religion hieraus leicht beurtheilen können. Schon dadurch zeichnete sich das Christenthum aus, daß es mildere Sitten einführte, und richtige und majestätische Begriffe von Gott dem Volke beybrachte. Der Leichtsinn in Rom ging so weit, daß Philosophen dreist über die Religion lachten und spotteten. Die alten Mährchen von Elisäischen Feldern waren lächerlich geworden, und wurden den Mahlern und Dichtern überlassen.

Dies war der damalige Zustand der Welt in Absicht der Philosophie und der Religion. Und welche Veränderung erlitte nun die Welt durch Einführung der Christus-Religion? was gewann sie an Aufklärung und Glückseligkeit? woher kam es, daß das Christenthum sich so schnell ausbreitete? fand es vielleicht gar keine Hindernisse, oder kann man die Ausbreitung selbst zu einem Beweis für seine Göttlichkeit brauchen? Auffallend ist immer, daß keine philosophische Secte und keine Religion sich so weit in so vielen Gegenden, unter so verschiedenen Climaten, und bey so vielen Völkern, die an Bildung, Meinungen, Religion und Philosophie so sehr verschieden waren, ausgebreitet hat. Was schien unmöglicher, als daß eine Religion Aufnahme finden würde, die allen bisherigen Religionsmeinungen so sehr widersprach? Man hatte bisher immer von mehrern Göttern gesprochen,

und ihnen Altäre, Opfer und Priester gewidmet, und nun trit ein neuer Religionslehrer auf, der die Lehre von einem Gott einführen will, und dadurch die Altäre der Götter umwirft, der die Priester von ihrem Thron stürzt, und ihnen das Opfermesser nimmt. Der Staatsmann, der eben durch den Aberglauben das Volk leitete, sah seine Hauptstütze erschüttert. Mußte hier nicht allgemeiner Widerspruch entstehen?

Die Religion war bey den alten Völkern Sache des Staats geworden, und aufs innigste mit der bürgerlichen Regierung verflochten; wer also die Religion angriff, griff auch zugleich den Staat an. Der Staatsmann mußte seinen Götzen unterstützen, der ihn so reichlich ernährte, und durch dessen Anbetung er das Volk leitete, daher wachte er so sehr über die Religion, und sahe eine jede Verletzung derselben als Verletzung der Majestät an. *) Die römischen Priester, die von diesem Betrug lebten, und dadurch große bürgerliche Vorzüge und Ansehn genossen, mußten diesen alten Gottesdienst aufrecht erhalten, und sich der neuen Secte mit aller Gewalt widersetzen. Ihr eignes Interesse, die vorgefaßte Meinung für das Alter einer Religion, die sie schon von ihren Vätern bekommen hatten, und die ihren Begierden so sehr schmei-

*) Beweise hiezu aus der alten Geschichte sind Anaxagoras, Sokrates und Diagoras von Melos, wovon der erste zum Tode verurtheilt wurde, weil er die Sonne, welche die Athener als eine Gottheit anbeteten, ein glühendes Feuer nannte; der andre, weil er neue Götter einführen wollte; und der letzte, weil er die Eleusinischen Geheimnisse entweihet hatte.

schmeichelte, machte, daß sie sie bis aufs äusserste vertheidigten; denn wer läßt sich gerne aus seinen alten Besitzungen herausjagen? Zu Athen schwor jeder Bürger einen Eid, daß er die Landesreligion bekennen, und gegen einen jeden vertheidigen wollte; was Wunder daher, wenn jetzt Widerstand und Widersprüche entstanden? Und sollte man unter diesen Umständen wol erwartet haben, daß eine neue Religion sich hätte ausbreiten können? Gewiß, ohne besondere Leitung der Vorsehung wäre es leichter gewesen, eine römische Monarchie zu erobern und sich auf den Thron zu setzen, als bey dem Widerstand der ganzen Priesterschaft und der Regenten eine neue Religion einzuführen.

Von jüdischer Seite widersetzten sich die Pharisäer, die alles in äussere Gebräuche setzten, und durch ihre heilige Miene das Volk hintergiengen; sie wurden als Stützen der Religion betrachtet, mit deren Ansehn auch zugleich das Ansehn der Religion fiel. Zu ihrem Orden gehörten die Vornehmsten und Reichsten unter den Juden, und sie hatten Mitglieder im hohen Rath. Da nun die neue Religion sie so sehr herabsetzte, und ihre Heucheley und Betrug entdeckte, so mußte sie von ihrer Seite großen Widerstand finden. — Bey der größten Verdorbenheit der Sitten, bey dem tiefsten Verfall in Wollüste, die in dem Menschen allen Trieb nach Besserung ersticken, läßt sich wol unmöglich die Aufnahme einer Religion, die Heiligkeit der Sitten und Reinigkeit des Herzens fordert, erwarten.

Und

Und wer waren diejenigen, die die Religion ausbreiteten? Vielleicht tiefsinnige Philosophen, *) Männer von großer Beredsamkeit, von großem Ansehn unter dem Volk? vielleicht aus dem Priesterorden? schmeichelten sie vielleicht den Lieblings-Meinungen der Nation? Nichts weniger als dieses. Sie waren Männer aus der niedrigsten Classe des Volks, ohne Empfehlungen und Schutzbriefe aus ihrem Vaterland, nicht von Glanz umgeben, der so leicht das Volk täuscht, nicht Schmeichler der Priester und der Staatsmänner, sondern diesem allen grade entgegen: sie kämpften gegen die Vorurtheile, entfernten das Volk von den Tempeln veralteter Götter, und zeigten, wie diese alle Undinge wären, und nur einer der wahre Gott sey. Hätte nicht die innre Würde der Lehre, die sie predigten, die Stärke der Wahrheit, der Anblick der Wunder die Menschen unwiderstehlich zur Annahme dieser Religion hingerissen; so hätte unmöglich eine so große und wichtige Revolution ohne Feuer, Waffen und Schwerdt entstehen können. Man vergleiche hiemit nur die Ausbreitung des Mahomedismus, so wird man sogleich viel auffallenden Unterschied finden. Wie wenig Hindernisse waren hiebey zu besiegen! Die Religion Mahomeds schmeichelte der Sinnlichkeit, der Wollust und Phantasie. Er setzte die Hauptsache der Religion in Ausübung gewisser

*) Wären sie scharfsinnige und in den Wissenschaften geübte Männer gewesen, so hätte man leicht Christi Lehrbegriff für ihre Erfindung ansehn können, und dann hätte das Christenthum das Ansehn einer philosophischen Secte gehabt.

ser körperlicher Handlungen, in Reinigungen, Hersagen einiger Gebete und Wahlfahrt nach Mekka. Hierauf legte er vorzüglichen Werth, so daß man dadurch alle Verbrechen und Laster gut machen konnte. Er erlaubte die Vielweiberey und fleischlichen Wollüste. Christus setzte die Verehrung Gottes nicht in sichtbare Ceremonien, sondern er gebot Anbetung Gottes mit einer reinen tugendhaften Seele, Unterdrückung der Begierden und Wollüste, Verabscheuung der Hurerey und der Vielweiberey, unter Strafe eines ewigen Unglücks. Jene Religion schränkte sich bloß auf arabische Horden unter einem heissen Himmelsstrich ein; diese sollte für die verschiedensten Nationen seyn, ohne Unterschied des Clima und des Vaterlandes; ihr Gesichtskreis war die ganze Welt. Jene war eine Zusammensetzung aus mehrern Religions-Systemen, vorzüglich aus den vier damals in Arabien herrschenden Religionen. *) Mahomed suchte diejenigen Lehren aus, die vorzüglich dem Menschen schmeichelten, und dem heissen Clima angemessen waren, und die daher desto leichter Eingang fanden: hier aber wurde ein neues System gemacht, das nicht anders, als auf den Trümmern der vorigen, konnte errichtet werden; und wir wissen, was Cicero sagt: separatim nemo habessit Deos, neve novos: sed ne advenas, nisi publice adscitos, privatim colunto (de legibus II, 8.). Hier war Zerstörung des herrschenden Aberglau-

*) Diese vier Religionen waren 1) Sabiismus, oder die Verehrung der Gestirne, 2) Religion der Magier, oder die Feuer-Verehrung, 3) Judenthum, 4) Christenthum, dieses war sehr entstellt.

glaubens: hier rief der Jude Anathema, und der Heide excommunicirte. In jener dienten Waffen zur Vertheidigung der Wahrheit, denn es war Hauptgesetz der Religion, die Nichtgläubigen zu verfolgen; weltliche Macht wurde mit der geistlichen verbunden; in der einen Hand hatte Mahomed den Coran, und in der andern den Säbel: in dieser wurde Friedsamkeit befohlen, alle Religionskriege und alle Schwerdter, die zur Ausbreitung der Religion gezuckt waren, verboten, keine Armeen wurden in dieser Absicht ins Feld gestellt, keine Länder erobert. Wie ist es nun nur bey geringem Nachdenken möglich, die Ausbreitung beyder Religionen mit einander vergleichen zu wollen, da die Umstände gänzlich von einander verschieden waren? Bey der mahomedanischen Religion beweist die schnelle Ausbreitung für die Wahrheit nichts, weil die Umstände sie so sehr begünstigten; ja es würde ganz wider die Analogie der Geschichte seyn, wenn sie diesen Erfolg nicht gehabt hätte; bey der christlichen hingegen, da man grade das Gegentheil hätte denken sollen, weil sie überall Hindernisse fand, und von keiner weltlichen Macht unterstützt wurde, dienet die Ausbreitung zum Beweis für ihre Wahrheit.

Etwas gewann die christliche Religion dadurch, daß sie früh den Römern bekannt ward, die wegen ihrer ausgebreiteten Herrschaft sie in allen Welttheilen bekannt machen konnten. Rom war damals eine Monarchie, der nicht bloß fast ganz Europa unterworfen war, sondern die Römer herrschten auch in Asien, über die Landschaften von Klein-Asien, Syrien, Palästina, und andre Provinzen bis an den Euphrat, und in

in Afrika behaupteten sie ihre Herrschaft über Aegypten. So konnte sich denn die christliche Religion von der Hauptstadt Rom in alle römische Provinzen verbreiten; und man sieht in dieser Vereinigung so vieler Nationen, Sprachen, Gesetze und Gebräuche eins der besten Hülfsmittel, die Ausbreitung der christlichen Religion zu befördern. Der gesittete Theil der Welt gehorchte damals dem Scepter eines römischen Kaisers, der ein Liebhaber der Wissenschaften und der Gelehrten war. Das Zeitalter des August ist noch bis auf den heutigen Tag wegen der großen Anzahl von Schriftstellern merkwürdig, die alles, was in Rom geschah, auf die Nachwelt brachten. Es herrschte zwar nicht mehr der großmüthige Geist der Freyheit und die alte Strenge der Sitten, aber der Staat war noch ehrwürdig, und August suchte durch seine rühmlichen Anstalten Sicherheit, Ruhe, Ordnung und Ueberfluß zu erhalten. Selbst daß Rom zur Monarchie geworden war, war den Christen vortheilhaft, denn weit leichter konnten sie die Gunst und Nachsicht eines einzigen erhalten, als die Stimme von einem ganzen Senat gewinnen. Bey der damaligen großen Aufklärung in den Wissenschaften herrschte allgemeiner Prüfungsgeist. In Rom hatten die Gelehrten nicht allein Sicherheit, sondern als einen Beweis öffentlicher Ehre errichtete man ihnen Denkmäler; daher es in dieser Zeitperiode die größten Philosophen und Redner aufzuweisen hat; die Muse war von Athen nach Rom gewandert. Die helldenkendsten Köpfe konnten diese neue Religion prüfen und untersuchen, die hinlängliche Erkenntniß der Natur besaßen, um über

Wun-

Wunderwerke urtheilen zu können. Wäre sie zur Zeit des Aberglaubens und der Dummheit entstanden, so könnte man einwenden, die damalige Welt wäre leicht getäuscht und hintergangen worden; Leichtsinn und wilde Sitten wären dem Stifter der neuen Religion zur Gründung derselben sehr bequem gewesen, und sie könnte eben so gut Betrug seyn, als die Lehre des Confuz und Zoroasters, und verdiene unsern Beyfall nicht. So aber haben scharfsinnige Köpfe sie geprüft, und ihre Richtigkeit eingestanden. Denn eben in diesem Zeitalter suchte man das Lächerliche in den Systemen der Philosophen auf, und wandte allen Witz an, um das Gebäude lächerlich zu machen und umzuwerfen. Das Christenthum hielt nicht nur die Prüfungen aus, sondern oft traten auch Philosophen auf seine Seite; es empfohl sich durch innere Würde, und brauchte daher keine spitzfindigen Philosophen, um von ihnen Glanz zu erhalten.

Verliert aber die christliche Religion hiedurch etwas?*) Sie gewinnt vielmehr. Nun zeigt sich, daß sie mehr Würde, als der Aberglaube, mehr Stärke, als die Philosophie, hatte, und Gründe anführt, die

*) In Leßings theologischem Nachlaß werden einige Einwürfe gegen die Ausbreitung des Christenthums gemacht. Man sagt: es wurde durch die damalige Lage der Welt und der politischen Verfassung im jüdischen und römischen Staat, durch die feinste Politik der ersten Emissarien sehr begünstigt. Sie trugen Vernunft-Religion vor, und hielten mit den Lehrsätzen zurück (man schlage doch nur das N. T. nach, und man wird das Gegentheil finden); sie lockten die Armen an sich durch Austheilung der Güter. — Allein wodurch gewannen sie die Reichen?

der Philosoph nicht widerlegen kann. Der Schwärmer wird seine Religion zu einer Zeit ausbreiten, wenn am meisten Aberglaube herrscht; der Weise aber wird den Augenblick zur Ausbreitung der Wahrheit wählen, wo man sie prüfen kann, und daher den größten Nutzen stiften. Der falsche Prophet wird sich allerhand geheimer Kunstgriffe bedienen, um das Volk an sich zu ziehn, sollten sie selbst auch bis zur Niederträchtigkeit gehen. Der göttliche Lehrer weiß, er lehrt göttliche Wahrheit, die keiner Schminke und Schmeicheley bedarf.

Schon bey seinen Lebzeiten hatte Christus durch seine Wunder, die er zur Bestätigung seiner Religion verrichtete, unter Heiden *) und Juden allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und nach seinem Tode breitete sich seine Lehre immer weiter aus. Die Apostel, die stets mit ihm umgegangen waren, seine Reden gehört, und seine Thaten gesehen hatten, waren am besten geschickt, Herolde der Religion zu werden. Durch eine Predigt Petri wurden drey tausend Menschen bewogen, die neue Religion anzunehmen. Welcher alte Volkslehrer kann sich rühmen, unter ähnlichen Umständen so viele Menschen auf einmal zur Annahme seiner Lehre bewogen zu haben? Zu Jerusalem entstand also die erste christliche Gemeinde, die durch die häufigen Wunder der Apostel noch immer ver-

*) Die Erzählung des Eusebius (Histor. Eccles. L. I. c. 13. VII. 18.) von der Gesandtschaft des Abgarus, Fürsten von Edessa, in Mesopotamien an Jesum, um ihn von seiner Krankheit zu heilen, und von den nachmaligen Curen des Thaddäus, bedarf noch historischer Gewißheit.

vermehrt wurde. Menschenliebe, Gutthätigkeit und Uneigennutz zeichneten sich vorzüglich in ihrem Character aus. In Samarien predigte Philippus das Evangelium, und suchte durch seine Wunder die Gaukelkünste des Simon zu widerlegen. Unterwegens taufte er den Schatzmeister der Königin von Aethiopien, und gab dadurch Veranlassung, daß das Christenthum auch in Aethiopien bekannt ward. *)

Viele bekehrte Juden, die aus Jerusalem flüchteten, breiteten in Phönizien und Cypern, auch unter den Juden zu Antiochien **), die Lehre Jesu aus. Jacobus war Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem. Petrus wurde von Joppe geholt, um einen römischen Hauptmann, den Cornelius zu Cäsarea, zu taufen; dies war der erste Unbeschnittene, der zur christlichen Religion übergieng. Er gieng nach Antiochien, von dort nach Klein-Asien, Bithynien, Galatien, und in andere herumliegende Länder. Nicht allein die Juden, sondern auch die Heiden, sollten an dieser neuen Religion Theil nehmen, hiezu war Paulus bestimmt, er lehrte in der Synagoge zu Damascus,

*) Ος και επεμφθη εις τα κλιματα Αιθιοπιας, κηρυξων τουτο, όπερ έπιστευσε, Θεον μεν ένα, τον δια των προφητων κεκηρυγμενον.

Irenaeus adversus haereses l. III. c. 12. IV. 23.

**) Hier entstand zuerst der Name Christen. Vorher hatte man sie vielleicht Galiläer oder Nazarener genannt; es war aber ein weit feierlicherer Name, sie nach dem Stifter ihrer Religion zu nennen, so wie auch vorher die Schüler der Philosophen sich nach dem Stifter ihrer Schule nannten.

zwey Jahre in Arabien, ging nach Cypern, wo er den römischen Statthalter Sergius Paulus bekehrte, von dort nach Pamphylien, Syrien, Cilicien, Phrygien und Galatien, schifte nach Macedonien über, stiftete die Gemeinde zu Philippi, Thessalonich, Beroä und Athen, lehrte anderthalb Jahr mit großem Erfolg zu Corinth, schrieb daselbst die beyden Briefe an die Christen zu Thessalonich, den Brief an die Christen in Galatien, und vielleicht noch andere. Er stiftete die Gemeinde zu Ephesus, und schrieb die beyden Briefe an die corinthischen Christen. So war nun das Christenthum in Palästina, Syrien, Phönizien, Samarien und Klein-Asien ausgebreitet. Aber auch in Rom sollte es nach den Wegen der Vorsehung gepredigt werden. Die innern Unruhen von Palästina brachen in öffentliche Empörungen aus, und weil Paulus in seiner Gefangenschaft sich auf den Ausspruch des Kaisers berief, so ward er nach Rom gebracht, wo er bald die Erlaubniß erhielt, das Evangelium zu predigen.

Inzwischen breitete sich das Christenthum täglich mehr aus, und ein großer Theil von Europa, Asia und Afrika hatte diese neue Religion angenommen, daher auch alle grausame Verfolgungen der Kaiser nichts halfen, das Blut der Märtyrer vermehrte nur immer mehr die Anzahl der Christen. Obgleich Nero die Anhänger dieser Religion in Thierhäute nähen, diese mit Oel tränken, und des Nachts zum Schauspiel anzünden ließ, und andre sonst gütige Kaiser sich hart und strenge gegen die Christen bewiesen; so siegte es doch über Priester und Kaiser, über Landpfleger

und

und Sophisten, einer Fluth gleich, die alle Dämme durchbricht. Man sah in den zwey volkreichsten und blühendsten Welttheilen viele tausend, die diese Lehre bekannten, und in weniger als funfzig Jahren waren in den angesehensten Städten zahlreiche christliche Gemeinden. Noch bis auf diesen Tag hat das Christenthum einen großen Theil des Erdbodens eingenommen, und mehr als der zehnte Theil des Menschengeschlechts bekennt sich dazu. Rechnet man hiezu alle Anbeter des Einzigen wahren Gottes, so ist die Anzahl über acht hundert Millionen Menschen. *) Einem Saamenkorn gleich, woraus die große Ceder wächst, breitet es seine Aeste zum Himmel, und beschattet die Erde.

Aber ist es denn möglich, daß die christliche Religion sich über den ganzen Erdboden ausbreite? Der Wolfenbüttelsche Fragmentist macht hier mehrere Einwendungen: „Eine Universal-Religion bey der Verschiedenheit der Menschen im Denken, Forschen und Urtheilen kann so wenig statt finden, als eine Universal-Medicin bey der Menge und Verschiedenheit der Krankheiten und Unfälle.„ Allein warum sollte sie es nicht werden können, da sie keine Lehre enthält, die das Glück einer Nation störte, keine Gebräuche vorschreibt, die sich nicht mit dem Clima und jeder Stufe der Cultur vertragen? Die Religion der Philosophen war an einen gewissen Grad von Aufklärung, die Religion der Juden an ein besonderes Clima und bür-

*) Vortreflich setzt dies der Herr D. Leß im ersten Theil seiner Geschichte der Religion S. 134. aus einander.

bürgerliche Verfassung, die Religion der Heiden an Barbarey gebunden. Wo ist ein Grad von Cultur oder Barbarey, wo irgend ein Staat, er sey despotisch oder republikanisch, wo irgend ein Clima, von Nova Zembla an bis zu den Südländern, wo irgend ein Stand, darin die christliche Religion keine Aufnahme finden könnte? Der größte Denker findet hinreichenden Stof zum Nachforschen, und der dümmste Idiot Evidenz genug, um sie anzunehmen. Jener vergleicht sie mit allen andern Religionen, prüft ihre Beweise, und findet sie richtig; dieser nimmt sie an, weil sein Herz und seine Tugend Nahrung darin finden. In keiner Religion findet die ganze Menschheit so allgemeinen Trost bey den verschiedensten Verhältnissen des Lebens, in allen Verbindungen giebt sie uns Zufriedenheit und Glückseligkeit. Was sollte also ihrer weitern Ausbreitung entgegenstehn, da die ganze innere Einrichtung diese so sehr begünstigt? Der Menschenfreund hoffet sie, und der Verehrer Jesu erwartet sie.

Einfluß der alten Philosophen aufs Christenthum.

Unter allen philosophischen Lehrarten hat wol keine einen wichtigern Einfluß aufs Christenthum gehabt, als die platonische: sie erhob sich wieder aufs neue kurz vor und nach der Geburt Christi. Die Kirchenväter studirten fleißig den Plato, und trugen aus ihm Sätze in die christliche Theologie über. So nennt

Justin

Justin der Märtyrer den Sohn Gottes das selbstständige Wort oder die selbstständige Vernunft, ein Begriff, der völlig platonisch ist. Denn Plato nahm ein solches für sich bestehendes göttliches Wort, oder eine höchste Vernunft an, welche das vollkommenste Urbild aller vorhandenen Dinge seyn sollte, nach dessen Muster, und durch welches alles geschaffen wäre. Justin ging aus der Schule des Plato zum Christenthum über; nothwendig waren ihm also die Begriffe neu, und er suchte sie auf die neue Religion anzuwenden. Ueberhaupt bemühte man sich damals, der christlichen Religion einen philosophischen Anstrich zu geben, um hiedurch mehrere zum Uebergang zum Christenthum zu bewegen. Man fand, daß unter allen Philosophen keiner Begriffe vorgetragen hatte, die dem Christenthum näher kamen, als Plato. Daher entlehnte man aus seinen Schriften ganze Redensarten, und verglich seine Lehrsätze mit den christlichen Lehrsätzen. Dies hatte einen wichtigen Einfluß auf ihre Lehrart, vorzüglich seitdem die neu-platonische Philosophie ins Christenthum aufgenommen ward; man nennt diese Lehrart den Platonismus der Kirchenväter. Unrecht war es, die Lehre von der Dreyeinigkeit aus dem Plato erläutern zu wollen, da doch er nie daran gedacht, sondern nur durch entfernte Aehnlichkeit Veranlassung zu dieser Untersuchung gab. Wahr ist es, daß sogar besondere Meinungen dieses Philosophen einen Platz in dem christlichen Lehrbegriff gefunden haben; allein demohngeachtet ist keine Hauptlehre verfälscht worden, weil man damals die Schrift allein als Regel des Glaubens betrachtete. In spätern

tern Zeiten, nemlich im zweyten Jahrhundert, hatte diese Philosophie einen Anhänger am Ammonius Saccas, der den Vorwurf der Christen dadurch zu heben suchte, daß er alle Zwistigkeiten der Philosophen aufhob und vereinigte, und dadurch, daß er den Eindruck, den das Christenthum machte, schwächte, den Uebergang vieler Heiden zum Christenthum hinderte. Er vermischte die alte Weisheit der Aegyptier und Morgenländer mit pythagorischen, peripatetischen und stoischen Lehrsätzen. Um dieser Philosophie desto mehr aufzuhelfen, und ihr ein hohes Alter zu geben; so leitete man sie vom Zoroaster, dem Urheber der chaldäischen Philosophie, her, und schob falsche Schriften unter. Ein solcher Philosoph sollte auch Jesus gewesen seyn, der Lehrer einer vortreflichen Religion, der sich in dem Umgang der Dämonen befunden hätte, und durch deren Hülfe Wunderwerke hätte verrichten können. Viele Sätze entlehnten diese Philosophen aus dem Christenthum, verdrehten sie aber für ihre Meinungen. So sprachen sie von einem einzigen Gott, von drey Grundwesen in Gott, von der Schöpfung der Welt. Diese Philosophie stiftete großen Schaden fürs Christenthum, denn sie erklärte dies für überflüßig. Eben weil damals christliche Philosophen gegen heidnische Philosophen stritten, und dieser Mann durch sein Lehrgebäude sie beyde zu vereinigen suchte; so wurden kurzsichtige und leichtgläubige Menschen irre, und fanden in dieser Auflösung Befriedigung ihrer Zweifel. Eben das Blendende, den menschlichen Verstand, der sich durch Krümmungen verirrt hatte, auf eine grade Straße zu führen,

nahm

nahm viele ein. Die Christen selbst, um die Heiden zu gewinnen, suchten sich, so viel als möglich, mit ihnen zu verbinden, und kamen allmählig auf irrige Vorstellungen in der Lehre von Gott, von der Seele des Menschen und seinem Zustande nach dem Tode. Ob aber, nach dem Beyspiele Julians, mehrere Christen zum Heidenthum übergegangen sind, ist in der Geschichte sehr zweifelhaft. *)

Die stoische Philosophie hatte zu Rom viele Anhänger, vorzüglich einen großen Verehrer am Kaiser Marcus Aurelius Antoninus. Nach den Grundsätzen der stoischen Unempfindlichkeit (ἀπαθεια) ertrug Antonin die vielen Unglücksfälle, die ihm begegneten, geruhig, und ward durch die schrecklichsten Landplagen aller Art, welche sein Land verheerten, durch die Empörung seines besten Feldherrn, und die Laster seiner ganzen Familie nicht erschüttert; aber hiedurch ward er auch zugleich unempfindlich gegen die Christen, er gab Befehl, sie hinzurichten. **) Wahrscheinlich hielt er

*) Ueber den Schaden, den diese Philosophie gestiftet hat, machte zuerst Gottfried Olearius aufmerksam in seiner Abhandlung de philosophia eclectica, welche der lateinischen Uebersetzung von Thom. Stanley Historia Philosoph. vorgesezt ist. Weit mehr Aufmerksamkeit erregte Mosheim in Differt. de turbata per recentiores Platonicos Ecclesia, in Differt. ad Histor. Eccles. pertinentibus. Vol. I. p. 90. seq. und in den Commentarien de rebus Christ. ante Constantinum M. p. 280. seq. Brucker Histor. Philos. Tom. III. p. 189 — 462. Tom. VI. p. 360. seq. Histoire critique de l' Eclectisme ou des nouveaux Platoniciens. Paris 1766. 12.

**) Eusebii Histor. eccles. lib. V. c. 1.

er sie für Aufrührer, denn wegen Irrthümer konnte er sie nicht verfolgen, weil er Juden, Aegypter und Syrer in Italien duldete. So stiftete hier stoische Philosophie Schaden für die Christen, der bey dem sonst guten Herzen des Kaisers nicht würde statt gefunden haben. Sehr oft pflegte er sich der Worte des Plato zu bedienen, die Staaten wären glücklich, in denen Philosophen regierten. Auch Antonin selbst verdient mit Recht den Namen eines Weltweisen, so vortreflich sind seine Gedanken in seinem Buch εἰς ἑαυτον. Man kann es ein Selbstgespräch, oder Betrachtungen zum Gebrauch seines eignen Lebens nennen. Alles edle und vortrefliche, was die stoische Sittenlehre nur hat, trift man darin an. Man will, daß nicht allein er, sondern auch schon Seneca und Epictet, viele von ihren Lehrsätzen aus der christlichen Religion sollten entlehnt haben; allein theils hat Seneca einige Schriften früher geschrieben, als die Apostel, theils waren ihre Schriften kaum erst bey den Morgenländern und Griechen bekannt geworden, und es bleibt äusserst unwahrscheinlich, daß Seneca sie sogleich sollte gelesen haben. Auch war der Stolz der alten Philosophen zu groß, als daß sie Gedanken aus einem Lehrsystem entlehnen sollten, das ihnen gar keinen Anspruch auf philosophischen Scharfsinn und Spitzfindigkeiten zu machen schien. Da diese Philosophen Betrachtungen über die menschliche Natur anstellten, so mußten nothwendig einige mit dem Christenthum gleich lautende Grundsätze sich finden. Eben dieses läßt sich auch vom Epictet und Antonin sagen; beyde gaben sich keine Mühe, von den Christen etwas zu

lernen, weil diese verächtlich waren. Antonin sagt: (εἰς ἑαυτον l. XI. c. 3.) die Seele müsse bereit seyn, den Cörper zu verlassen, nicht wie die Christen es wären, aus einer bloßen Hartnäckigkeit, sondern nach einem wohl überlegten Entschluß, und so, daß man auch andere ohne hochtrabende Worte dazu überreden könne. Die stoische Philosophie erhielt deswegen so viel Beyfall, weil sie den Menschen in seiner Würde zeigte, und die Tugend als das höchste Gut betrachtete, das man um sein selbst willen suchen müßte. Bildeten diese Grundsätze gleich einige Weltweise, so thaten sie doch ihre Wirkungen nicht aufs Volk, wie die Lehre Christi, die nicht Philosophie für wenige war, sondern alle Arten und Stände der Menschen besserte. Uebte doch Marc Antonin die Tugend bloß um ihrer Vortreflichkeit willen aus, ohne Hofnung einer künftigen Belohnung, und mußte er bey seinem Tode doch glauben, daß seine Seele in die ersten Bestandtheile der Natur wieder aufgelößt würde. Unterschiedene große Römer, welche stoische Grundsätze ausübten, wurden von den Wüterichen ihrer Zeit hingerichtet; und das zweyte Jahrhundert war das Todesjahr der stoischen Philosophie.

Das Christenthum war noch vielen Spöttereyen von heidnischen Philosophen ausgesetzt; vorzüglich zeichnete sich Lucian hierin aus, er spottet nicht allein über heidnische Götterlehre und Ceremonien, und findet an dem ehrwürdigsten Weisen des Alterthums, dem Sokrates, Ursache zum Lachen; sondern spottet auch über die Christen, und verwechselt fast immer Juden und Christen. Ausser dem Epikur machte er

alle Philosophen lächerlich, und besaß so viel Leichtfertigkeit und Ungezwungenheit im Witz, verbunden mit einer angenehm unterhaltenden Beredsamkeit, daß er unsre Bewunderung verdient, und wir ihn den Schwift der Griechen nennen können.

Den ärgsten Spott trägt er unter der Person des Peregrinus vor, den er einen neuen Sokrates nennt, der anfänglich ein Christ, nachher aber ein ehrsüchtiger Herumstreifer soll gewesen seyn, und aus Ehrgeiz sich öffentlich in die Flamme soll gestürzt haben. In der Erzählung seiner Geschichte bringt er einige verstellte Umstände aus dem Leben Christi und seiner ersten Anhänger an. So erzählt er z. B. daß Peregrinus ins Gefängniß geworfen sey; die Christen sich alle mögliche Mühe gegeben, ihn zu befreyen, da aber dieses nicht möglich, so leisteten sie ihm alle andere Dienste. Gleich des Morgens sah man alte Frauen, einige Wittwen und vaterlose Knaben am Gefängnisse warten. Ihre Lehrer aber schliefen inwendig mit ihm, indem sie die Hüter des Gefängnisses bestachen. Diese Elenden haben sich überredet, daß sie ganz unsterblich sind, und ewig leben werden; daher verachten sie den Tod, und viele unter ihnen ergaben sich ihm freywillig. Den Gekreuzigten nennt er den Sophisten, der, wie die alten Sophisten, sich durch Künste einer verführerischen und schlauen Beredsamkeit einen Anhang von vielen Tausenden erwarb. Auf diese Art suchte er durch satyrische Züge von seiner Erfindung die Christen zu verspotten.

Keine Philosophie war dem Christenthum nachtheiliger, als die orientalische *), die sich zur Zeit Christi, ausser Chaldäa und Persien, noch in Aegypten, Indien, und unter den Cabbalisten der Juden ausbreitete. Diese Philosophen unterschieden sich dadurch, daß sie eine Menge von Dämonen und Aeonen lehrten, an Geistererscheinungen glaubten, und zwey gleich ewige und mächtige Grundwesen annahmen; daher wollen einige diese Philosophie vom Zoroaster herleiten. Die Auflösung der großen Frage, welche die menschliche Vernunft nie ohne göttliche Offenbarung hat zur Gewißheit bringen können, woher das Uebel in der Welt entstanden, zog ihre Hauptbeschäftigung auf sich. Um sich es zu enträtzeln, liessen sie nach ihrem System von dem bösen Grundwesen alle Materie abstammen. Der menschliche Cörper, der auch aus Materie entsprungen, schien ihnen eben deswegen böse zu seyn, und den Grund aller Laster in sich zu enthalten; die Seele hingegen sey ein reines Werk Gottes, das im Leibe gefangen liege, und nur durch die strengste Behandlung desselben zur Gemeinschaft mit ihrem Schöpfer zurückgeführt werden könne. Aus dieser Quelle entstand also die finstre Moral

*) Den Namen Philosophie verdienen die Lehrmeinungen im Orient eigentlich nicht, denn es fehlt alles, was zum philosophischen Lehrgebäude gehört, nemlich Grundsätze, Beweise, Zusammenhang. Zuerst herrschte im Orient eine symbolische Weisheit, da man in Bildern, Fabeln und Erzählungen die Wahrheit einzuhüllen pflegte. Diese verblümten Vorstellungen und Ausdrücke hörten nachher auf, Zeichen zu seyn, und man hielt sie für die Sache selbst.

Moral orientalischer Philosophen. Nachhero ward diese Philosophie mit der mißverstandenen und verfälschten Philosophie des Plato vermischt, und es entstand eine neue Secte, die neuplatonische, welche das Christenthum verstümmelte, verdrehte und verfälschte. Denn sobald sich diese After-Philosophen ausbreiteten, so fieng man an, gewisse Geheimnisse ins Christenthum einzuführen, und so hatte das Christenthum so gut seine Mysterien, als die mosaische und heidnische Religion. *) Man hielt es für Pflicht, Wunder zu erdichten, wenn man dadurch andere zur Annahme der Religion bringen konnte. Man ging sogar noch weiter: Sokrates und Plato vertheidigten die innigste Verbindung der Männer mit schönen Jünglingen

*) Moses, der mit einem sinnlichen Volke zu thun hatte, mußte die Religionsbegriffe nach den Volksideen stimmen, und daher waren das Heiligste, die Bundeslade, die Cherubim Symbole. Er konnte die erhabnen Religionsbegriffe von Gott dem rohen, sinnlichen jüdischen Volk nicht gradezu vortragen, es mußte ein gewisses Zeichen der Allgegenwart Gottes haben. Ein Zelt ist die Residenz Gottes, sein Hofstaat sind die Leviten, niemand, ausser den Priestern, durfte sich dem Innersten seines Pallastes nahen, und nur allein der erste Minister hatte jährlich einmal Zutritt ins Cabinet, wo Jehovens Herrlichkeit thronete. Von der Hütte des Stifts steigt eine Dampfsäule bis zu den Wolken, und bey Nacht ein hoch hinaufloderndes Feuer: wie viel mußte dies beytragen, den verbreiteten Horden den Ort des Hauptquartiers in großer Entfernung noch merkbar zu machen, damit sie im Fortgange sich nicht verirrten! Das Heilige hatte nichts als die Schaubrodte, ein Symbol der ältesten Familien-

lingen dadurch, daß sie einen Unterschied zwischen cörperlicher und Geistesliebe machten, und behaupteten, der Weise fühle nur die letztere, um die Jünglinge zur Tugend zu führen. Auch diese so edle Absicht ward gemisbraucht, und man sah Personen beyderley Geschlechts in der innigsten Verbindung, ohne sich zu heyrathen, leben. Einen eben so großen Schaden fürs Christenthum stifteten diese Philosophen auch dadurch, daß sie eine mystische Auslegungsart einführten, und zufolge dieser konnte man hineinbringen, was man wollte.

Apollonius von Tyana, ein cappadocischer Schwärmer und Betrüger, der vom Philostratus im dritten Jahrhundert als Wunderthäter ausgegeben ward,

milienopfer, und den siebenarmigen Leuchter, als Blick in alle Welt. Spencer glaubt: daß Moses, auf Zulassung Gottes, die Bundeslade von den Kisten, die man bey den Mysterien der Aegyptier hatte, entlehnt, und hierin der einmal gewöhnten Denkungsart der Juden nachgegeben habe. Spencerus de legibus Hebraeorum ritualibus, lib. III. c. I. II. In spätern Zeiten fiel man vor dem geweiheten Brodt nieder, und verehrte in demselben die Gottheit. Das Concilium zu Trident befahl, die Hostie eben so gut anzubeten, als den wahren Gott. Nullus dubitandi locus relinquitur, quin omnes Christi fideles latriae cultum, qui vero Deo debetur, huic sanctissimo sacramento in veneratione exhibeant. Conc. Trid. Sess. 13. cap. 5. Die ausschweifende Vorstellung von Christo, dem Lamm Gottes, verursachte, daß im jure canonico ein Gesetz gegeben wurde, welches den Männern den Genuß des Lammfleisches verbot, wenn sie ihren Weibern die eheliche Pflicht geleistet hatten.

ward *), und viele Kenntnisse besaß, war ein Nacheiferer des Pythagoras, und erwarb sich durch die von ihm erneuerte pythagoreische Philosophie eine große Menge Anhänger. Seine Geburt wurde sogar durch Erscheinungen und Wunderzeichen angekündigt, — und alles war an ihm ausserordentlich. Schon als Jüngling enthielt er sich alles Fleisches der Thiere, welches er für unrein und schädlich hielt; den Wein verwarf er als ein Getränk, das die Heiterkeit der Seele unterbrechen könnte. Er gieng mit entblößten Füßen und ohne Socken, und trug keine andere, als leinene Kleider, um nichts an seinem Leibe zu haben, das von einem getödteten Thier herkäme. Seine Haare ließ er sich wachsen, und hatte seinen Aufenthalt im Tempel des Aesculapius. Er lehrte viele tausend Menschen, rief die abgeschiedenen Seelen der Helden hervor, erweckte Todte, heilte Krankheiten, und machte der Pest ein Ende, sagte künftige Begebenheiten vorher **), streifte Ketten ab, verstand die Sprachen aller Völker, und sogar die Sprache der Thiere. Der Zulauf des Volks zu ihm war groß, er legte ein fünfjähriges Stillschweigen auf, und während

*) Philostratus nahm seine Nachrichten aus der Handschrift des Damis und andern Urkunden; er erdichtete also die Lebensumstände nicht; denn schon zu dem Zeitalter des Apulejus war Apollonius wegen seiner Wunder so berühmt, daß er von mehrern als Magus angeklagt wurde: gegen diese Beschuldigung rettet ihn Philostratus.

**) Als er auf der Erdenge vor Corinth war, sagte er: dieser schmale Strich Landes wird abgegraben werden. Man hielt es für eine Weissagung, da Nero ihn abgraben ließ, es aber nicht vollendete.

rend dieser Zeit konnte bloß sein Anblick das Volk besänftigen. Nachher redete er erst an solchen Orten, wo er vernünftige Leute vor sich hatte, und verachtete die andern. Seine Orakelsprüche waren kurz und gründlich abgefaßt. Ich suche nicht, sagte er, wie die andern Weltweisen. Ich habe gesucht, da ich noch jung gewesen bin; jetzo ist es nicht mehr Zeit, zu suchen, sondern zu lehren. Der Weise muß reden wie ein Gesetzgeber, der andern dasjenige gebietet, wovon er selbst überzeugt ist. Er ging nach Indien, um sich mit den Braminen wegen der Religionskenntnisse zu bereden. Nach seiner Rückkehr kam er wieder nach Antiochien; allein damals wurden die Wissenschaften der Griechen wenig geachtet, und er daher übel aufgenommen. Er ging nach Cypern, und von da nach Ephesus, wo eben damals Paulus war, und den Götzendienst zerstören wollte. Apollonius widersetzte sich ihm. Er bekam so großen Anhang, daß auch die Handwerksleute ihre Werkstätten verliessen, und zog bis ans Ende des ersten Jahrhunderts in alle Provinzen des römischen Reichs umher, und erweckte allgemeine Bewunderung, selbst die berühmtesten Orakel machten ihm Lobsprüche. Er hielt öffentliche Reden an die Epheser, und ermahnte sie, alles zu verlassen, und sich der Philosophie und einem strengen Leben zu widmen. Verschiedene Wunder verrichtete er zu Ephesus, Smyrna und Athen. Hier wollte man ihn nicht in die Eleusinischen Geheimnisse aufnehmen, weil er ein Zauberer wäre; allein Apollonius half sich mit seiner Kühnheit, und sprach mit den abergläubigen Athenern von den Ceremonien ihrer

Religion, tadelte ihre Schauspiele, ihre weibischen Tänze, und erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren. Sehr fein redete er gegen die Tyranney des Domitian; und als ihn dieser zu sich holen und ins Gefängniß werfen ließ, so wußte er sich so herrlich zu vertheidigen, daß er wieder frey gelassen ward. Dies sieht dem Character des Domitian, der sonst so sehr Tyrann war, gar nicht gleich. Hierauf ging er nach Griechenland, wo er beynahe angebetet ward, und starb im 97sten Jahr Christi in einem hohen Alter, so daß er schon zu den Zeiten Christi kann gelebet haben. Man errichtete ihm Bildsäulen, allein sein Grab hat man nirgends gesehen; einige sagten: er sey gen Himmel gefahren, doch hört dies wol zu den übrigen Legenden des Philostrati, der erst 156 Jahre nachher lebte, und diese Wunder den Wundern Christi entgegen setzen wollte. Seine Schriften wurden noch zu Philostrati Zeiten nicht nur in den Tempeln aufbewahrt, sondern waren auch in den Händen vieler großer Männer. Philostratus lebte in einem zu schwärmerischen Zeitalter, als daß er sollte Glauben verdienen; und alle Zeugen, die er anführt, sind ungewiß. Er suchte durch die Verfertigung des Lebens Apollonii sich die Gunst der Kaiserin Julia, die von diesem Zauberer eine große Gönnerin war, zu erwerben. Ueberhaupt that er den Heiden einen Gefallen, daß er von einem Mann sprach, der auch, wie Christus, Wunder sollte gethan *) haben.

Plo-

*) Seine Wunder liest man im Leben Apollonii beym Philostratus, ihre Glaubwürdigkeit bestreitet der Herr D. Leß in seiner Religionsgeschichte, 2. Th. S. 227.

Plotin, der ums Jahr 260 lebte, vertheidigte sehr die heidnische Philosophie gegen das Christenthum, und suchte die eklektische Philosophie wieder in Aufnahme zu bringen; er war aber, wie sein Schüler Porphyrius, ein schwärmerischer Kopf, der durch Hülfe der Theurgie eine Herrschaft über die Dämonen behauptete. Porphyrius schrieb Schriften gegen das Christenthum, und griff es auf die gefährlichste Art an, daher die Kirchenväter ihn zu widerlegen suchten. Das Werk selbst ist verloren gegangen, nur letztere haben uns etwas davon aufbewahret. Er sucht Widersprüche darin zu finden, den göttlichen Ursprung zu bestreiten, und der Vorbilder auf Christum zu spotten. Er beschrieb das Leben des Pythagoras, und wollte dadurch beweisen, daß unter den heidnischen Philosophen es eben so große Wunderthäter gegeben habe, als Christus und die Apostel waren. Pythagoras mußte überhaupt in den damaligen Zeiten dazu dienen, Christo an die Seite gesetzt zu werden, daher dichtete man ihm so viele Wunder an *), wovon das Zeitalter des Pythagoras selbst nichts wußte, und die bloß Erdichtungen späterer Pythagoräer waren. Unbillig wäre es, wenn man deswegen den Pythagoras selbst zum Betrüger machen wollte, da er ein weiser und tugendhafter Mann war, und diese Lehrsätze niemals selbst behauptete.

Jamblich, ein Schüler des Porphyrius, war in der griechischen, ägyptischen und chaldäischen Philoso-

*) So verbot er einer Bärin, sich nicht mehr aus den Wäldern heraus zu wagen, um die Felder zu verwüsten; so heilte

losophie sehr geübt, und suchte dem fallenden Heidenthum zu Hülfe zu kommen. Er suchte es so viel möglich dem Christenthum näher zu bringen, und ahmte selbst einige christliche Grundsätze nach. Sein Zeitalter rieth ihm, vorsichtig im Ausdruck zu seyn, denn das Christenthum war unter dem Constantin herrschende Religion geworden. Auch er setzte den Pythagoras als Wunderthäter Christo und seinen Aposteln an die Seite. Er ging noch weiter, er wußte sich in den Ruf eines Heiligen und Wunderthäters zu setzen, und seine Anhänger wollten ihn während des Gebets hoch über die Erde schwebend gesehen haben. Seine philosophische Parthey war in der schlimmen Lage, daß sie sich aus Furcht vor den Christen mußte verborgen halten, und sein Schüler Sopater wurde auch würklich am Hofe des schwachen Constantin hingerichtet, weil man ihn anklagte, er habe durch Zauberey den Winden befohlen, daß sie die Zufuhr des Getraides hinderten.

Unter den Kirchenvätern treffen wir viele Spuren heidnischer Philosophie an, da sie zum Theil hierin unterrichtet, und zum Christenthum nachher übergegangen waren; dies war Ursache, daß sie einige Lehrsätze beybehielten, und hieraus entstanden in den folgenden Zeiten die verschiedenen Streitigkeiten in der Kirche.

heilte er Krankheiten des Leibes und der Seele durch Zaubersprache.

Leben

Leben des Stifters der christlichen Religion.

Die Geburt und das Leben des Stifters der christlichen Religion zeichnet sich vor der Geburt und dem Leben der Stifter aller alten Religionen aus. Jene alten Gesetzgeber und Stifter der Religionen gründeten die Glaubwürdigkeit ihrer Lehren auf die Eingebung einer Gottheit. So sagte Numa, daß er seine Gesetze von der Göttin Egeria bekommen hätte; so schrieben Pythagoras und Saleucus, die Gesetzgeber der Crotoniaten und Locrenser, ihre Verordnungen der Minerva zu, und ihrem Beyspiele folgten alle große Gesetzgeber und Reformatoren des Alterthums. Allein Christus unterschied sich dadurch, daß seine Gesetze und Lehren sich auf das Ansehn des einzigen grossen Wesens gründeten, und er als beglaubigter Gesandte der Gottheit seine Lehren durch Wunderwerke bestätigte. Zwar ward er nicht mit solchem Geräusch geboren, als Foe, der Stifter einer Secte in China, der gleich bey seiner Geburt soll aufrecht gestanden, selbst reden können, und ausgerufen haben: er allein verdiene göttliche Anbetung; und der sich einen Anhang von vierzig tausend Schülern erwarb; ward nicht in einer Residenzstadt geboren, um am Hofe zu glänzen, und durch seinen äussern Glanz sich Anbeter zu verschaffen; schwang sich nicht wie Confuzius, der Stifter der Religion der Chinesen, zu den größten Ehrenstellen am Hofe; machte nicht, wie Mahomed, Eroberungen; zog nicht mit vielen tausend Arabern zu Felde: allein demohngeachtet übertraf er alle Ge-

setzgeber und Stifter aller alten Religionen, und nur ein etwas scharfer Blick auf seine Lehren wird die leichtsinnigen Grundsätze eines Voltaire leicht vernichten, der die Sätze des Zoroasters und Confuz den seinigen vorziehen wollte. Bey der Geburt, bey dem Character und bey dem Leben Jesu ist alles ohne Geräusch, und demohngeachtet zeigen sich überall Spuren der Gottheit. Seine Geburt wurde durch einen Engel vom Himmel vorherverkündiget *), und schon hier seiner Mutter der Name des Seligmachers bekannt gemacht. Maria, aus Nazareth gebürtig, war mit einem Zimmermann, der aber in gerader Linie vom König David abstammte, verlobt gewesen. So wenig wurde er mit Ansehn und Geräusch gebohren, denn die Vorsehung wirkt gerne im Verborgenen, unter dem Schatten des Privatlebens macht sie oft die größten Anstalten zum Wohl der ganzen Menschheit. Maria führte ein eingezogenes stilles Leben zu Nazareth, und dachte auf nichts weniger, als daß sie durch die größte von allen Begebenheiten sollte verewigt werden. Alles erwartete damals einen Mesias, worunter man sich nach den Volksbegriffen einen siegreichen Hel-

*) Auch die Geburt des Zoroaster soll ein himmlischer Bote seiner Mutter, der Dodo, vorherverkündiget haben, der ihr sagte: „sie würde einen großen Lehrer der Welt gebären. Bey ihrer Schwangerschaft sah sie im Traum den Himmel brennen, und allenthalben zündeten helle Flammen denselben an, und erleuchteten ihn.„ Man merke sich hier aber, daß alle Wunder, die vom Zoroaster erzählt werden, wahrscheinlich aus dem Leben Christi und Mahomeds entlehnt sind, und nur zu deutlich das Gepräge der Neuheit verrathen.

Helden vorstellte, der die Juden von dem Joche der Römer befreyen würde. An einen geistlichen Reformator der Welt konnten die Juden damals noch nicht denken, sondern sie hoften auf ihre Befreyung, wenn dieser Messias erscheinen würde. Wie mußte sich Maria, als eine rechtschaffene Israelitin, freuen, daß sie diesen Weltregenten gebären sollte! Sie wurde noch mehr hierin durch den Ausspruch des Engels bestätiget, der ihr sagte: ihr Sohn sollte ein großer, ein göttlicher Mann seyn; man würde ihn den Sohn des Höchsten nennen; Gott würde ihm den Thron seines Vaters David geben; er würde über Israel ohne Ende herrschen, und sein Königreich immerfort dauren. Welche frohe Winke für sie, die sie das Glück der ganzen Nation vorhersehn ließen! Welches Glück, die Mutter des Messias zu werden, und so zur höchsten Stufe der Ehre zu kommen! Sie wurde durch diese Nachricht ganz bestürzt, wenn sie sich ihre Niedrigkeit und Armuth in ihrer so verachteten Heimath vorstellte, und wenn sie denn dachte, daß sie noch Jungfer war, so schien ihr diese Sache fast unglaublich. Sie antwortete dahero: wie kann es zugehn, da ich unverheyrathet bin? Der Bote Gottes erklärt es ihr, sie würde durch die Allmacht, durch die Kraft Gottes einen Sohn gebären, und dieser Sohn würde daher göttlichen Ursprungs seyn. Was läßt sich wol Gott würdiger denken, als eine so rühmliche Verkündigung der Ankunft des Sohnes Gottes in die Welt? Nicht bloß also das Wunderbare seiner Geburt, sondern die Art und Weise, wie sie verkündiget ist, trägt Spuren der Gottheit an sich. Es be-

darf wol keiner Frage, ob diese Sache auch einer himmlischen Ankündigung würdig gewesen sey, da der größte Wohlthäter des menschlichen Geschlechts geboren ward, und selbst seine Geburt so sehr von dem gemeinen Wege abging.

Nun eilt Maria zu ihrer ältern Freundin, der Priesterin Elisabeth, an die sie der Engel selbst gewiesen hatte. Nichts hält sie auf, nicht die Entfernung des Orts, denn von Nazareth über Jerusalem bis Juda (oder auch bis Hebron) mochte eine Reise von ungefähr 25 Stunden betragen, und nur an Festtagen und in großen Caravanen pflegte man diesen Ort zu besuchen. Sie eilt zur Elisabeth, und findet hier noch mehr den Ausspruch des Engels bestätigt, da auch diese schwanger war, und, sobald sie Maria sahe, voll Begeisterung wurde und ausrief: Gesegnete vor allen unsres Geschlechts, gesegnet der Sohn, der von dir geboren wird! Welch eine rührende Zusammenkunft dieser zwey religiösen Israelitinnen war nicht dies! wie viele Spuren der besondern göttlichen Vorsehung treffen wir auch hier! Durch Gerüchte hatten sie beyde nichts von einander erfahren, und demohngeachtet wußten sie beyde alles, beyde hatten durch Engel Nachricht bekommen, und unerwartet erzählen sie sich beyde ihre Schicksale. Nach drey Monathen kehrte Maria wieder nach Nazareth zurück. Hier nun konnte ihre Schwangerschaft dem Joseph nicht länger verborgen bleiben; und wie erstaunte er, als er es bey seiner Verlobten bemerkte, die sich sonst einer so großen Sittsamkeit beflissen hatte! Josephs Verlegenheit war nun in der That groß.

— Ihre

— Ihre unschuldsvolle Miene auf der einen Seite, ihre sonst so wenige Kunst, sich zu verstellen, und auf der andern Seite der Augenschein selbst, schienen sich zu widersprechen. Er sah die Sache von der billigsten Seite an, sie hat gefehlt — aber sollte er sich nun von ihr scheiden — sie in sein Haus zu führen, schien seiner Ehre nachtheilig, sie öffentlich anzuklagen, ward ihm hart; das gelindeste war, sie zu entlassen, damit sie doch vor Beschimpfung und Strafe sicher seyn konnte. Allein nun bekam er ein Traumgesicht, das ihm sagte: er sollte kein Bedenken tragen, Maria zu sich zu nehmen. Ihre Schwangerschaft rühre von einer göttlichen Einwirkung her, sie würde einen Sohn gebären, den sollte er Jesus heissen, denn er würde der Befreyer der Nation seyn.

Als er erwachte und nachdachte, so fand er, daß dieser Traum ein göttlicher Traum seyn müsse, weil er so wenig mit seinem Vorurtheil gegen die Maria übereinkam. Nun nimmt er die Maria als seine Verlobte in sein Haus, und diese erzählt ihm auch ihre himmlische Erscheinung.

Die Zeit ihrer Schwangerschaft kam näher, und eben damals hatte der Kaiser Augustus, der Schutzherr von Palästina, als Herodes dort König war, befohlen, daß alle jüdische Unterthanen ihre Namen sollten aufschreiben lassen. Zufolge dieses Census, der nach jüdischer Art behandelt ward, daß nemlich nach Anzeige der Geschlechtstafeln Stamm nach Stamm, Geschlecht nach Geschlecht, Familie nach Familie, Person nach Person aufgeschrieben wurden, konnte man wissen, von welchem Stamm jeder einzelne abstamm-

stammte, und daher wußte man, daß Joseph aus dem königlichen Stamm Davids war. Um sich also in die Register eintragen zu lassen, machte Joseph mit der Maria diese Reise nach Nazareth, und eben da sie sich zu Bethlehem aufhielten, ward Jesus geboren. Nahe bey diesem Orte pflegten sich gewöhnlich Hirten aufzuhalten, und diese hielten eben die Nachtwache, als Glorien von Engeln vom Himmel stiegen, den Hirten die Geburt verkündigten, und in diesen himmlischen Lobgesang ausbrachen: Ehre ihm, dem Erhabenen, Glück den Bewohnern der Erde, Freude für die ganze Menschheit. So zeichnete sich die Geburt des Stifters der christlichen Religion aus. — Als Jehovah seine Gesetze auf dem Berg Sinai gab, da rauchte die Erde, Blitze durchkreuzten die Luft, der Donner rollte, fürchterlich war die Natur, die Menschheit zitterte; als aber die Geburt des neuen Lehrers der Welt den Hirten verkündigt wurde, feyerte die sanfte Natur ein stilles Fest auf bethlehemitischen Gefilden. Kann wol irgend ein Stifter einer alten Religion sich es rühmen, daß bey seiner Geburt Engel zugegen gewesen, die sie so feyerlich verkündigten? Rühme man in dem Leben des Confuz und Zoroaster auch von noch so vielen Wundern, so müssen sie doch hier weit zurückstehn, sie sind, was der Schatten gegen das Licht, die Copie gegen das Original.

So völlig gewiß nun diese Begebenheit bey der Geburt Jesu ist, die seine Lebensbeschreiber aufgezeichnet haben, und die alle glaubwürdige Männer waren; so wenig läßt sich doch das Jahr und der Tag bestimmen,

men, woran diese Begebenheit geschehen ist. Man schrieb in den ersten Jahrhunderten nicht so sehr für die Nachwelt, als vielmehr zum Unterricht seines Zeitalters, und diesem war die Zeit der Geburt bekannt genug. Hatte sich auch vielleicht ein religiöser Mann die Zeit der Geburt gemerkt, so sind uns doch von dem ersten Jahrhundert zuviele geschriebene Nachrichten verloren gegangen, als daß wir noch genau Jahr und Tag bestimmen könnten. Hiezu kam noch, daß in den ersten drey Jahrhunderten die Christen sich nach der Zeitrechnung der Heiden, als ihrer Beherrscher, richten mußten, und erst im sechsten Jahrhundert der römische Abt Dionysius der Kleine anfing, die Zahl der Jahre nach der Menschwerdung Christi zu zählen. So viel weiß man allgemein, daß seine Rechnung irrig sey, allein wegen der Jahre, die hinzugesetzt werden müssen, ist man nicht einig.

Eben so streitig ist der Tag seiner Geburt; wahrscheinlich ist Christus in einem Sommermonat geboren, weil die Hirten des Nachts auf dem Felde waren. Erst im vierten Jahrhundert setzte die morgenländische Kirche den fünf und zwanzigsten December zur Feyer des Geburtsfestes Jesu fest, um den Uebergang zur christlichen Religion zu erleichtern, weil eben an diesem Tage die Römer das Geburtsfest des Unüberwindlichen oder der zurückkehrenden Sonne feyerten. Auch dieser Tag sollte den Bekehrten Gelegenheit zur Freude geben. Die Geburt Jesu ist gewiß, und noch kein Religionsspötter hat es gewagt, sie zu leugnen, ob man gleich Jahr und Tag nicht bestimmen kann.

Nach

Nach alter eingeführter Sitte mußte der Knabe am achten Tage beschnitten werden. Dies war ein uralter Gebrauch, den schon die alten Aethiopier hatten, und von denen ihn die Aegyptier, und von diesen die Juden, entlehnt hatten. (Diodor. Sicul. l. 3. c. 1.) Nach dem mosaischen Gesetz sollte der Knabe jetzt einen Namen haben, der damals nicht gleichgültig war, denn sie waren alle voll Bedeutung; er erhielt also einen sehr bekannten Namen, Jesus *), der eben das ausdrückt, was Messias, einen Erlöser, einen Erretter.

Dreyßig Tage hernach ging Maria mit ihm nach Jerusalem, um in eigner Person das Reinigungsopfer zu bringen, und das neugeborne Kind im Tempel dem Herrn vorzustellen. Hier gaben sie das Opfer der Dürftigen, nemlich ein Paar Turteltauben. In dem Vorhofe des Tempels war ein Ort, wo die Wöchnerin, die sich zur Reinigung einfand, mit Blut besprengt wurde, auch diesem Gesetz unterwarf sich Maria.

Wie unerwartet war es den Eltern Jesu, als im Vorhof des Tempels ein ehrwürdiger Greis, Simeon, dies Kind auf seine Arme nahm, und es für den Messias der Welt erklärte! Schon lange hatten der Verfall der Sitten und die Staatsverwirrungen ihm mit der angenehmen Hofnung geschmeichelt, zu welcher jene alten Aussprüche die Nation berechtigten. Ihm war durch einen prophetischen Geist versprochen wor-

*) In der altmosaischen Geschichte kommen mehrere Männer vor, die den Namen Jesus oder Josuah führen.

worden, daß er es erleben sollte, und nun ging sein Wunsch in Erfüllung. Ein göttlicher Wink belehrte ihn, daß dies der erwartete Messias sey. Er nimmt das Kind auf seine Arme, blickt gen Himmel und spricht: Izt, Herr, lässest du deinen Diener mit Frieden abscheiden. Nun haben meine Augen ihn, den Heiland der Welt, gesehn. Aber zugleich thut er auch einen Blick in die Zukunft, und sagt in einer dunklen Sprache: dieser Messias wird vielen zum Fall gereichen — er sahe nemlich die Schicksale und die Folgen Jesu in Absicht der Nation vorher.

Nachdem das Opfer im Tempel verrichtet war, kehrten die Eltern mit dem Kinde wieder nach Bethlehem, und hier trug sich eine Begebenheit zu, die allgemeines Aufsehn machte. Einige Magi oder morgenländische Weltweisen, vermuthlich aus Arabien, hatten in der Luft ein neues Meteor entdeckt; bey Nachschlagung der alten Orakel, die auch bey ihnen bekannt waren, fanden sie, daß es eine Beziehung auf die Geburt eines großen Königs hatte. Sie giengen deswegen nach Jerusalem, und weil man dergleichen Leute in Jerusalem selten sah, ausser wenn sie kamen, um auch der bey den Ausländern bekannten Gottheit Israels Ehre zu erweisen; so erregten sie allgemeines Aufsehn. Sie glaubten, daß in der Hauptstadt alles in Bewegung seyn, und man öffentliche Dankfeste feyern würde, weil ein königlicher Prinz geboren wäre. Allein wie erstaunten sie, als sie fanden, daß in der Hauptstadt nichts hievon bekannt war! — Als dieses Gerücht zum Hofe des Herodes drang, so gerieth er ganz in Bestürzung, denn

denn Liebe hatte er sich bey seinem Volke nicht erworben, und schon der bloße Name Messias konnte das Volk zum Aufruhr bringen; wie vielmehr die Geburt dieses königlichen Prinzen selbst! Herodes läßt sogleich sein ganzes Synedrium berufen, und erkundigt sich nach dem Ort, wo dieser König sollte geboren werden, denn sein Character war äusserst argwöhnisch, und er hatte schon vorher besorgt, vom Thron gestoßen zu werden. Josephus in seinen Alterthümern beschreibt uns die Geschichte so: *) Als die ganze jüdische Nation durch einen Eid bekräftigte, daß sie für das Beste des Kaisers und des Königs sorgen wollten; so schworen die Pharisäer, die sechs tausend an der Zahl waren, nicht, sondern widersetzten sich dem König: und als dieser sie an Gelde bestrafte, so bezahlte die Gemalin des Pheroras die Strafe für sie. Die Pharisäer, die ihr diese Gefälligkeit erwiedern wollten, sagten vorher: daß Herodes und seine Nachkommen die Herrschaft verlieren würden, und daß das Königreich auf sie und den Pheroras und ihre Kinder kommen würde. Der König, der dies durch die Salome erfuhr, ließ die Schuldigen und den Eunuchen

Bagoas

*) Παντος γȣν τȣ Ιȣδαϊκȣ βεβαιωσαντος δι' ὁρκων ἦ μην εὐνοησαι Καισαρι, και τοις βασιλεως πραγμασι, οἱδε οἱ ἀνδρες οὐκ ὠμοσαν, ὀντες ὑπερ ἑξακισχιλιοι· και αὐτȣς βασιλεως ζημιωσαντος χρημασιν, ἡ Φερωρȣ γυνη την ζημιαν ὑπερ αὐτων εἰςφερει. οἱ δε ἀμειβομενοι την εὐνοιαν αὐτης, προγνωσιν γαρ ἐπεπιςευοντο ἐπιφοιτησει τȣ Θεου, προȣλεγον ὡς Ηρωδη μεν καταπαυσεως ἀρχης ὑπο Θεου ἐψηφισμενης αὐτῳ τε και γενει τῳ ἀπ' αὐτȣ, της

τε

Bagoas und Carus umbringen. Er tödtete auch von seinen Hausgenossen alle, die mit den Pharisäern einig waren." Dieser Vorfall machte ihn nun aufmerksam auf die Ankündigung des Messias, und er war bey dieser Veranlassung noch argwöhnischer. Als er hörte, daß Bethlehem der Ort der Geburt sey; so beschloß er, die männlichen Kinder, die in der Nacht geboren waren, umbringen zu lassen. Hiezu war es aber nöthig, den Tag der Geburt zu wissen, daher er sich nach dem Tage erkundigte, woran sie das Meteor gesehn hätten, denn es war damaliger Volksglaube, daß der Geburtstag hoher Personen durch etwas ausserordentliches, als durch Veränderung der Constellation, oder durch Erscheinung eines merkwürdigen Meteors, angezeigt würde. Dieser Glaube, der damals herrschte, bestätigte noch mehr die Aussage der morgenländischen Weisen. Herodes, der sich in eine besondere Unterredung mit den Gelehrten einließ, nahm die Miene der Verstellung und Religion an, und sagte: Man hat schon eher Beyspiele gehabt, daß Männer, von Gott zu den wichtigsten Absichten bestimmt, ganz ohne Geräusch geboren sind; ein Beyspiel geben Moses und David und die großen Gelehrten, die ihr in eurer Nation aufzuweisen habt. Diese Männer aber verdienen Achtung und Ehrerbietung. Es ist Pflicht, so bald man von der Geburt einer

τε βασιλειας εἰς τε ἐκεινην περιηξεσης και Φερωραν, παιδας τε οἱ εἰεν αὐτοις.

Josephi Antiquit. l. XVII. c. 2. p. 831.

einer solchen Person hört, ihr die schuldigen Ehrenbezeigungen nicht zu versagen. Den Ort seiner Geburt kann ich euch nennen, er heißt Bethlehem; gebt mir aber auch, sobald ihr ankommt, Nachricht, daß ihr ihn gefunden habt, und ich will mich sogleich auf den Weg machen, um ihm meine Ehrerbietung zu beweisen. Froh über diese Nachricht, eilten die Weisen nach Bethlehem, und nun zeigte sich ihnen das Meteor wieder, und war ihr Wegweiser, ja die Richtung seines Glanzes bestimmte sogar das Haus zu Bethlehem, wo das Kind war. Sobald sie es fanden, bewiesen sie ihm alle Ehre, womit morgenländische Unterthanen ihre Könige oder Thronerben zu begrüßen pflegten, sie fielen aufs Angesicht nieder, und huldigten ihm, brachten ihm Geschenke, die man den Herren im Morgenlande zu bringen pflegte, und worohne man nicht erscheinen durfte, Gold, Weyrauch und Myrrhen. Sie dachten nun wieder nach Jerusalem zu reisen, um dem alten König Nachricht davon zu bringen; allein ein göttlicher Traum warnte sie, dies nicht zu thun, sondern auf einer andern Straße in ihr Vaterland zurückzukehren. Joseph bekam hierauf den Befehl im Traum, Bethlehem mit dem Kinde zu verlassen, und in das benachbarte Aegypten zu ziehen. Dieses Land war nur durch einen Theil des steinigten Arabiens von Palästina getrennt, und nicht über vierzig Stunden Weges entfernt, daher es ein Zufluchtsort für Israeliten war, die fliehen mußten. Joseph führte sogleich den Befehl aus, und nun war das Kind gesichert. Kaum waren sie geflüchtet, so ließ Herodes den Befehl ergehen, alle männlichen Kinder

von

von zwey Jahren und darunter zu ermorden, weil er gewiß glaubte, es müsse auch hierunter derjenige getroffen werden, von dem er argwohnte, daß er ihm nach dem Thron stehen würde. *) Eine solche That, als jetzt zu Bethlehem verübt wurde, liest man nur in den Lebensgeschichten der Tyrannen, sie sind ewige Brandmarke in den Jahrbüchern der Geschichte. Dieses war eine der letzten Grausamkeiten, die er verübte. Noch auf seinem Sterbebette bewies er sich als Wüterich, indem er den Befehl gab, daß gleich nach seinem Tode die vornehmsten jüdischen Herren, die er alle in einen Circus einschließen ließ, sollten niedergemacht werden, damit bey der Veranlassung seines Todes auch zugleich eine recht große Trauer im Lande entstehen möchte.

Der Feind des Kindes war nun todt, daher bekam Joseph den Befehl, er sollte mit dem Kinde und seiner Mutter wieder ins Land Israel reisen. Er dachte wieder Bethlehem zum Ort seines Aufenthalts zu wählen. Allein da er hörte, daß Archelaus in Judäa regierte, und er von diesem eben so viel Grausamkeit erwartete; so ging er, auf göttlichen Befehl im Traum,

 nach

*) Auch in der Geschichte des Zoroasters lesen wir etwas ähnliches. Es war dem Kaiser, der damals in China lebte, vorhergesagt, daß dieses Kind ihm nach der Krone stehen würde. Er faßte also — eine gewöhnliche Zuflucht der Tyrannen — mit Herode gleichen Entschluß, alle Knaben umbringen zu lassen, um ein Kind aus der Welt zu schaffen, das ihm könnte gefährlich werden; die Eltern aber flohen mit dem jungen Zoroaster nach Persien. Als der Kaiser dies hörte, so wollte er es selbst tödten, doch seine Hand verdorrete.

nach Nazareth in Galiläa, wo Herodes Antipas regierte. So weise lenkte es die Vorsehung, daß Christus den Augen der Großen entzogen ward. Man sah in der Folge, wie viel Vorurtheil es den Nazarenern verursachte, daß Jesus unter ihnen erzogen war, den sie als Knaben, als Jüngling, als des Zimmermanns Sohn gekannt hatten. Wäre er zu Jerusalem erzogen worden; wie weit größer würden die Vorurtheile geworden seyn, wenn er sich nachher als öffentlicher Lehrer zeigen wollte! Wie sehr würde man das Göttliche in seiner Person verkannt haben! Wie wenig Aufsehn würde er nachher als Messias gemacht haben! Die folgenden Jahre verschwanden bey einer Privaterziehung, seine Einsichten nahmen immer mehr zu, wovon er unleugbare Proben in der Synagoge zu Jerusalem gab, als seine Eltern in seinem zwölften Jahr ihn mit in den Tempel nahmen. Nach geendigtem Fest giengen sie in einer zahlreichen Gesellschaft von Galiläern wieder nach Hause, und vermutheten ihn bey sich zu haben. Als sie ihn aber unter ihren Verwandten nicht fanden, so suchten sie ihn in der Hauptstadt auf, und trafen ihn zu ihrem großen Erstaunen in der Synagoge an, wo er sich mit den Lehrern unterhielt, durch freymüthiges Fragen sie von der Schwäche ihrer Lehrsätze zu überzeugen suchte, und so ihre Begriffe aufklärte. Seine Eltern verwiesen es ihm, daß er sie so in Verlegenheit gesetzt hätte, allein er antwortete: das Haus seines Vaters sey der anständigste Aufenthalt für ihn. Den Sinn dieser Worte sahen sie noch nicht ein.

Nun zog sich Jesus wieder ins Privatleben zurück, und lebte in einer glücklichen Verborgenheit, denn zu seinem Lehramt war er noch nicht reif geworden, er mußte erst zum männlichen Alter gelangt seyn. In dieser Zeitperiode verläßt uns die Geschichte, es ist uns nichts davon aufgezeichnet, nur bloß der Vorwitz hat diese Lücke in der Geschichte der Jugend Christi durch Muthmaßungen ausgefüllt, und noch bis jetzt haben sich einige erdichtete Erzählungen davon erhalten. Jesu Leben sah hier völlig dem Leben andrer Menschen gleich, daher hielt man es nicht für nöthig, etwas daraus aufzuzeichnen.

Nunmehro hatte er das dreyßigste Jahr erreicht, und die Zeit war da, daß er als öffentlicher Lehrer auftreten sollte. Hiezu aber war nöthig, daß er als ein solcher der Welt bekannt gemacht wurde. Ein Herold gieng voran, der ihn als den Messias der Welt ankündigen sollte, so wie die Könige der Morgenländer, wenn sie eine Reise vornehmen wollten, Leute mit diesem Befehl an die Einwohner voran schickten. Sein Name war Johannes, alles zeichnete sich bey ihm aus, seine Geburt war mit Wundern begleitet, er führte ein einsiedlerisches Leben, und gewöhnte sich zu einer strengen Lebensart. Seine Kleidung war ein weites Oberkleid von Kameelhaaren, mit einem schlechten ledernen Gürtel zugebunden. Wild Honig und Heuschrecken waren seine Nahrung. Ohne ihn würde es schwer geworden seyn, eine Reformation zu stiften, weil Religion und Sitten in dem traurigsten Verfall waren. Er fieng in der Wüste sein Geschäfte an, man glaubte daher in ihm den Propheten Elias

zu finden. Allein wie wunderte man sich, als er diese Ehre von sich ablehnte, und dem Volke richtige Begriffe von dem zu erwartenden Reiche beyzubringen suchte, ja sogar behauptete, dieser erwartete Erlöser sey schon wirklich da! Eine Taufe war schon bey den Proselyten eingeführt, nemlich bey den Heiden, die zum Judenthum übergiengen; aber noch nie waren Juden getauft worden. Johannes wandte diese Ceremonie auf Juden an, um anzuzeigen, daß auch sie einer Reinigkeit des Herzens bedurften, wenn sie Mitglieder der wahren Kirche seyn wollten. Viele Galiläer kamen zu ihm, und unter ihnen auch Jesus; er verlangt, von ihm getauft zu werden. Johannes, der die Familiengeschichte Jesu wußte, und ihn für den künftig großen Mann erkannte, weigerte sich hiezu, allein nach vielem Eindringen verstattete er es ihm, und nun geschah die feyerliche Erklärung der Messiaswürde vom Himmel. *) Jesus zog sich hierauf 40 Tage in die Einsamkeit zurück, um hier über sein wichtiges Amt nachzudenken, und sich zu den großen Pflichten vorzubereiten. Aber hier sollte er auch zugleich die Unbequemlichkeiten des Lebens ertragen lernen, und sich durch langes Fasten gegen die gesellschaftlichen Bedürfnisse abhärten.

Nun zeigt sich Jesus zuerst als Wunderthäter bey der Hochzeit zu Cana. Alle Umstände waren unver-

*) Dies ist eine von den Offenbarungen, welche die Juden בת קול nannten, eine Stimme vom Himmel, auch ein Donnerschlag, der einen articulirten Laut, wenigstens für einige Hörende, gab. Matth. 3, 17. 17, 5. 2 Petr. 1, 17.

verdächtig, der Mangel war sichtbar, das Mittel, wodurch demselben abgeholfen wurde, war in den Händen der Fremden, die von den Absichten Jesu nichts wußten, niemand konnte dadurch getäuscht werden. Hier kündigte sich Jesus zuerst als Lehrer an, der öffentlich handeln wollte, und der seine Wunderkraft zwar nicht an so wichtigen Gegenständen, als nachher, aber doch unleugbar und vor den Augen vieler Leute darthat. Jetzt reißt er nach Jerusalem, nach einem Ort, der der künftige Schauplatz seiner Thaten seyn sollte, einem Ort, wo das Ansehn der Priester viel vermochte, eben zu einer Zeit, da viele tausend Juden sich zum Gottesdienst daselbst einfanden. Er nähert sich dem Tempel, und findet im Vorhofe Geldwechsler und Viehhändler, welche Schafe, Ochsen und Tauben zu den Opfern verkauften, — er geräth in einen gerechten Eifer, und befiehlt diesen Leuten, sogleich den Tempel zu verlassen, denn sagte er: machet das Haus meines Vaters nicht zu einem Handelshaus. Ich komme, die Entheiligung meines Tempels zu bestrafen. Jeder erstaunte über dies kühne Unternehmen, und keiner wagte es, ihn zu tadeln, nur verlangten sie von ihm ein Wunderwerk, und er verwies sie unter einem Bilde auf seine eigenmächtige Auferweckung vom Tode. Hier zeigte er sich nicht als einen Ehrgeizigen, der sich zum Haupt einer zahlreichen Parthey machen wollte, und der durch sein äusserliches Gepränge den großen Haufen an sich zu ziehen suchte, allein es zeigte sich doch männlicher Ernst, der zu einem großen Zweck hinarbeitete, nemlich das Sittenverderbniß zu reinigen, und eine neue gereinig-

te Religion zu stiften. Hierhin zielten alle Handlungen ab, die wir in jedem Auftritt seines Lebens antreffen.

Nachdem er zu Jerusalem öffentlich Besitz von seiner Würde genommen hatte, so blieb er noch einige Zeit in Judäa; inzwischen war Johannes, der dem Herodes Antipas wegen der Verstoßung seiner ersten Gemalin, und der blutschänderischen Heyrath mit seines Bruders Herodis Philippi Frau Verweise gegeben hatte, mit dem Tode bestraft; und nun mußte Jesus auch in Gefahr kommen, da die Pharisäer erfahren hatten, daß er mehr Anhänger als Johannes bekommen hatte, deswegen verließ er Judäa, und gieng nach Galiläa. So oft sich ihm Gelegenheit darbot, pflegte er das Volk auf seine Lehren aufmerksam zu machen, und zuletzt sie durch ein Wunder zu bekräftigen. Er hob den Unterschied zwischen Heiden, Samaritern und Juden auf, und zeigte, daß sie alle fähig wären, am messianischen Reich Theil zu nehmen. Wie viele Kranke, die man aus den entlegensten Orten zu ihm brachte, machte er nicht am See Genezareth gesund! Auf einem Berge in der Nähe trug er deutlich seine Religion vor, und zeigte den Unterschied zwischen der Religion, die er lehrte, und der jüdischen Religion. Ich übergehe hier die Menge seiner Wunder, die nicht allein bekannt, sondern auch glaubwürdig bewiesen worden sind *), und

*) Sie pflegen umständlich erzählt, und historisch und kritisch geprüft zu werden in allen Werken, welche die Wahrheit der christlichen Religion beweisen, vorzüglich in den vortreflichen Schriften eines Leß und Nösselt.

und komme aufs dritte Jahr seines Lehramts, worin er sein seliges Geschäfte, Kranke gesund zu machen und Hungrige zu speisen, fortsetzte, und wodurch er sich den Haß der Pharisäer zuzog.

Froh konnte er nun auf die drey rühmlich vollbrachten Jahre seines Lehramtes zurücksehn. Hier war keine That, die sein Leben befleckt hätte; eine große Anzahl von Juden und Samaritern sah er zu seiner Lehre bekehrt, mehr als einmal hatte er ihnen das Vorurtheil zu benehmen gesucht, daß er ein weltliches Reich aufrichten würde. Daher gieng er mit frohem Muth seinem Leiden entgegen, um die große Absicht, wozu er in die Welt gekommen war, zu erfüllen.

Schon längst drohete seine Lehre den Lehrsätzen der Pharisäer den Untergang, er hatte ihre Scheinheiligkeit entlarvt, ihren Gesetzen, die das Wesen der Religion nur in Gebräuchen setzten, wodurch sie sich Ansehn bey dem Volk zu verschaffen suchten, entgegen gehandelt. Welch ein gefährlicher Feind war er für sie, und wie viel Ursache hatten sie, ihn zu verfolgen! Aber immer mußten sie noch besorgen, er mögte sich heimliche Anhänger erworben haben, die sie um ihr priesterliches Ansehn brächten, daher beschlossen sie seinen Tod.

Niemals erklärte sich Christus stärker für den Messias, als bey seinem letzten Einzug in Jerusalem. Dieser war königlich: öffentlich ließ er sich als König von Israel ausrufen, und eben hiedurch machte er sich bey dem Rath und den Priestern äusserst verhaßt. Alle

Anwesende überließen sich dem Ausdruck der Freude, man erwies ihm die nemliche Ehre, als ankommenden Fürsten. Es entstand ein Jubelgeschrey, man sang ein feyerliches Hosianna, man dachte sich schon das messianische Reich in seiner Größe, sahe ihn schon an der Spitze einer großen Armee große Revolutionen unternehmen, und das römische Joch abschütteln. Von allen Seiten drang sich das Volk herbey: wer ist der Mann? hört man allenthalben fragen — aber auch von allen Seiten her antworten: es ist Jesus, der galiläische Wunderthäter aus Nazareth. Er als Bevollmächtigter Gottes sollte den wütenden Aberglauben von seinem Thron herabreissen. Sein hoher Zweck wurde erreicht. Personen, welche die höchsten Ehrenstellen bekleideten, faßten mörderische Anschläge gegen ihn. Oeffentlich ihn anzugreifen, war gefährlich, man sann also auf List und Verrätherey, und zu dem Ende versammlete sich der ganze jüdische Kirchen- und Staatsrath in dem Pallaste des Oberpriesters Kaiphas. Selbst einer von den Jüngern Jesu erbot sich, seinen Lehrer durch List in ihre Hände zu spielen. — Jesus gab noch seinen Jüngern die vortreflichsten Ermahnungen vor seinem Leiden, aß mit ihnen zum letztenmal das Passah, setzte hiebey zum Andenken an sich und seine Leiden das Abendmahl ein, trank mit ihnen den Abschiedsbecher, und stellte ihnen unter dem Symbol des Brodtes und Weins seinen Leib vor, der auch bald würde zerbrochen werden. Wie tiefen Eindruck mußte diese letzte Mahlzeit auf das Gemüth der Jünger machen! Er hatte ihnen sein Andenken so nahe gelegt, daß jede Mahlzeit, die

sie zusammen hielten, sie an die letzten Worte dieses abgeschiedenen Freundes erinnern mußte.

Und nun sehen wir den göttlichen Erlöser noch einmal die Freundin der Weisheit, die einsame Stille, suchen; noch einmal entfloh er dem Geräusch, von dem er wußte, daß es ihm bald mit allen Rüstungen des Todes folgen würde. Als Held gieng er der Gefahr muthig entgegen; mit seinen Jüngern begab er sich noch an demselben Abend in einen Garten am Oelberg. Schon umgaben ihn in der Nacht, denn die Macht der Bosheit wirkt gern im Finstern, die Knechte der Tyrannen, eine Schaar Soldaten, Gerichtsdiener und ein verrätherischer Freund an ihrer Spitze. Ha, als Mörder mußte er, der beste Lehrer des Volks und der Wahrheit, angegriffen werden. Fast ist die rohe Schaar zu feig, den großen Mann zu greifen, der so mit seinem guten Gewissen frey da steht, auf keine Flucht denkt, und sich freymüthig zu erkennen giebt. Gern übergiebt er sich den niederträchtigen Richtern seines Volks, nur bittet er, seiner Jünger zu schonen. Man stellt ihn vor den hohen Rath, seine Unschuld spricht für ihn; aber kennen Richter, deren Hände von Blut rauchen, die Unschuld? Sein tiefes Schweigen verräth seine Würde. Man dringt in ihn, er redet die Sprache der Wahrheit, erklärt sich öffentlich für den Messias und den Sohn Gottes; und nun klagt man über Gotteslästerung, und will Blut fließen sehen. Weil aber die Juden damals nicht mehr das Recht hatten, ein Todesurtheil zu vollziehen, so übergaben sie ihn dem römischen Procurator Pontius Pilatus, und ein feyerliches Verhör ward ange-

angestellt. Man beschuldigte ihn, er habe sich für den König der Juden ausgegeben, und die Unterthanen des Landes von ihrer Treue gegen den römischen Kaiser abgezogen; man klagte ihn also als Staatsverbrecher an. Sehr früh sah Pilatus vor seinem Pallast eine so zahlreiche Rathsversammlung, und den Oberpriester an ihrer Spitze — eine ungewöhnliche Erscheinung — Dies mußte ihn aufmerksam auf die Person machen, die sie herführten. Nach angestellter Untersuchung fand er Jesum für unschuldig, und schickte ihn deswegen zum Herodes Antipas, dem Vierfürsten von Galiläa, der eben damals in Jerusalem war, und das Passah feyerte. Auch dieser findet ihn unschuldig, und belegt ihn bloß mit Spott. Jetzt schien er seiner Befreyung nahe zu seyn, allein dem Synedrio lag zuviel daran, daß er hingerichtet wurde. Die Juden übertäubten den Pilatus und überwanden zuletzt seine Standhaftigkeit; er gab Befehl, Jesum zum Tode zu führen, und so mußte der am Creuze unter Mördern sterben *), dessen Hauptbe-

*) Ein Jude beym Celsus führt als Parallele den Zamolxis bey den Scythen und den Pythagoras an. (Origenes contra Celsum, l. II. 55.) Jener bemühete sich, seine wilden und unbändigen Landesleute gesitteter zu machen: und damit ihm dieses Vorhaben desto besser gelingen möchte, verbarg er sich einige Jahre unter der Erde, kam hernach wieder zum Vorschein, und gab vor, er sey im Unterreich gewesen. Herodot. lib. 4. Pythagoras machte es in Italien fast eben so. Er ließ sich eine kleine Hütte unter der Erde bauen, und von seiner Mutter alles aufzeichnen, was in seiner Abwesenheit unter dem Volke

beschäftigung war, wohl zu thun, und die seligsten Lehren für Welt und Nachwelt auszubreiten. So starb kein Held der alten Welt, kein Demagoge, kein Lehrer; so starben nicht Confuz, Zoroaster und Sokrates. Zwar wollte auch Sokrates seinem Tode nicht entgehen, als sein Freund Kriton ihm Mittel anbot, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, und sein Leben zu retten. Allein Sokrates starb als sechzigjähriger Greis, dessen Kräfte in Abnahme waren, und der das Leben schon genug genossen hatte, er starb muthig, um sein Andenken desto mehr zu erhalten, damit seine Lehren nicht sobald in Vergessenheit gerathen möchten. Als er den Giftbecher schon genommen hatte, trug er noch

Volke vorging. Nach einiger Zeit kam er blaß und abgezehrt wieder hervor, und weil er alles wußte, was unterdessen geschehen war; so glaubten seine Zuhörer, er sey im Reiche der Todten gewesen. Και ἀλλο τι περι Πυθαγορȣ Φησιν ὁ Ερμιππος· λεγει γαρ ὡς γενομενος ἐν Ιταλιᾳ κατα γης ὀικισκον ποιησαι, και τη μητρι ἐντειλετο τα γινομενα εἰς δελτον γραφειν σημειȣμενην και τον χρονον· ἐπειτα καθιεναι ἀυτῳ ἐς ἀν ἀνελθῃ τȣτο ποιησαι την μητερα· τον γαρ Πυθαγοραν μετα χρονον ἀνελθειν ἰσχνον και κατεσκελετευμενον· εσελθοντα τε εἰς την ἐκκλησιαν Φασκειν ὡς ἀφικται ἐξ ᾳδȣ· και δη ἀνεγινωσκεν αὐτοις τα συμβεβηκοτα· ὁι δε σαινομενοι τοις λεγομενοις ἐδακρυον τε και ὠμοζον και ἐπιςευον εἰναι τον Πυθαγοραν θειον τινα. Laert. in Pythagor. Eine ähnliche Geschichte wird auch vom Rampsinitus in Aegypten erzählt. Herod. lib. 2. Bey dem geringsten Nachdenken sieht man, daß hiemit der Tod Christi gar nicht zu vergleichen sey, der unter dem Anblick vieler tausend Zuschauer starb.

noch sterbend seinem Freund, dem Kriton, auf, dem Aesculap einen Hahn zu schlachten: vielleicht wollte er hiedurch anzeigen, daß er nun erst recht gesund geworden sey. Mit einer eben so großen Gelassenheit starb Confuz im siebzigsten Jahr seines Alters. In den letzten Tagen seines Lebens sagte er: ich bin der Welt nichts mehr nütze, da auch Könige nicht einmal meinen Lehren folgen; es ist also Zeit, daß ich sie verlasse. Wie sehr unterscheidet er sich hier von Christo, der in der Blüte seiner Jahre starb, eben damals, als er sich den größten Anhang erworben hatte, und sich mit allgemeinem Beyfall gekrönt sah; damals, als er mit geringer Mühe zur höchsten Stufe menschlicher Ehre hätte gelangen können! Vorzüglich aber unterschied sich der Tod Jesu in Absicht der Folgen dadurch, daß durch ihn die Menschheit mit der Gottheit, deren Gunst sie verloren hatte, ausgesöhnt ward.

Die Juden schienen nun zu triumphiren, als er am Creuze hieng; allein wie erstaunten sie, als sogar Wunder seinen Tod begleiteten! Die leidende Unschuld bewies sich immer gleich groß, auch sogar im Tode. — Am meisten Aufsehn aber erregte es, als Jesus am dritten Tage aus dem Grabe hervorgieng. Wie so nachdrücklich siegte er da über seine Feinde! — Ein Engel wälzte den Stein ab, die römische Wache erschrack und floh. Die alten Freunde und Freundinnen kamen auch und suchten den Cörper, allein sie fanden ihn nicht, denn die Stelle war leer, und erhielten von einem Engel die Nachricht: Jesus sey auferstanden. Nicht lange darauf zeigte er sich ihnen allen, gieng mit ihnen um, aß und trank mit ihnen.

Sehr

Sehr weise handelte er, daß er sich seinen Feinden nicht zeigte, denn da sie den Aussagen der heidnischen Wache nicht glauben wollten, so würden sie auch durch seine Gegenwart nicht gerührt seyn, ihn für ein Gespenst, und seine Erscheinung für Zauberey gehalten haben. Und gesetzt, es wären auch einige von den Großen überzeugt worden, so hätte man diese als Schwärmer verfolgt. Die vierzig Tage, die er noch auf Erden lebte, wandte er an, seine Jünger zu unterrichten, und sie zu dem großen Amte vorzubereiten, öffentliche Lehrer der Welt zu werden. Er trug es ihnen auf, allenthalben das Evangelium zu predigen, und sich der Taufe als eines Zeichens der Aufnahme zu seiner Religion zu bedienen. Am vierzigsten Tage nach seiner Auferstehung gieng er im Triumph gen Himmel.

Noch nie hat ein Gesetzgeber oder Volkslehrer Gesetze gegeben, die so vollkommen waren, und die ihr Ansehn so lange ohne Unterstützung weltlicher Macht behaupteten. Wie oft hörten auch mit dem Tode des Gesetzgebers seine Gesetze wieder auf! Daher ließ Lycurg die Spartaner schwören, daß sie so lange seine Gesetze halten wollten, bis er von seiner Reise zu dem Orakel zu Delphi zurückseyn würde. Er gieng aber nach Creta, ermordete sich selbst, und befahl, seine Asche aufs Meer zu streuen, damit die Lacedämonier keinen Vorwand haben könnten, seine Gesetze zu brechen. Dies war der Fall bey der Lehre Jesu nicht, sie gewann nach dem Tode des Stifters mehr Ansehn, als bey seinem Leben.

Frey

Frey und öffentlich trug er seine Lehren vor, kleidete sie nicht in eine räthselhafte Hieroglyphensprache ein, wie bey den Aegyptiern, theilte seine Schule nicht in die esoterische und exoterische, wie Pythagoras, sondern lehrte auf öffentlichen Märkten, wie Sokrates zu Athen, auf Bergen, unter freyem Himmel, in Gegenwart vieler tausend Menschen, ließ sich zu den Begriffen des Volks herab, und redete ihre Sprache. Seine Sittenlehre paßte nicht blos für einzelne Menschen, war nicht so wie die stoische, daß nur Philosophen sie ausüben konnten, sondern sie war für alle Menschen, eben sowol für den aufgeklärtesten Denker, als für den Unwissenden, für jedes Geschlecht, Alter und Volk. Es lassen sich keine Gemüthsverfassungen, Bedürfnisse und Umstände der Menschen denken, worin sie sich nicht geschäftig beweißt. Er lehrte einen Satz, den noch kein Philosoph des Alterthums vorgetragen hatte, eine allgemeine Menschenliebe, die alle Nationen und Völker als Glieder einer Familie betrachtet, lehrte alle sittliche Pflichten, die man sonst aus dem Naturrecht herzuleiten pflegte, zeigte die Ausübung der Tugend als Beförderung unsrer eignen Glückseligkeit; seine Lehre bildete die besten Fürsten und Unterthanen, indem sie das richtige Verhältniß zwischen beyden zeigte, die besten Väter und Mütter, und die brauchbarsten Glieder der menschlichen Gesellschaft.

Aber auch die Theorie seiner Religion zeichnet sich vor allen Religionstheorien der Weisen aus. Er machte das menschliche Geschlecht mit der Gottheit bekannter, verbesserte ihre Begriffe davon, und brachte

sie

sie zur Gewißheit; beglaubigte sich als den Sohn Gottes durch Wunder, und kündigte den neuen Bund der Gottheit mit der Menschheit an, zeigte, wie die Menschen durch den Glauben an ihn Begnadigung bey der Gottheit erhalten könnten, und wie sie dereinst einen glückseligen Zustand zu erwarten hätten. Um aber der schwachen Vorstellungskraft der Menschen durch eine sinnliche Erinnerung zu Hülfe zu kommen; so verordnete er auch zwey äussere Handlungen, durch die eine wurden die Menschen zu seinen Anhängern aufgenommen; durch die andere erinnerten sie sich seiner Person und seiner Leiden, und versicherten sich durch beyde der göttlichen Gnade. Eine Religion ganz ohne Gebräuche war für den großen Haufen der Menschen, der immer sinnlich gedacht hat, und denken wird, nicht brauchbar, daher alle alten Stifter der Religionen dergleichen einführten; die Absicht ist bey allen einerley, nur die Ausführung der Mittel ist verschieden.

So unterscheidend vor allen andern Religionen war die Lehre Jesu, so herrlich war sein Leben, so groß sein Tod, so prachtvoll seine Auferstehung und Himmelfahrt. Und wo finden wir irgend einen Stifter einer Religion, dessen Lehrsätze in so genauer Uebereinstimmung unter einander standen, und die so wohlthätig für Welt und späte Nachwelt waren? wo einen Lehrer, dessen Leben sich so an herrlichen Thaten auszeichnete, und der so großmüthig, mitten in der Blüthe seines Lebens, den schmerzlichsten Tod am Creuze starb? Wie leicht war gegen dieses Leiden der Giftbecher des Sokrates ausgeleert! wie leicht floß

das Blut aus den geöffneten Adern des Seneka im Bade! Kein Volkslehrer starb unter einem Erdbeben und der Verfinsterung der Sonne, keiner fuhr im Triumph gen Himmel, keines Lehren brachten so viel Aufklärung und stifteten so viel Glück für den Staat, worin sie ausgebreitet wurden. Märtyrer der Wahrheit hat es genug gegeben, Verfolgungen sind um ihrent willen genug ausgestanden worden; aber durch keinen Tod, als durch diesen, ist die Gottheit wieder mit der Menschheit ausgesöhnt worden. Zoroaster starb mit achtzig Priestern, weil er den König Argaspes der Scythen bekehren wollte; aber in der Geschichte sieht man das Blut von tausend Märtyrern fließen, weil sie die Lehren Jesu gegen alle irdische Vortheile nicht verläugnen wollten. Das Christenthum hat sich in alle Gegenden der Erde in ganz Europa, Indien, China, die neue Welt und bey rohen Völkern ausgebreitet. Der Tempel des Jupiters fiel in seine Ruinen; als unberedte Männer die christliche Religion verkündigten, da verstummte der stolze Sophist, und gab der Beredsamkeit eines Pauli nach. Wo ist eine Religion, wie diese??

Von den öffentlichen Versammlungsorten der Christen.

Jedes Volk pflegt sich an gewissen Orten zu versammlen, um da gemeinschaftlich die Gottheit anzurufen. Die gewöhnlichen Versammlungsplätze waren ein freyes Feld, oder ein heiliger Hain; so finden

wir es im Alterthum bey den Persern und alten Deutschen. Je zusammengesetzter der Gottesdienst war, und je mehrere Ceremonien er erforderte, desto nothwendiger machte er auch die Tempel; daher treffen wir sie bey den alten Israeliten, bey den Griechen und Römern. Jehovah selbst hatte Verordnungen gegeben, wie der Tempel, völlig den darin zu verrichtenden Opfergebräuchen angemessen, sollte gebauet werden. Die ganze innre Einrichtung war so ganz dem National-Gottesdienst, den die Israeliten ausübten, gemäß. In dem Heiligen sah man nichts, als die Schaubrodte, das Symbol der ältesten Familienopfer, die nur Gastmahle waren; vor Jehovah brannte der siebenarmige Leuchter, ein Symbol des hellen Auges Gottes — vor ihm duftete der goldne Rauchaltar, die süßen Opfer der Spezereyen. Rauchwerk pflegte man in alten Zeiten auf dem Altar anzuzünden, wenn man zu seiner Gottheit betete; mit dem Rauch stiegen auch die Gebete zum Himmel. Nur im Vorhof sah man das Blut der Entsündigungen und der Lehnspflichten fließen. So vortreflich war der Tempel Jehovens eingerichtet, und in diesem Tempel jährlich zu erscheinen, war die Pflicht des Israeliten. Die christliche Religion, die diese alt-israelitische an wahrer Würde übertraf, verlangte nicht das Prachtvolle, das im alten Tempel war, doch mußte es gewisse Oerter geben, wo man sich öfter versammlete. An solche Gebäude, wie wir jetzt haben, läßt sich in den ersten Zeiten nicht denken, es waren Zimmer in Privathäusern, und zur Zeit der Verfolgung Wälder und Felder, zuweilen auch Catacomben und Begräbniß-

 plätze,

plätze, wo die ersten Christen sich heimlich bey Nacht versammleten. Sulpicius Severus *) macht uns eine klägliche Beschreibung von einer Kirche zu Cyrene in den Wüsten Lybiens; wie weit ist diese von der prächtigen Peterskirche in Rom entfernt!

Wann die ersten christlichen Kirchen erbauet sind, läßt sich schwer bestimmen, einige wollen im Jahr 202 der christlichen Zeitrechnung, zur Zeit des Alexander Severus, zu Edessa in Syrien schon dergleichen Gebäude finden, allein es lassen sich dagegen noch Zweifel machen. **) So viel ist gewiß, daß man zuerst Privathäuser ***) zu diesen Versammlungen

*) Sulpic. Sever. dialog. I. c. V. Ecclesia erat vilibus texta virgultis, non multo ambitiosior, quam nostri hospitis tabernaculum, in quo nisi incurvus quis non poterat consistere. Quum hominum mores quaereremus, illud praeclarum animadvertimus, nihil eos neque emere neque vendere. Quid sit fraus aut furtum, nesciunt. Aurum atque argentum, quae prima mortales putant, neque habent neque habere cupiunt. Nam quum ego presbytero illi decem nummos aureos obtulissem, refugit, altiore consilio protestatus, ecclesiam auro non strui, sed potius destrui.

**) Herr Hofrath Michaelis Orient. und Exeg. Bibliothek. 10. Theil, S. 61.

***) So gedenkt Pius, der im zweyten Jahrhundert Bischof zu Rom war, einer gottseligen Matrone, Euprepia, die ihr Haus zu einer Kirche widmete, damit in demselben der Gottesdienst möchte gehalten werden.

Soror nostra Euprepia titulum domus suae pauperibus adsignavit; ubi nunc cum pauperibus nostris commorantes missas agimus.

Pii epist. I. ad Justum.

gen einzurichten suchte, und erst zu den Zeiten Constantius des Großen der Name Tempel von ihnen gebraucht ward, womit man sonst bloß die gottesdienstlichen Häuser der Heiden belegte.

Gregorius Thaumaturgus bauete im dritten Jahrhundert verschiedene Kirchen zu Neucäsarien *) und in den umliegenden Gegenden von Pontus. Constantin wandte große Kosten auf die Erbauung, Vergrößerung und Verschönerung der Kirchen im ganzen Orient. Vorzüglich schön war die ecclesia Constantiniana, die dem Gedächtniß der Apostel geweihet wurde, ihre Wände waren mit Marmor bekleidet, das Dach war mit vergoldetem Erz belegt, so daß der darauf fallende Glanz der Sonne die Augen blendete. **) Der Kaiser schrieb selbst einen Brief an den Eusebius ***), worin er ihm empfahl, nach wieder erlangter Freyheit, die Kirchen, die bisher unvollkommen gebauet wären, oder durch Verfolgungen viel gelitten hätten, etwas auszubessern und zu vergrößern, oder neue zu bauen, wie es die Umstände mit sich brächten. Dergleichen Briefe schickte er durch alle Provinzen an die Vorsteher der Kirchen. Sogar auf seinen Feldzügen führte er ein großes Zelt in Gestalt eines Tempels bey sich, worin öffentliche Versammlungen gehalten wurden. †)

Man fieng an, aus heidnischen Tempeln christliche Kirchen zu machen, nachdem man die Götzenbil-

*) Gregor. Nyssen. de vit. Gregor. Thaumat. tom. III. p. 167.

**) Eusebius de vita Constantini lib. IV. c. LVIII.

***) Euseb. de vit. Constant. lib. II. c. 46.

†) Sozomenus l. 1. c. 8.

der herausgeworfen, und darauf das Zeichen des Creuzes gesetzt hatte. So wurde der Tempel des Jupiter Ultor in die Rotunda der Maria zu Rom verwandelt. Der Kaiser Honorius gab im Jahr 408 deswegen einen besondern Befehl.

Die Kirchen selbst hatten verschiedene Gestalten, sie waren theils rund, theils ins Creuz gebauet, oder sie machten ein Viereck aus. *)

In den ältesten Zeiten hatte man noch keine steinerne Altäre, sondern ein heiliger Tisch war hinreichend, um darauf die Mahlzeit Jesu zu feyern, denn die Christen hatten nicht die blutigen Opferaltäre der Juden und Heiden. Bis zu den Zeiten Constantins waren sie von Holz, damals aber wurden sie von Stein gemacht, weil überhaupt die Pracht der Kirchen zunahm. Dies wurde durch ein Decret auf einem Concilio in Gallien im Anfange des sechsten Jahrhunderts festgesetzt. Man suchte die Altäre immer mehr auszuschmücken, und ihre Anzahl vorzüglich in der lateinischen Kirche zu vermehren. Sie standen anfänglich in der Mitte der Kirche, nachher aber wurden sie aufs Chor gegen Morgen angelegt, eine Stellung, die man von dem betenden Heiden entlehnte, der sich gegen Morgen zur aufgehenden Sonne kehrte.

Alle äusserliche Pracht der Tempel wurde in den ersten Jahrhunderten gänzlich vermieden, um die Simplicität der Religion immer mehr zu behaupten, daher

*) Ueber die verschiednen Einrichtungen und Namen der Kirchen lese man Blackmore christliche Alterthümer, ersten Theil S. 475. folg. nach.

her man auch nicht, wie bey den Israeliten, einen besondern Werth oder Heiligkeit auf diese Oerter setzte. Die Religion Jesu sollte eine Religion des Herzens seyn, und so wenig als möglich sich in äusserer Pracht und Ceremonien zeigen. Vom sechsten Jahrhundert an wurden die Kirchen immer prachtvoller, man bereicherte sie durch schöne Gemählde und Bildsäulen, und die Canonisation und Heiligen-Anbetung verschönerten die Kirchen noch mehr. Der wahre innre Gottesdienst wurde bey dieser äussern Pracht gänzlich vernachläßigt, und man suchte die Ausübung der Religion Jesu, die bloß eine Religion des Herzens seyn sollte, in äussern Ceremonien und Umgängen. Der Mann von Geschmack muß noch jetzt in manchen Kirchen alle Andacht verlieren, wenn er so viele Gemählde mit den häßlichsten Figuren sieht, die oft eben sowol den Wohlstand, als den Geschmack, beleidigen. *) Möchten doch dergleichen Gemählde aus den Kirchen weggeschaft werden, und an ihrer Statt große Mahler nur einige Stücke mit den rührendsten Scenen aus der

*) Wenn z. B. der h. Geist in der Gestalt einer silbernen Taube über dem Haupt des Predigers schwebt — oder der Teufel mit Pferde- und Ziegenfüßen und einem grossen Schwanz gemahlet wird. „Solche Spuren von läppischer Andächteley und kindischem Witze, die sich mit der Würde der Religion nicht vertragen, findet man in einem Gemählde in der Kirche zu Werder, einem 5 Meilen von Berlin entlegenen Städtchen. Christus wird als ein Arzt vorgestellt. Er hat eine Wagschaale in der Hand, um seine Arzeneyen abzuwägen, und in der einen Schaale liegen Kreuzwurzeln. Daneben stehen verschiedene Flaschen,

der Geschichte der Religion mahlen, möchten doch sie mit den herrlichsten Denksprüchen geziert werden; so würden Verstand und Herz zugleich gewinnen, und die Spötter nicht so viel Gelegenheit finden, über das Aeussere in der Religion ihren Spott auszulassen!

Von den öffentlichen Volkslehrern.

Jedes Volk in der Welt, das eine Religion hat, hat auch seine Priester, die aber nach der Einrichtung der Religion sehr verschieden sind. Fast alle Priester im Alterthum waren Ceremonienmeister und Opferschlächter; bey einigen Völkern, wie bey den Aegyptiern, waren sie auch Träger der Gottheit. Vor der Entstehung der christlichen Religion kann man nur wenige Nationen nennen, unter welchen das Amt des Priesters die Belehrung des Volks war. Bey den Christen giebt es eigentlich keine Priester, ihre Stelle ersetzen die Lehrer des Volks, welche die durch Christum publicirten Befehle der Gottheit dem Volke vortragen soll.

schen, wie Apothekerbüchsen, herum; und die Aufschriften derselben zeigen die Essenzen und Mixturen dieses himmlischen Dispensatoriums an, nemlich man findet daran die Wörter: Gnade, Friede, Hülfe, Beständigkeit, Liebe, Hofnung, Geduld, Glaube.

Schönemanns diplom. und topogr. Geschichtsbeschreibung der Stadt Werder, 1785. 4. S. 59.

So ist es auch wider allen Geschmack, die Schmerzen einer leidenden Person dadurch auszudrücken, daß man ihr große lange Degen oder Schwerdter aus dem Herzen stechen läßt.

sollten. Sie dürfen sich keiner besondern Aufträge von der Gottheit rühmen, sondern nur das lehren, was sie in den heiligen Schriften vorfinden. Sie sind nicht von der Gottheit unmittelbar ans Volk ausgesandte Lehrer, sondern bloß von dem Volk angenommene Ausleger der heiligen Schriften, und bestimmt, sowol Kinder als Erwachsene zum Christenthum zu initiiren, und durch Austheilung des Gedächtnißmahles sie an den großen Stifter ihrer Religion, und an sein versöhnendes Leiden, zu erinnern. Der älteste Lehrer war Aufseher der übrigen Gemeinden, wahrscheinlich war es zu Jerusalem der erste Vorsteher. Dieser bekam nachher den Namen eines Bischofs, und wir finden in der Geschichte ein großes Verzeichniß von Bischöfen zu Jerusalem, Antiochien, Alexandrien und Rom.

Ueber nichts ist vielleicht mehr gestritten worden, als über die Folge der römischen Bischöfe, weil noch jetzt die Päbste in einer ununterbrochenen Reihe von Petro abstammen wollen; allein es läßt sich hiegegen ein Zweifel machen, der nicht leicht zu lösen ist, daß nemlich schon die alten römischen Bischöfe in ihren Siegeln die Bildnisse Pauli und Petri so neben einander setzten, daß Paulus die Stelle zur Rechten hatte, und doch soll, nach ihrem Vorgeben, Petrus der erste Bischof zu Rom gewesen seyn.

Nächst den Bischöfen hatten sie auch Presbyter, welche die zweyte Classe ausmachten. Diese standen unter der Aufsicht der Bischöfe, von welchen sie die Erlaubniß oder auch den Befehl bekamen, zu taufen, zu predigen und das Sacrament zu consecriren. Von

ihnen stammt das deutsche Wort Priester her, welcher Name ihnen vorzüglich zukam, da sie an der Stelle des Bischofs den Gottesdienst verwalteten. Den dritten Rang der Clerisey machten die Kirchendiener (Diaconi) aus, welche den Bischöfen am Altar Hülfe leisteten. Der Bischof theilte das Brodt, und der Diaconus den Kelch aus. Ihnen war die Verpflegung der Armen und Kranken aufgetragen, bisweilen auch das Lehren. Sie wurden auch als Deputirte von den Bischöfen auf den Concilien gebraucht, und mußten sich nach dem Leben und Wandel der Leute erkundigen. Gewöhnlich machten sie eine Anzahl von Sieben aus, welche Zahl durch das Concilium zu Neucäsarien festgesetzt wurde. Der Archidiaconus war der oberste von ihnen, und wurde durch die Wahl bestimmt, er war der erste Beystand des Bischofs, daher heißt er in der apostolischen Constitution ὁ παρεςως τῳ Αρχιερει. Sehr oft wurde ihm auch das Predigen aufgetragen.

In diese Classe gehören auch die Diaconissinnen, die es schon zu den Zeiten der Apostel gab, da Paulus eine Diaconissin zu Cenchrea, die Phöbe, erwehnt. Bey der Taufe von Personen weiblichen Geschlechts wurden sie gebraucht, auch mußten sie die kranken Weiber besuchen und sie verpflegen, und die Catechumenen weiblichen Geschlechts in den Wahrheiten der christlichen Religion besonders unterrichten. Die immer sich vergrößernde Anzahl der Christen, die ausgebreiteten Gemeinden, die Größe der Städte machten mehrere Personen zum Gottesdienst nothwendig, weil die Geschäfte sich vermehrten. Daher nahm

die

die Anzahl der Kirchenbediente in der Folge sehr zu. Es gab Subdiaconi, eigne Vorleser, Thürhüter u. s. w. Das Ansehn der Bischöfe gewann durch diese Leute sehr, die alle von ihnen abhiengen, und in ihrem Gefolge waren. Die weitere Ausführung dieser Materie gehört in die christlichen Alterthümer, wo man alles, was zur Entstehung, Ordination und Verrichtungen der Kirchenbedienten gehört, findet. *) Nur will ich zum Beschluß noch etwas von den Kleidern der Geistlichen sagen, welches hier zu finden, manchem Leser vielleicht angenehm seyn möchte.

Die christlichen Priester, oder eigentlich Lehrer, unterschieden sich in den ersten Zeiten nicht durch ihre Kleidung, wie die Priester in Aegypten durch ihre Kleider von weisser köstlicher Leinewand, und Schuen aus Papyrus, oder die Bonzen in China, wovon jede Classe eine gewisse Farbe trug: auch nicht wie die Braminen in Indien, oder die Magi der Perser durch dunkelgelbe Kleidung. Dies war auch in den ersten Zeiten gar nicht rathsam, weil sie sich eben hiedurch vielen Verfolgungen würden ausgesetzt haben, indem man sie sogleich an ihrer Kleidung erkannt hätte. Ueberhaupt verwalteten sie keinen Ceremoniendienst, wie die Priester der Juden, und bedurften daher auch keine auszeichnende und kostbare Kleider. Man hat zwar einige Erzählungen von einer besondern Tracht der Apostel, allein alle diese Nachrichten gehören zu den Legenden. Die Apostel kleideten sich wie andre Leute, sie hatten einen gewöhnlichen Rock, und einen

*) Ich verweise meine Leser auf Bingham. antiq. ecclesiast. Vol. III.

nen Mantel zum Schutz gegen den Regen. So währte es bis ins dritte und vierte Jahrhundert. Einige, die ein strengeres Leben führen wollten, hatten auch einen philosophischen Mantel, der ganz schlecht und unansehnlich war. Kaiser Constantin, der überhaupt Pracht in die Kirche einführte, suchte auch die Priester auszuzeichnen; er schickte dem Bischof zu Jerusalem, Macario, einen langen mit Gold durchwirkten Rock, in der Absicht, daß er ihn bey der Taufe anziehen sollte. *) Dieser Priesterrock fand bald Beyfall, und andre Gemeinden ahmten ihn nach. Vorher konnte ein jeder sich kleiden, wie er wollte, jetzt aber ward es durch Gesetze vorgeschrieben. Die Bischöfe hatten die ansehnlichste Tracht. In der griechischen Kirche trugen sie einen langen Rock, ϛοιχαριον genannt; dies war ein weisser leinener oder auch wollener Chorrock, der über den Leib bis auf die Erde herabhieng, und hin und wieder mit rothen Streifen besetzt war. Um diesen Rock band man einen Gürtel: über dem Kleide hatten sie das homophorion, eine lange wollene mit einem Creutz gezierte Binde. Aehnliches hiemit hat das Pallium, das der Pabst den Bischöfen ertheilt, und wodurch er eine sehr große Summe Geldes nach Rom zieht.

*) Theodoret. lib. II. c. XXVII. την ἱεραν ϛολην ἡν ὁ πανευφημος Κωνϛαντινος ὁ βασιλευς την ἱεροσολυμων ἐκκλησιαν γεραιρων, δεδωκει τῳ Μακαριῳ τῳ της πολεως ἐκεινης ἀρχιερει, ἱνα ταυτην περιβαλλομενος, την τȣ θειȣ βαπτισματος επιτελῃ λειτȣργιαν· ἐκ χρυσων δε αυτη κατεσκευαϛο νηματων·

Män-

Mängel der heidnischen, und Vorzüge der christlichen Moral.

Man hat wol schon sehr oft mehrere Fehler in der richtigen Bestimmung der Vorzüge der heidnischen und christlichen Moral gemacht, indem man bald die erste verdunkelte, um die letzte desto mehr erheben zu können; bald dort wegen der Entfernung zu wenig, und hier wegen der Nähe zu viel sah; bald die Moralität einzelner Personen als Maasstab der Moral eines ganzen Volks annahm. Die richtige Mittelstraße kann man nicht anders als ohne Vorurtheil erreichen, frey vom Nationalstolz, Geist des Systems und Anhänglichkeit an eine Kirche, sonst wird man Tadel über Handlungen verbreiten, die ihn doch nicht verdienen, und andre mit Lobsprüchen erheben, die eigentlich nicht den geringsten Anspruch darauf machen können. Einzelne Individua bestimmen überhaupt in der moralischen Welt nichts; man muß aufs Ganze sehen, auf die Sitten des Volks, nicht auf die Sitten einiger sich auszeichnenden Männer. Will man über die Moralität der Römer urtheilen, so untersuche man: was waren ihre Sitten zu verschiedenen Zeiten, unter Königen, Consuln und Kaisern? nicht, wie dachte ein einzelner Cato, Cäsar, Seneka und Cicero? Sieht man überhaupt auf die sittlichen Handlungen der Völker, so findet man, gewisse Laster haben allgemein geherrscht, und wir treffen sie in der Geschichte aller Völker an. Es stehe ein Volk auf der untersten oder höchsten Stuffe religieuser Erkenntniß, so giebt es bey ihnen Habsüchtige, Wollüstlinge, Meineidige, Mörder, Tyrannen,

Schwär-

Schwärmer. Und die Geschichte bezeugt es, daß man Menschen, die so handeln, unter jedem Volke, bey noch so vortreflichen Lehren von Gott und göttlicher Regierung der Welt, und bey der richtigsten Bestimmung der Pflichten, und der Ueberzeugung von Belohnungen und Strafen nach dem Tode, antreffe. Und was folgt hieraus? Nicht, daß es gar keine Moral bey diesen Völkern gegeben, sondern nur das große Uebergewicht der Sinnlichkeit, selbst auch bey richtigen Erkenntnissen. — Es gab bey allen Völkern ein gewisses Gefühl von Recht und Unrecht, und Menschen, die diesen Gefühlen, die sie hatten, gemäß handelten, und also auch bey ihnen Tugend; nur daß man, da so vieles auf die Bestimmung dieser Gefühle einwirkt, nicht allenthalben ein und eben dieselben Begriffe, und also auch nicht einerley Tugend erwarten kann. Gab es unter allen Völkern Tugenden, so gab es auch Beyspiele, wo das Böse über das Gute gesiegt hat, d. h. wo die Gegenkräfte oft die Oberhand erhielten. Unter jedem Clima sind nicht gleiche Tugenden und gleiche Laster. In den heissen Ländern entstehen mehr unnatürliche Laster und Ausschweifungen. Die Serails, sagt Chardin, sind der Sitz der abscheulichsten, ausser ihnen unbekannten Unmenschlichkeiten und Vergehungen. Furchtsamkeit, Geiz, Verstellung, Zurückhaltung und Lügenhaftigkeit sind Haupteigenschaften der Siamer. Die Sineser hingegen sind friedsam, ruhig, bescheiden. Der große Ueberfluß macht die Otaheiten zu Müßiggängern, und das milde Clima und die nahrhaften Speisen zünden bey ihnen früh das Feuer der Wollust an. Die Bewoh=

wohner der fruchtbaren Südsee-Inseln besitzen Gutherzigkeit und üben Gastfreundschaft aus *); hingegen die elenden Einwohner der kalten Länder gegen den Südpol sind ganz ohne Gesetze der Menschenliebe und Gastfreundschaft; statt dessen verrätherisch, weil ihre große Armuth sie oft dazu nöthiget.

So wechseln Tugend und Laster nach den verschiedenen Climaten ab, nur schließe man kein einziges Volk ganz von allen Tugenden aus. Man betrachte die Sitten eines Volks nicht mit den Blicken des Hypochondristen, und verwerfe alles, was nicht christliche Tugend ist. Der Maasstab, nach welchem man Tugend bey einem Volke abmessen will, muß von dem Volk selbst, und von dem, was den größesten Einfluß auf die Bestimmung ihrer Begriffe von Tugend hat, hergenommen werden. Bey kriegerischen Völkern machte die Tapferkeit, welche den Gefahren trotzte, der Muth des Kriegers und des Eroberers, Patriotismus für Familie und Vaterland, Heroismus in Aufopferung der Freyheit der Güter und des Lebens die Tugend aus. Furchtsame Völker hingegen setzten Tugend in Nachgiebigkeit und List, um schon in

*) Ihr Herz, sagt der vortrefliche Forster, ist der wärmsten Zuneigung und der edelsten Freundschaft fähig. — Es wird einem Fremden leicht, ihre Gewogenheit sich zu versichern; wenn ihnen gleich die Verbindung mit ihm keinen Vortheil bringt. Und wenn ihn Krankheit, Traurigkeit oder irgend ein Leiden befällt; so wetteifern sie mit einander, um ihm Erleichterung zu verschaffen.„ Und dies soll gar keine Tugend seyn? Ja der schwarzgallichte Augustin wagt es sogar, alle Tugenden der Nicht-Christen glänzende Laster zu nennen.

in der Ferne die Gefahren abzuwenden. Die christliche Tugend nimmt sich höhere Gesichtspuncte, sie strebt nach allgemeiner Glückseligkeit des Menschengeschlechts, daher ihr Hauptgebot allgemeine Menschenliebe, ihr Hauptgrundsatz der ist, daß man durch Beförderung der Glückseligkeit anderer seine eigne befördere: und eben in dieser Hinsicht unterhält sie mehr wohlwollende Neigungen, als andere Religionen, die mehr auf Privatnutzen und Staatsinteresse sehen. Nicht blos das Glück eines einzelnen Volks, sondern das Glück der ganzen Welt soll befördert werden; ihr Umfang ist also weit umfassender.

Gesellschaftliche Verbindungen und der verschiedne Grad der Cultur hatten Einfluß auf die Tugendbegriffe eines Volks. In den ersten Zeiten der Welt, da die Sitten unverdorben, und der Zustand der Menschen so einfach war, wurden vorzüglich Gutherzigkeit, Ehrlichkeit, Dienstfertigkeit, Gastfreyheit und tiefe Ehrfurcht vor der Gottheit als Tugenden angesehn. Bey weitern Fortschritten, als die Menschen in nähere und politische Verbindungen traten, und Despoten entstanden, die sich eine Macht über ihre Brüder anmaßten, da hielt man Muth, Treue, Unverletzlichkeit des Eides für Tugend. Eine noch höhere Cultur gab der Tugend verschiedne Modifikationen nach den verschiednen Begriffen, die man sich von der Gottheit machte und den Eigenschaften, die man ihr beylegte; bald war es Furcht vor dem Mächtigen, bald Beobachtung der Befehle des Rächenden, bald Unterwerfung unter den Allherrschenden. Wäre es nicht unbillig, zu behaupten, daß in allen diesen Pe-

rioden gar keine Tugend auf Erden gewesen wäre? Sie äußerte sich nur verschieden. Ueberall gab es gute Menschen, die nach ihrem Gefühl, das sie von Recht und Unrecht hatten, handelten. Man lasse also einem jeden Volk seine Tugend, und gestehe ein, daß die Erde nie leer von tugendhaften Menschen gewesen sey.

Untersucht man aber, ob nicht durchs Christenthum die Moralität auf dieser Welt zur höhern Vollkommenheit gekommen sey, und nun die Anzahl der Tugendhaften größer sey; so muß man ihm diesen Vorzug allerdings einräumen. Hätten wir eine Geschichte der Sitten der Völker, so würde es leicht seyn, über ihre Moralität zu urtheilen. Einzelne tugendhafte Männer gab es unter allen Völkern, und, je weniger aufgeklärt ein Volk war, desto unverdorbener waren seine Sitten. Erst bey dem zunehmenden Luxus wurden die Sitten verdorben, und die Laster bekamen die Oberhand; Athen und Rom sind hievon Beweise. Da überhaupt die Religion der alten Völker mehr in Gebräuchen, als in Vorschriften von Lebensregeln, bestand; so war sie fast gänzlich von moralischer Tugend abgeschnitten. Die Gebräuche hatten auf ihre Sitten keinen Einfluß, ja es konnte vielmehr die Erzählung der Lebensgeschichte der Götter sie zu Lastern verführen. Das Christenthum hingegen ist fast ganz leer von Gebräuchen, und beschäftigt sich vorzüglich mit der moralischen Seite des Menschen. Unter aufgeklärten Griechen und Römern gab es zwar Philosophen, die die Tugend lehrten, und sie ihren Schülern empfahlen, und eigne Systeme der Moral

hatten: allein bey einer nähern Untersuchung wird sich zeigen, wie viel Irriges in ihren Grundsätzen, und Mangelhaftes in ihren Sittensprüchen war. Da wird jeder Forscher nach Wahrheit bey ihnen Mängel entdecken, und auf der andern Seite die Vorzüge der christlichen Sittenlehre helle einsehn. Nicht leichter aber wird man seine Untersuchung anstellen können, als wenn man beyde mit einander vergleicht. Auf die Art wird man am besten Schatten von Licht, Irthum von Wahrheit, Gewißheit vom Schein unterscheiden können. Eine richtige Prüfung von zwey Dingen, die man mit einander vergleicht, und gegen einander stellt, bestimmt alsdenn unsre Urtheilskraft, welcher von beyden wir den Vorzug geben wollen. Und so wird man dann entscheiden können, ob die Sittenlehre des Sokrates, Plato, Seneca und Cicero einen Vorzug verdiene, oder die Sittenlehre des Stifters der christlichen Religion. Ich rede hier nemlich von demjenigen Vortheil, den sie im menschlichen Leben gestiftet haben; denn soviel bleibt doch wol ausgemacht, daß eine Philosophie, die Glückseligkeit über die Völker verbreitet, und von dem wichtigsten Einfluß aufs bürgerliche und häusliche Leben ist, einen Vorzug vor der Philosophie verdiene, die bloß speculativisch ist, und sich nur über die Hörsäle der Weisen erstreckt.

Wie war die Sittenlehre der alten Philosophen beschaffen, was war ihre Tugend, und welche Bewegungsgründe nahmen sie dazu? Finden wir hierbey Wahrheit oder Täuschung, stimmten ihre Anweisungen zur Tugend mit der menschlichen Natur über-

überein? war sie vielleicht nur blos der Besitz der Philosophen, oder hatte sie Einfluß aufs gemeine Leben? wie ist von ihr die Sittenlehre Christi verschieden? was waren seine Bewegungsgründe zur Tugend, und was für einen Nutzen hatte sie für die Welt? wo sind Mängel, wo sind Vorzüge? Eine solche Untersuchung halte ich am Ende der Geschichte der christlichen Religion nicht für überflüßig.

Ich setze hier nicht weitläuftig aus einander: was war Tugend bey den Alten? wie verschieden waren ihre Begriffe von der Tugend und dem höchsten Gut? denn hievon handle ich in den folgenden Theilen bey der Moral der Alten; sondern ich suche hier nur das Verhältniß der Sittenlehre der Philosophen gegen die Sittenlehre Christi zu bestimmen; und entdecke in der letztern nach einer unpartheyischen Prüfung Vorzüge, die ich bey der erstern nicht finde, sondern statt dessen Mängel, die jedem, der Wahrheit sucht, und sie wirklich finden will, auffallend seyn müssen. Ich weiß es zwar wohl, daß in neuern Zeiten Bolingbrocke, Voltaire und andre der Moral der Alten einen Vorzug vor der christlichen haben einräumen wollen; allein alle diese haben vorsätzlich die Philosophie der Alten nicht im Zusammenhange betrachtet, sondern nur einzelne schöne Stellen ausgehoben, und diese alsdenn mit schönklingenden Worten vorgetragen, und mit großen Lobsprüchen überhäuft.

Nicht leichter wird man Mängel in der Tugendlehre der Alten entdecken, als wenn man auf ihre Bewegungsgründe zur Tugend und ihre Quellen Achtung giebt. Der größere Theil ihrer Philosophen sieht sie

nicht als ein Geschenk der Gottheit an, sondern schreibt ihren Besitz sich allein zu. Das Leben, sagt Seneka *), ist ein Geschenk der unsterblichen Götter; das glückliche Leben aber ein Geschenk der Philosophie. Wir haben also dieser um desto mehr zu verdanken, als den Göttern, je eine größere Wohlthat ein glückliches Leben ist, als das bloß physische Leben. Daher kömmt es denn, daß in ihrer Tugendlehre ganz und gar der Begriff von der Demuth fehlet, und sie bey dem Mangel am Gefühl der großen Abhängigkeit der Menschen von der Gottheit keine Verbindlichkeit zu haben glauben, ihre Befehle zu beobachten, d. h. tugendhaft zu seyn. Der Stolz der Stoiker gieng so weit, daß sie den Tugendhaften selbst den Göttern vorzogen. Gott selber übertreffe den Weisen weder an Tugend, noch Glückseligkeit. Ja der Weise habe vor Gott noch etwas zum voraus, indem Gott nicht durch seine Bemühung, sondern durch seine Natur weise und gut sey. Alle Sterblichen wirst du, o Weiser, weit übertreffen **), und die Götter werden keinen großen Vorzug vor dir haben. Du fragst, was für ein Unterschied zwischen dir und ihnen seyn werde? Ihr Daseyn wird länger wären. Aber in der That, ein

*) Seneca epist. XC.

**) Omnes mortales multo antecedes, non multo te dii antecedent. Quid inter te et illos interfuturum sit, quaeris? diutius erunt. At me hercule magni artificis est, clausisse totum in exiguo. Tantum sapienti sua, quantum Deo omnis aetas patet. Est aliquid, quo sapiens antecedat Deum, ille naturae beneficio, non suo sapiens est.

Senecae Epist. 53.

ein großer Künstler sucht sein Werk in kurzer Zeit zu endigen. Der Weise richtet in seinen Lebensjahren soviel aus, als Gott in allen Zeitaltern. Eben dies sagt Seneka an einer andern Stelle. Worin übertrift Jupiter den tugendhaften Mann? *) er ist länger tugendhaft. Der Weise aber hält sich darum nicht für geringer, weil seine Tugenden sich in kürzerer Zeit endigen. So wie von zweyen Weisen derjenige, der älter stirbt, nicht glücklicher ist, als derjenige, dessen Tugend durch weniger Jahre eingeschränkt wird: so übertrift Gott nicht den Weisen an Glückseligkeit, wenn er ihn auch am Alter übertrift. Die Tugend ist nicht größer, die von längerer Dauer ist. Der Weise betrachtet mit eben solcher Gleichgültigkeit alles bey andern, und verachtet es als Jupiter, und dünkt sich um desto mehr, da Jupiter jene Dinge nicht gebrauchen kann, der Weise aber nicht will.

Verleitete dieses nicht zu dem höchst möglichsten Stolz, sich sogar den Göttern gleich zu setzen? Daher erheben sie auch die Tugend und den Tugendhaften über alles, er kann über allen Schmerz, Sorge und Kummer triumphiren. Cicero in seinem zweiten Paradoxon beweiset, daß die Tugend hinreichend sey zur Glückseligkeit. Der Weise kann gar nicht unglücklich, nicht elend seyn; er ist gleich groß im Glück, als im Unglück; hängt gar nicht von den äusserlichen Dingen der Welt ab, daher er den Tod auch gar nicht fürchtet, eben so wenig, als die Landesverweisung: denn des Weisen Wohnung ist nicht ein einziger Ort, sondern die ganze Welt. Der Thor kann nie glück-

 lich.

*) Senecae epist. 73.

lich, und der Weise nie unglücklich seyn. Das tugendhafte Leben bedarf nichts, es ist ganz vollkommen. Währe es lange oder kurz, dies ist gleich viel: es kömmt nicht auf Zeit und Maaß an; ob einer mehrere oder wenigere Jahre das glückliche Leben führt, daran liegt nichts. So wie das gewiß Bändiger der wilden Thiere sind *), welche die grausamsten Thiere das Joch tragen lehren, und ihnen nicht nur die Wildheit abgewöhnen, sondern sie sogar gesellig machen: so bezwingt der Weise alle Uebel, den Schmerz, die Armuth, die Schande, das Gefängniß, die Landesverweisung. Sie werden, wenn sie auch sonst noch so schrecklich sind, doch, wenn sie sich ihm nähern, sanft und milde. Bey diesen stolzen Begriffen, die sie von dem Weisen hatten, schlossen sie nicht nur einen jeden andern, der kein Weiser war, von dieser erhabnen stoischen Tugend aus, sondern verachteten ihn sogar. Daher wurde ihre Tugendlehre, welche die Tugend blos in practischer Anwendung der Philosophie setzte, für das gemeine Leben schädlich, weil sie nicht allgemein, und nur das Eigenthum weniger Philosophen war. Aus dieser Ursache wollte Sokrates

*) Certi sunt domitores ferarum, qui saevissima animalia et ad occursum exterrentia hominem, docent pati jugum: nec asperitatem excussisse contenti, usque in contubernium mitigant. Leonibus magister manum insertat, osculatur tigrim suus custos, elephantem minimus Aethiops, jubet subsidere in genua, et ambulare per funem. Sic sapiens est artifex domandi mala. Dolor, egestas, ignominia, carcer, exsilium, et ubicumque horrenda, cum ad hunc pervenere, mansueta sunt.

Senecae epist. LXXXV.

tes, daß die beyden Söhne des Anytus, die seinem Unterricht übergeben waren, damit sie in seiner Schule nicht nur gute Sitten, sondern auch Beredsamkeit, wodurch man sich damals so sehr bey dem Volk beliebt machen konnte, lernen möchten, keine Lederhändler werden sollten, weil dieser Handel sie vom Denken abziehen würde, und überhaupt bey den Griechen aller Handel dieser Art niedrig war. *) Er suchte daher ihnen einen Widerwillen gegen den Lederhandel beyzubringen, und als sie seinem Unterricht entzogen wurden; so ergriff er alle Gelegenheit, vom Anytus und seinem Gewerbe spöttisch zu reden. Aristoteles erklärt das Gewerbe der Kaufleute, Künstler und Handwerker für niederträchtig und der Tugend zuwider. Ruhe und Muße wären nöthig, um die Tugend zu erlangen und den Staat zu regieren. Posidonius will die Handwerker von der Tugend ausschließen. Solae sunt artes liberales, quibus curae virtus est. Seneka sagt: die Philosophie kann nicht ohne Tugend, und die Tugend nicht ohne Philosophie seyn. Philosophie ist das Bestreben nach Tugend, aber durch die Tugend selbst: und es findet keine Tugend statt, ohne daß sie durch sich selbst erworben würde, und dies kann nicht ohne Philosophie geschehn; beyde hängen unzertrennt mit einander zusammen. Die Stoiker sprachen den Handwerkern, die mit der Hand für die

*) Opifices omnes in sordida arte versantur. Nec vero quidquam ingenuum potest habere officina. Cicero de Officiis I. 42. Daher sie auch nicht zu dem hohen Range der Weisen konnten erhoben werden, und also auch der Tugend nicht fähig waren.

Bedürfnisse des Lebens sorgen, alle Würde, ja sogar den geringsten Schein der Tugend, ab; nur allein der Weise könne tugendhaft seyn, nemlich die hohe vollkommne Tugend erreichen. *)

Der Stolz blickt allenthalben in der Moral der Alten durch, keine tugendhafte Handlung wird aus Liebe, aus Verehrung gegen die Götter übernommen: man ist tugendhaft, bloß um glücklich zu seyn, oder um mehr Ansehn, mehr Würde in der Welt zu erlangen. Die edelsten Handlungen flossen aus Patriotismus, aus Eigennutz und Ruhmsucht, niemals aber aus Liebe zu Gott. Bald empfiehlt man die Tugend wegen ihrer Schönheit, bald weil sie die Ehre zum Lohne habe. Aber ist denn der Erfolg unsrer Handlungen stets in unsrer Gewalt? Bestimmen ihn nicht so viele äussere Umstände, und muß es daher nicht höhere Bewegungsgründe zur Tugend geben? Wer kann so sehr alles menschliche Gefühl verläugnen, daß er den Cicero für glücklich erklärt, wenn der lasterhafte Antonius ihn ums Leben bringt? und wer kann den Seneka glücklich preisen, wenn er zuletzt auf Befehl des Nero sein Leben im Bade endigen muß? Wer hingegen nennt den Octavius Augustus unglücklich, wenn er die größte Ehre einerndtete, und sich zum Herrn der Welt machte? Oder die Siege des Au-

rang

*) Atque illud quidem honestum, quod proprie vereque dicitur, id in sapientibus est solis, neque a virtute divelli unquam potest, in iis autem, in quibus sapientia perfecta non est, ipsum illud quidem perfectum honestum, nullo modo similitudines honesti esse possunt.

Cicero de Officiis. I. 42.

rang Zib, Kaisers von Indostan, unglücklich, worin er stets seine Feinde bezwang? Folgt immer Lob, Ehre und Ansehn auf tugendhafte Handlungen, oder wird nicht oft der Tyrann von Dichtern mehr gelobt, als der gütige Fürst, der sein Volk in Frieden regiert? O wie viele Verehrer würde jetzt die Tugend verlieren, wenn sie bloß um ihrer Schönheit willen, und weil sie Ansehn und Ehre brächte, sollte ausgeübt werden! Würde nicht die Geschichte, die so viele Beyspiele von glänzenden Königsmördern, Tempel- und Strassenräubern zeigt, der stärkste Gegenbeweis seyn?

Aber die Tugend hat eine starke Kraft wegen ihrer innern Schönheit. Man sagt: die Tugend ist, vermöge ihrer innern Natur, so schön, so vortreflich, daß der Mensch durch sie und durch das Bewußtseyn ihres Besitzes ganz allein, ohne den Genuß aller Güter, die ausser ihm sind, vollkommen glücklich und vergnügt seyn kann; sie triumphirt über allen Schmerz, Sorge und Kummer. Die Tugend ist sich selbst genug, so sprechen Seneka und Cicero. Aber welcher Mensch handelt denn nicht um eines glücklichen Erfolgs oder um angenehmer Empfindungen willen? Die Dinge ausser uns stehen in einer zu genauen Verbindung mit uns, und bestimmen uns zu Handlungen. Ist die Tugend allein schon hinreichend, um glücklich zu seyn, so kann jener Arme keinen Anspruch auf meine Allmosen machen; denn ist er tugendhaft, so macht seine Tugend ihn glücklich, und er braucht meine Unterstützung nicht, ich kann zu seinem Glücke nichts beytragen. Ist er aber ein Lasterhafter, so verdient er keine Unterstützung, diese würde nur seine Laster

vermehren: die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit hört also auf. Sind irdische Güter für nichts zu halten, warum soll ich mich denn um sie bewerben, oder sie zu erhalten suchen? warum soll der Held sein Vaterland mit Gefahr seines Lebens vertheidigen, wenn der Verlust aller irdischen Dinge für nichts zu achten ist? Dann kann es ihm gleich viel gelten, wer sein Vaterland besitzet, er ist ja allenthalben glücklich. Warum soll der Patriot für das Beste des Vaterlandes sorgen, da Glückseligkeit nicht im äussern Wohlstand, sondern in der Tugend besteht? Hier sieht man deutlich, wie die alten Philosophen irrten, wenn sie die Glückseligkeit der Tugend ausser der Verbindung der irdischen Güter suchten, und folglich eine Tugend lehrten, die sich für eine ganz andre Welt, als diese Erde ist, paßte.

Eine schädliche Folge aus dem Satz, man muß die Tugend um ihrer innren Schönheit willen lieben, war auch diese, daß man alle Belohnungen für entbehrlich hielt. Nun war es dem Tugendhaften gleich viel, ob es ein künftiges Leben gebe, oder nicht; er liebt die Tugend, weil sie Vollkommenheit ist; und wie kann die in diesem oder jenem Leben zu erwartende Belohnung auf seine Tugend Einfluß haben? Daher entstand die Zweifelsucht der Philosophen in Absicht eines Lebens nach dem Tode. Als noch die Menschen der Anleitung der reinen Vernunft folgten, und diese ihre Sitten und Meinungen bildete; so betrachteten sie sich noch mehr als abhängig von der Gottheit, und vollbrachten in dieser Hinsicht ihre Pflichten. Zu diesen Zeiten lebten Pythagoras, Sokrates und Plato; man

müsse

müsse die Götter ehren, sagten sie, und aus Ehrfurcht gegen sie tugendhaft seyn. Als aber speculativische Philosophen aufstanden, und eine höhere Philosophie erreicht zu haben glaubten; so fiel man auf Zweifel, ob es Götter gebe, wie ihre Natur beschaffen sey, und ob sie das Böse bestraften und das Gute belohnten. Man zweifelte an einem Leben nach dem Tode, und auch an Belohnungen nach demselben. In diese Classe rechne ich den Aristoteles, Epicur und Cicero. Jene suchten die Bewegungsgründe zu einem tugendhaften Wandel auch aus den Belohnungen eines künftigen Lebens, diese aber lehrten nur, daß die Tugend blos in diesem Leben glücklich mache. Sehr selten nahmen sie einen Bewegungsgrund dazu aus der Verehrung der Götter her. Schon zu Platos Zeiten spotteten die Philosophen über die Lehre von den Strafen der Lasterhaften nach dem Tode, und hielten sie für Erdichtung der Poeten. Diese Lehre nun breitete sich immer weiter aus. Polybius, ein gelehrter Staatsmann und General in Achaja, klagt laut über den Verfall der Sitten in Griechenland, der daher entstanden sey, weil man den Griechen die Furcht vor den Göttern, und hiemit auch zugleich die Furcht vor den Strafen nach dem Tode benommen hätte. Das Laster dringe nun mit vollen Schritten ein, dahingegen der strenge Cato in Rom dadurch, daß er der griechischen Philosophie den Eingang in Rom versagte, noch Treue und Glauben unter den Römern erhielt. Als aber bald nachher auch in Rom mit der griechischen Philosophie zugleich die Meinung eindrang, daß es kein Leben nach dem Tode gebe; so wurden auch

auch hier die Sitten verdorben, als Wütriche auf den Thron kamen; die Geschichte zeigt uns den Tiberius, Caligula, Nero, Domitian. Man sah zuletzt die große Schädlichkeit dieser Meinung ein, da die Laster allgemein eingerissen waren; daher denn Antonin, Epictet und Plutarch die Strafe der Götter nach dem Tode scharf einzuflößen suchten. Plutarch, der zu Anfange des zweyten Jahrhunderts nach Christi Geburt lebte, sah den Verfall der Sitten in Rom nur zu deutlich ein, der daher entstanden war, weil das Volk sich vor den Strafen der Götter nicht mehr fürchtete. Um mehrere Religiosität einzuflößen, schrieb er ein eignes Buch von dem Aufschub der göttlichen Rache. Wenn eine Vorsehung ist, sagt er, so giebt es auch ein Leben nach dem Tode. Sehr wahrscheinlich ist es daher, daß die Seele nach dem Tode entweder Belohnungen oder Strafen zu erwarten hat. Das Leben ist wie ein Wettkampf anzusehn, worein sie sich begiebt; wenn der Kampf geendigt ist, so erfolgt, was sie verdient. Was für Ehre oder Strafe sie alsdann, wenn sie allein existirt, für ihr vollbrachtes Leben erhält, das geht uns, die wir leben, nichts an, ja wir wissen es nicht einmal, und es hält schwer, uns davon zu überzeugen. Was die Kinder oder Nachkommen für Strafe erhalten, das sehen die Lebenden, und viele werden dadurch vom Bösen abgemahnt und zurückgehalten.

Welche Mängel entdecken sich in der Moral der Alten überall! Ihre Tugend war übertrieben, und mit der menschlichen Natur gar nicht übereinstimmend, nur eine Idee in dem Kopf eines Philosophen, ins ge-

gemeine Leben konnte und sollte sie nicht eingeführt werden, sie verachtete andre Menschen, und erklärte die Beschäftigungen der nützlichsten Mitglieder des Staats für unanständig. Die Bewegungsgründe zur Tugend waren schwach, und auf falschen Grundsätzen gebauet, denn theils waren sie von der Schönheit der Tugend und der damit verbundenen Ehre, theils von den Belohnungen in dieser Welt hergenommen. Ueberall also war Täuschung statt Wahrheit, überall Zweifel statt Gewißheit, überall Schatten statt Licht. *) Was hat aber die christliche Sittenlehre geleistet, was sind ihre Vorzüge? Wenn man dies untersucht, so fallen die Mängel von jener noch mehr in die Augen.

Jene erhabenen Tugenden, die aus Liebe zu Gott fließen, wozu das Christenthum verpflichtet, hat die alte Philosophie nie erreichet. Jener Satz, primos Deos fecit timor, ist zwar in der Religion der Alten angenommen, und diese Furcht war bey den ältesten Völkern Hauptmotiv zur Tugend; daß man aber aus Liebe die Befehle der Gottheit vollziehen könne, dies war ihnen völlig unbekannt. Die besten Tugenden sind Tapferkeit und Unempfindlichkeit gegen die Beschwerden und Gefahren des Krieges. Hier unterscheidet sich die christliche Sittenlehre, deren Grundgesetz allgemeine Menschenliebe ist. Gott hat dich, o Mensch, sagt sie, so sehr geliebt, dir das Leben gegeben und dir so viele Wohlthaten erzeigt. Alles

Glück,

*) Nicht bloß aber ist so viel Fehlerhaftes in der Moral der Alten, sondern sie erlaubten sogar wirkliche Laster; hievon siehe unten.

Glück, das du besitzest, ist von ihm; er verlangt daher mit Recht deine Gegenliebe. Und diese äusserst du, wenn du seine Befehle beobachtest, die dich zu deinem wahren Glück führen. So gründet sich christliche Tugend auf Liebe zu Gott und dem Nächsten; sie lehret uns die Wichtigkeit eines jeden Menschen einsehn, und stellet die Würde des Menschen wieder her. Sparta hatte nicht nur seine Helioten, und Rom seine Sclaven, sondern es gab auch Barbaren, die man von aller Werthschätzung und Liebe ausschloß. Diese Geringschätzung hat aufgehört, eine Nation verachtet nicht mehr die andere, wie sonst die Franken die Gallier. Weil man den Werth des Menschen einsieht, so wird der Todtschlag nicht mehr für etwas unbedeutendes angesehn, daß man durch eine geringe Summe sich von der Bestrafung loskaufen könnte.

Waren die Philosophen wegen der Begnadigung bey Gott zweifelhaft; wie war es denn möglich, aus Liebe zu ihm edle Thaten zu verrichten? War man nicht einig in der Lehre von der Vorsehung; wie konnte man den Beyfall Gottes zum Motiv der Ausübung der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit, der Keuschheit und Menschenliebe machen? Der stoische Philosoph predigt Stolz, er erhebt sich über die Götter; der christliche hingegen fühlt seine Demuth, erinnert sich, daß er sein Leben von Gott empfangen hat, der es ihm auch nehmen kann; fühlt seine große Abhängigkeit von ihm, und erkennt ihn als seinen Oberherrn. Der stoische Weise weiß nichts von den Pflichten gegen Gott, der alle Neigungen und Gesinnungen lenkt, sei-

ne

ne Tugend will er sich selbst geben *), er übt Tugend, nicht aus Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, aus, sondern wegen ihrer Schönheit und Vortreflichkeit.

War die Tugend der Alten bloß für die Philosophen bestimmt, und schloß andre davon aus; so ist die Tugend, die das Christenthum vorschreibt, allgemein, sie erstreckt sich auf keinen Stand, keinen Ort insbesondere, sie paßt für alle Climaten, sie kann so gut von den Bewohnern der Südinseln, als von Grönländern, ausgeübt werden. Mußte der Indier, um tugendhaft zu seyn, sich täglich im Ganges baden, war es Pflicht des Israeliten, jährlich einmal den Tempel zu Jerusalem zu besuchen, mußte der Verehrer der Syntos-Religion in Japan eine Wahlfahrt nach Isje thun; so kann christliche Tugend sowol von denen unter der Linie, als von denen, welche unter den Polen leben, ausgeübt werden. Sie kann das Eigenthum aller Menschen werden, schränkt sich nicht blos auf den Stand der Philosophen ein, schließt keinen Stand aus, und kehrt öfterer in der Hütte, als im Pallaste, ein.

Die vortreflichsten Gesetze eines Mosis, Solon, Lycurg, Zoroaster, Confuz und andrer waren alle partiell. Man rühme auch noch so sehr die Gesetze der alten Aegyptier; so sind sie doch gegen die Gesetzgebung Christi äusserst unvollkommen. Denn wie lauten sie: Wer einen falschen Eid schwört, wird mit dem Tode bestraft: wer den andern ermorden sieht, und sich nicht bemühet, ihn zu retten, der wird am Leben

*) Satis est, orare Jovem, qui donat et aufert,
Det vitam, det opes, mihi virtutem ipse parabo.

Leben gestraft: wer einen Menschen vorsätzlich umbringt, wird zum Tode verurtheilt, wenn gleich der Erschlagene der gemeinste Mensch ist. Eltern, die ihr Kind umbrachten, mußten die Leiche drey Tage und eben so viel Nächte in Armen halten: Vatermörder wurden schrecklich gemartert; erstlich wurden ihre Glieder zerstümmelt, das Fleisch mit scharfem Rohr in kleine Stücken zerschnitten, und alsdann wurden sie auf Dornen gelegt, und lebendig verbrannt: kein schwangeres Weib ward hingerichtet. Staatsverräther verloren die Zunge, und falsche Münzer die Hand: wer Nothzucht verübte, wurde ausser Stand gesetzt, dies Laster ferner zu begehen. Der Sohn konnte auf den todten Cörper seines Vaters Geld borgen, lösete er ihn nicht wieder ein, so gieng er selbst der Ehre der Beerdigung verlustig. Räuber konnten sich vereinigen, einen Anführer wählen, bey dem sie sich einschreiben ließen, mit dem Versprechen, ihm alle Beute, die sie bekämen, zu liefern, dann konnten sie ihre Räubereyen ungehindert forttreiben, wenn drey Viertheil des Geraubten zurückgegeben wurde. — Dies sind einige der so sehr gepriesenen Gesetze der alten Aegyptier, die in der Kindheit des menschlichen Geschlechts Vorzüge hatten, aber bey denen man auch die Mängel nicht verkennen kann, weil sie menschlichen Ursprungs sind; dahingegen bey den Gesetzen, welche die Gottheit selbst zu einer Zeit giebt, da die Welt auch am Verstande zu mehrerer Reife gekommen war, nichts als Vollkommenheiten hervorstrahlen.

Die christliche Moral schreibt uns nicht, um vollkommene Tugend zu beweisen, Casteiungen und Marter

ter vor, sondern sie lehrt uns, an den Freuden der Welt auf eine rechtmäßige Weise Theil zu nehmen. Die heidnische Moral aber lehrte dergleichen Casteiungen und Folter. Die Priester der Cybele mußten sich entmannen, und bey ihren Prozessionen tödtlich verwunden. Welche harte Prüfungen giengen nicht bey ihren Mysterien vorher, die oft mit Lebensgefahr verknüpft waren! Versagte nicht selbst Pythagoras seinen Schülern den Genuß des Fleisches, des Weins, und den öftern Umgang mit dem weiblichen Geschlecht? Der Kaiser Antonin kleidete sich und lebte als ein stoischer Philosoph, schlief auf einem elenden Bette, und fastete soviel, daß er seine Gesundheit schwächte. Die Fakirs in Indien legen sich freywillig die größten Martern auf; einige liegen Tag und Nacht in Asche, andre wälzen sich im Koth, einige stehen viele Tage hinter einander aufrecht und versagen sich die nächtliche Ruhe, so daß ihnen die Beine schwellen, andre unternehmen große Wallfahrten mit schweren eisernen Ketten. Nur im finstern Mittelalter konnte man Geisselung und Casteyen für Ausübung des Christenthums halten. Im fünften Jahrhundert standen Schwärmer und Mystiker in Syrien und Palästina auf, die, um vollkommene Tugend zu beweisen, in Wildnissen unter den Thieren sich aufhielten. Wie weit waren aber diese vom wahren Geist des Christenthums entfernt!

Eben so war auch die Moral der Alten übertrieben, und gar nicht der menschlichen Denkungsart und Natur angemessen, und hatte daher so wenigen Einfluß auf das menschliche Leben. „Verhalte dich, sagt

Epictet, wie auf einem Gastmahl. Wenn bey dem Herumtragen etwas an dich kommt; so strecke deine Hand aus, und nimm mit Bescheidenheit einen Theil. Geht es dir vorbey, so denke, vielleicht kömmt es bald wieder. Eben so denke in Rücksicht auf Kinder, auf eine Frau, auf Ehrenämter und Reichthümer; so wirst du des Gastmahls der Götter würdig seyn. Wenn du aber alle diese Dinge auch dann nicht annimmst, wenn sie dir angeboten werden, sondern du sie verachtest; so wirst du nicht nur ein Gast der Götter, sondern auch ein Mitgenosse ihrer Herrschaft seyn. Erinnere dich hiebey jener großen Selbstverleugner, des Diogenes und Heraklit. Siehst du jemanden in Traurigkeit weinen, entweder weil sein Sohn in die Fremde gegangen ist, oder er das Seinige verloren hat; so laß dich diesen Anblick nicht rühren, und glaube ja nicht, daß ihm durch solche äussere Dinge ein Uebel begegne, sondern mache sogleich bey dir einen Unterschied zwischen äussern und innern Gütern, und sage gleich zu dir selbst: diesen drückt nicht dieser äussere Zufall, denn der rührt den Philosophen nicht, sondern es quält ihn nur die unrichtige Vorstellung von diesem Zufall. Mit Worten kannst du ihm wol deinen Antheil bezeigen, aber hüte dich, daß du nicht in deinem Gemüth seufzest." Wie weit mehr übereinstimmend mit der menschlichen Natur ist die christliche Sittenlehre! Sie lehrt die irdischen Güter nicht verachten, sondern sie als Gaben der Gottheit recht schätzen, in so fern sie Stoff und Mittel darreichen, um Tugend auszuüben. Wir sollen nicht gleichgültig gegen sie seyn, ihnen den richtigen Werth geben, und

ihren Erwerb nicht vernachläßigen. Sie machen an und für sich die wahre Glückseligkeit nicht aus, aber sie sind Mittel, um zur Glückseligkeit zu gelangen. Der stoischen Apathie steht das christliche Mitleid entgegen. Sey, sagt das Christenthum, nicht unempfindlich gegen die Schmerzen, aber ertrage sie mit Geduld, halte sie für Uebel, denn dies sind sie, aber sehr oft müssen sie die Mittel werden, wodurch du das Gute erlangst. Siehe sie als weise Schickungen der Gottheit an, und flehe sie an, dich von ihnen zu befreyen.

Nicht minder wichtig für das häusliche Leben war die christliche Sittenlehre. Der Sclavenstand, diese unverantwortliche Entehrung der Menschheit, so wie sie ehemals unter Griechen und Römern und andern alten Völkern Statt hatte, ist hiedurch wenigstens in dem christlichen Europa aufgehoben. Nun giebt es keine finstre, verpestete Kerker, worin diese unglücklichen Menschen zu Tausenden verwahrt wurden; die Gewalt der Herren gegen sie ist eingeschränkt. Bey den Römern durfte der Herr seine Sclaven um der größten Kleinigkeit willen ungeahndet hinrichten lassen. Diese unglücklichen Menschen mußten sich den grausamsten Martern und Foltern aussetzen, um ein Verbrechen zu bekennen, wovon sie oft gar nichts wußten, mußten ihre Gesundheit aufopfern, um den jungen Herren ein warnendes Beyspiel von der Schändlichkeit des Trunkes zu geben; mußten mit wilden Thieren kämpfen, um ihre Herren zu belustigen. Dergleichen hat nun aufgehört, und selbst der Name eines Sclaven ist fast in christlichen Ländern unbekannt.

Zwar ist es zur Schande der Menschheit wahr, daß noch an Afrikens Küsten der schändlichste Sclavenhandel getrieben wird, selbst von christlichen Völkern. Traurig ist es, daß der Geist des Christenthums noch nicht über den Eigennutz und die Herrschaft dieser Tyrannen siegen kann. — Möchten doch auch sie einsehen, welche Schande für die Menschheit, und welche Entehrung des Christenthums es sey, ihre Brüder so grausam zu behandeln, und wie wenig sie in diesem Stück dem Befehl des Stifters ihrer Religion nachkommen!

Im Christenthum finden keine Rache, kein Haß, keine Verachtung der Menschheit, keine Grausamkeit, keine Marter Statt, sondern blos Vorsorge für die Gesellschaft, und Mitleid mit dem Unglücklichen, der diese verletzte. Man straft also nur, um die Sicherheit der Gesellschaft zu erhalten. Die Todesstrafen sind nun weit mehr gemildert, da die christliche Sittenlehre Härte und Grausamkeit vertrieben hat. Man denke hier an die grausamen Strafen der Morgenländer und vieler alten Völker, da man allen Scharfsinn aufbot, um neue Marter zu erfinden, da sahe man weit häufiger Blutgerüste, als jetzt; Wütriche von römischen Kaisern ließen die Menschen aufs grausamste hinrichten, man vergaß hiebey ganz den Werth und die Würde, die der Mensch hatte, und dachte blos auf den Leib, der am Spieße oder auf dem Scheiterhaufen Staub werden sollte.

Ueberall in der alten Welt war Polygamie, nur die christliche Sittenlehre führte Monogamie ein; das Band der Ehe ward nun wieder heilig, die unter Au-

gust

gust in gänzliche Zügellosigkeit ausgeartet war. In den ältesten Zeiten, ehe Reichthümer und Ueppigkeit die Sitten verdorben hatten, findet man freylich Ehen, wie sie das Christenthum vorschreibt. Allein bey dem Verderbniß der Sitten und den vielen Kriegen, da so viele Mannspersonen umkamen, wurde Vielweiberey eingeführt, die mehrere schädliche Folgen hatte, theils Entvölkerung verursachte, theils in den Familien Eifersucht und Zank erregte. Was konnte hiebey anders, als schlechte Kinderzucht, entstehen? Die Weiber wurden in Zimmern eingeschlossen, und ihren Wächtern war die Kraft benommen, ihre Triebe zu befriedigen. Nun entstand Eifersucht und Misvergnügen, die vermischte Gesellschaft von beyden Geschlechtern wurde aufgehoben, und viele Vergnügungen giengen verloren. Im Occident war freylich diese Lebensart nicht, allein desto leichter war die Ehescheidung; wie häufig diese in Rom zu den Zeiten der Kaiser gewesen, sagen alle römische Geschichtschreiber. Selbst Cicero schied sich von seiner so geliebten Terentia, mit der er so lange gelebt hatte, weil sie nicht mit ihrem Vermögen gänzlich seine Schulden bezahlen wollte. Seneca sagt, daß zu seiner Zeit die Ehe nichts, als ein beständiger Ehebruch, gewesen sey. Ein positives Gesetz von der Gottheit war nicht da, und man folgte bey verdorbenen Sitten seinen Lüsten und Einfällen. Nur der christlichen Sittenlehre verdanken wir es, daß der Ehestand wieder eine Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft geworden ist, da ihr Stifter befiehlt, daß ein jeder nur seine eigne Frau haben soll, und zugleich die weise Regel hiemit ver-

knüpfet, daß der Mann nicht ihr Tyrann seyn soll. Nur so konnte gegenseitige Liebe entstehn, und Freundschaft in den Familien herrschen; nur so konnten beyde Geschlechter sanft auf dem Pfade des Lebens gehn. Die Unauflöslichkeit der Ehe ist eins der weisesten Gesetze des Christenthums, sie verhindert tausend Unordnungen und Verwirrungen, die aus der Freyheit, die Ehe zu trennen, entspringen würden. Nun werden nicht mehr Kinder im Walde den Raubthieren ausgesetzt, weil die christliche Sittenlehre den Eltern ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorschreibt. So vortrefliche Lehren in Absicht der Erziehung gab kein alter Philosoph und Volkslehrer, als der Stifter dieser neuen göttlichen Religion. Die Kinder sind nun nicht mehr als Sclaven anzusehn, ihr Leben steht nicht in der Gewalt der Eltern. Grausamkeiten dieser Art haben aufgehört; denn wer liest nicht ohne Entsetzen jenes Gesetz, wodurch Kinder berechtigt wurden, ihren alten abgelebten Eltern das Leben zu nehmen, und sich dadurch der Pflicht ihrer Erhaltung zu entledigen, sobald sie ihnen beschwerlich fielen? So wohlthätig war die christliche Moral für das häusliche Leben, da sie beyde Geschlechter lehrte, ein der Gottheit würdiges Leben zu führen, und auf diese Art Glückseligkeit vom Himmel auf die Erde brachte!

In der Moral der Alten ist nicht die geringste Empfehlung der Feindesliebe, wenigstens nicht vor der Ausbreitung des Christenthums *); ja man findet sogar

*) Was die Philosophen nach Christi Geburt zu ihrer Empfehlung gesagt haben, muß man schon für Wirkungen des

gar bey einigen gerade das Gegentheil. Theognis aus Athen billiget und empfiehlt Haß gegen die Feinde und Rachsucht. Er sagt v. 337. Jupiter gebe uns, die Freunde zu belohnen, und mächtiger zu seyn, als die Feinde. v. 363. Schmeichle dem Feinde, wenn er aber in deiner Gewalt ist, dann räche dich unerbittlich. Cicero findet in dem Haß der Feinde nichts Böses, und die besten Schriftsteller des Alterthums loben Feindseligkeiten gegen die Feinde und Rachbegierde. *) Die christiche Sittenlehre hingegen predigt Feindesliebe, und dringt auf Versöhnlichkeit und Verzeihung der Fehler andrer. Die Menschen würden der Ruhe und des Vergnügens entbehren, wenn jeder durch die geringste Veranlassung sich beleidigt glaubte, und er diese Beleidigung ahnden wollte. Regenten würden bey diesem Grundsatz stets Krieg führen, und dauerhafte Freundschaft wäre gar nicht möglich. Philosophen haben zwar eingewandt, daß das Gebot der Feindesliebe gegen die menschliche Natur sich empöre. Freylich thut sie es alsdann, wenn Lieben so viel heißt, als die Gegenwart und Gemeinschaft eines Menschen suchen: ist aber Liebe die Neigung und das Bestreben, jemanden glücklich zu machen, oder zur Verhütung seines Unglücks bey Gelegenheit etwas beyzutragen; so wird keiner beweisen können, daß es wider die menschliche Natur sey, seinen Feind zu lieben. Auf

des Christenthums ansehn, und hievon in den folgenden Theilen.

*) Virum bonum esse, qui prosit, quibus possit, noceat nemini, nisi lacessitus injuria.

Cicero de Officiis III. 26.

diese Weise ist also das Christenthum wegen dieses Vorwurfs gerettet, es hebt das Vertheidigungsrecht keinesweges auf, aber wir müssen sie ohne Grausamkeit und Rachbegierde anwenden, nicht Vergnügen am Elende unsers Nächsten finden, noch auf Mittel denken, ihm zu schaden. Das stärkste Motiv zur Feindesliebe finden wir wol dann, wenn wir uns an die häufige Verzeihung der Gottheit wegen unsrer öfterern Vergehungen erinnern, und an den Nutzen denken, den sie uns bringt. Denn stiftet nicht die Beobachtung dieses Gebots mehr Glückseligkeit, als wenn wir stets Rache üben, und Beleidigung mit Beleidigung erwiedern? Wie oft stören wir hiedurch unsre eigne Ruhe, und schaden unsrer Gesundheit! Bey den alten Philosophen floß diese Tugend, wenn sie ausgeübt wurde, aus der Quelle der Großmuth; sie sahen es als ein Zeichen eines großen und erhabenen Geistes an, wenn man seinen Feinden verzeiht. Aber wird denn der andre die Verzeihung annehmen, wenn er sich dadurch gedemüthigt fühlt? Cato dachte deswegen zu groß, als daß er die Verzeihung vom Cäsar angenommen hätte. Die christliche Sittenlehre kehrt es um, sie demüthigt den, der die Verzeihung ausübt, eben dadurch, daß sie den Grund hiezu aus der Verzeihung der Gottheit herleitet.

Ein beträchtlicher Fehler in der Moral der Alten war auch der, daß sie den Selbstmord erlaubten. Theognis sagt in seinen γνωμαις ἐλεγειακαις v. 425 — 28. das beste von allem ist dem Erdbewohner, nie geboren zu werden, noch die Strahlen der schönen Sonne zu sehen; wann er aber geboren ist, aufs ge-

geschwindeste durch die Pforten des Pluto zu gehen, und liegen mit vieler Erde bedeckt. Die Stoiker pflegten zu demjenigen, dem es nicht mehr in der Welt gefiel, zu sagen: ἡ θυρα ἠνοικται. Dieses Sprichwort treffen wir sehr häufig bey ihnen an. So sagt Epictet: „Mensch, hast du keinen Unterhalt, so gehe hinaus, die Thüre steht offen. Daher nannten sie den Selbstmord ἐυλογος ἐξαγωγη, einen vernünftigen Abzug. Raucht es im Zimmer? wohl, ist der Rauch mäßig, so bleibe ich darin; ist er aber sehr stark, so gehe ich hinaus, denn dessen mußt du eingedenk seyn, hieran dich halten, daß die Thür offen steht.„ Gefällt es dir nicht, zu leiden; so hat Jupiter dir die Thüre geöfnet. Mensch, gehe hinaus, und klage nicht den Jupiter an.„ Pythagoras *), Sokrates und Plato hielten es zwar für schimpflich, den Posten, worauf uns die Gottheit gestellt hätte, ohne ihren Willen zu verlassen: allein unerträgliche Leiden sahen sie als Beruf und Aufforderung dazu an. Deswegen ward der Selbstmord des Cato vertheidigt, weil man die Widerwärtigkeiten, worin er war, für hinlänglichen Beruf hielt, seinem Leben durch den Dolch ein Ende zu machen. **) Denn welcher Weise wird nicht gern

*) Vetat Pythagoras, injussu imperatoris, id est Dei, de praesidio et statione vitae decedere. Cic. in Catone. cap. 20.

Quare et tibi, Publi, et piis omnibus retinendus est animus in custodia corporis: nec injussu ejus, a quo ille est vobis datus, ex hominum vita migrandum est, ne munus humanum assignatum a Deo defugisse videamini.
Cicero in somnio Scipionis. cap. 3.

**) Cato autem sic abiit e vita, ut causam moriendi nactum se

aus der Finsterniß ins Licht gehen? wer wird sich nicht gerne der Bande des Gefängnisses entledigen, wenn der Aufseher es befiehlt? Man muß beym Leben eben das Gesetz beobachten, als bey den Gastmählern, entweder muß einer trinken, oder davon gehn; entweder muß einer mit dem andern gleichfalls das Vergnügen zu trinken genießen, oder vorher weggehn, damit er nicht als ein Nüchterner in die Gewalt der Trunkenen kommt; so muß auch derjenige, der Widerwärtigkeiten nicht ertragen kann, ihnen durch die Flucht entgehen. *) Dergleichen Grundsätze hatte die alte Philosophie, und auch hier erkennen wir den Mangel der Vernunft-Religion. Die christliche setzt auf unser Leben einen hohen Werth, und sieht eine vorsätzliche Verkürzung als einen Ungehorsam gegen Gott an. Und wo findet man denn wol solche Helden in der Tugend, wie Paulum, Petrum, Stephanum und die übrigen Apostel? Wie sehr verschwindet hiegegen Sokrates, Plato, Confuz, Cicero, Cato, Seneka!

se esse gauderet. Vetat enim dominans ille in nobis Deus, injussu hinc nos suo demigrare, cum vero causam justam Deus ipse dederit, ut tunc Socrati, nunc Catoni, saepe multis: nae illae,. medius fidius, vir sapiens, laetus ex his tenebris in lucem illam excesserit: nec tamen illa vincla carceris ruperit. Leges enim vetant, sed tanquam a magistratu, aut ab aliqua potestate legitima, sic a Deo evocatus, atque emissus exierit: tota enim philosophorum vita, ut ait idem, commentatio mortis est.

Ciceron. Tusc. Quaest. I, 30.

*) Sic injurias fortunae, quas ferre nequeas, defugiendo relinquas.

Cicer. loc. cit. V, 41.

neka! Die Größe der meisten ist wahre Schwäche. Stephanus stirbt mit dem Gebet: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf, und Sokrates mit den Worten: Vergesset nicht, dem Aesculap einen Hahn zu opfern. Welcher Unterschied!

Schränkte die heidnische Moral die Belohnungen und Bestrafungen von den Göttern höchstens nur auf dieses Leben ein; so sagt die christliche Moral mit Gewißheit, daß die Hauptbelohnung unsrer Tugenden und die Bestrafung der Laster erst nach dem Tode erfolgen würden: da verspricht sie uns unaussprechlich große und ewig fortdaurende Glückseligkeit. Sie beschreibt uns die Gottheit als Rächerin und Belohnerin, die oft Belohnung und Strafe aus weisen Absichten erst bis in die Zukunft verschiebt, die aber es gewiß nicht vernachläßigen wird; und eben hiedurch giebt uns die christliche Moral die stärksten Motive zur Tugend. Unser jetziges Leben ist nur der geringste Theil von der Periode des Daseyns, daher es Pflicht ist, in diesen unsern ersten Tagen so viel als möglich vervollkommnet zu werden, damit wir bey der bevorstehenden Revolution eines höhern Grades der Glückseligkeit empfänglich sind. Diese Laufbahn nun vollendet der eine mit schnellern, der andre mit langsamern Schritten. Jahrhunderte verstreichen oft, und eine ganze Nation, die einen Theil des Erdballs bewohnt, bleibt so, daß sie in Vergleichung einzelner Menschen, die zu einer andern Zeit leben, als Samojeden und Huronen zu betrachten sind. Viele Talente schlummern, und werden in der Periode dieses Daseyns nicht entwickelt; erst wenn wir eine andre Lauf-

bahn antreten, werden sie enthüllt. Was sollte man von einer ganzen Classe Menschen denken, die in einem trägen Stande der Wildheit herumwandern, und von andern, die heerdenweise unter dem Joch der Knechtschaft seufzen? was von Caffern, Feuerländern und Grönländern? was von einem Theil des gemeinen Mannes, der mit grauer Scheitel stirbt, und oft nicht so viel Ideen hat, als der aufgeklärte Jüngling? Fähigkeiten sind da, aber sie sind nicht entwickelt, der Lauf ist nur noch nicht vollendet, denn sonst wäre Daseyn Strafe. Der eine erreicht das Ziel heute, der andre erreichts morgen; die Gewißheit des Ziels giebt das Christenthum.

So fängt es also da an, wo Plato und Zeno aufhören; es dringt tiefer ins Gebiet der Metaphysik und der Sittenlehre, es redet mit mehrerer Gewißheit, läßt einen jeden Untersuchung anstellen, und weiß die Zweifel der Vernunft aufzulösen; es ist nicht ein Traum einer erhitzten Einbildungskraft, nicht der Einfall eines Schwärmers, der durch die Modifikation der Nerven oder Säfte erweckt ist, sondern es enthält die reinsten und erhabensten Vernunft-Wahrheiten von der Gottheit selbst berichtiget.

Die Gewißheit der christlichen Sittenlehre gründet sich auf die Aussprüche der Gottheit selbst. Woher kam es sonst, daß Sokrates, Plato, Aristoteles und Cicero nicht so erhabene Kenntniß von Gott und der Vorsehung hatten, als jetzt der gemeine Handwerksmann? Warum waren ihre Kenntnisse so man-

gelhaft, als weil die Vernunft ohne Offenbarung sich so leicht irrt? Wir schwimmen, sagt Rousseau *), hier auf dem Meer menschlicher Meinungen, ohne Steuer oder Kompaß, und überlassen unsern stürmischen Leidenschaften, ohne einen andern Führer, als einen unerfahrnen Steuermann, der seinen Weg nicht kennt, und weder weiß, woher er gekommen, noch auch wohin er geht.

Ihre Wohlthätigkeit erstreckt sich über alle Länder, wo sie sich ausbreitet. Keine Staatsverfassung dauert so lange, als die christliche. Asien, wo sonst die Wissenschaften wohnten, hat fast alle seine alten berühmten Städte verloren, so viele blühende Staaten sind dort zerstört; und woher dieses? weil die Religion verdorben war, ganze Heere wurden als Sclaven weggeführt, hier war die Blutbühne, wo ein Volk das andre verschlang, und wo ein Despot seinen Thron auf den Ruinen des andern gründete. Ja, waren hier nicht Völker, wovon jetzt weiter nichts übrig ist, als ihr Name in den Büchern der Geschichte? Wem verdankt aber unser Europa seine Erhaltung, als der christlichen Sittenlehre? Alle Philosophen des Alterthums konnten durch ihre Lehren nicht so viel bewirken, daß nicht das größte Sittenverderben einriß, und die Staaten in Trümmer zerfielen. Europa hingegen steigt seiner Größe immer mehr entgegen, es geht von einer Ehre zur andern. Welche Masse von Kenntnissen und Moralität befindet sich darin! welches Land im Alterthum wußte wol eine solche große

Menge

*) Rousseau Emile Tom. III. 23.

Menge von gelehrten Männern zu gleicher Zeit aufzuweisen, als Europa wirklich besitzt? wo ist wol jemals der Werth und der Adel des Menschen so sehr erkannt worden? wo drang man wol jemals so tief in die Geheimnisse der Natur? wo findet man so viel Moralität, so viel thätige Tugend, so viel Harmonie zwischen Gesinnung und That? Im Alterthum fanden die Laster öffentliche Freystätte, sie hatten ihre eignen Tempel, ja einige wurden von den Gesetzgebern gebilligt. In Europa hingegen an denjenigen Orten, wo man die christliche Sittenlehre ausübt, hat das Laster seine Freystatt verloren, ihm wird kein Weyhrauch mehr gestreuet, es ist von seinem Thron gestürzt, und seine Herrschaft ihm benommen. Man hält ihm keine öffentlichen Lobreden mehr, es scheuet das Licht des Tages, und darf sich höchstens nur unter einer Maske zeigen.

Aber, möchte man einwenden, die Religionskriege, die Inquisitionen, die Kreuzzüge, die Grausamkeiten der Spanier in Mexico, die Bartholomäusnächte, sind auch diese Beweise von der Vortreflichkeit der christlichen Sittenlehre? Ich antworte, sie sind Folgen nicht von Beobachtung, sondern Entwei-

hung

hung derselben, Folgen von Schwärmerey und mönchischem Fanatismus. Ist hier nicht Misbrauch der Religion? Hat man nicht schon, so lange die Welt steht, von Revolutionen der Staaten gehört, aber werden sie jetzt nicht immer seltener? Hat man nicht immer Blutgerüste aufgerichtet gesehn, aber wo sind sie häufiger, im christlichen Europa oder in Indien und Japan? Wer gab dem einen die Fackel in die Hand, um Scheiterhaufen für seine Brüder anzuzünden, und dem andern den Dolch, um seinen König zu ermorden? wer anders, als die Bosheit von Betrügern und der Wahnwitz von Schwärmern? Die Religion mußte die Maske hergeben, um den Unwissenden zum Zeloten und Königsmörder zu machen. Die vortreflichste Arzeney kam in die Hände eines ungeschickten Arztes, und wurde durch Beymischung eines falschen Zusatzes zu Gift. Will man darum die Schreibkunst abschaffen, um sicher zu seyn, daß nicht Dokumente verfälscht werden? Religion hört auf, es zu seyn, wenn sie in Fanaticismus und Aberglauben ausartet, wenn sie Mordsucht erregt, Verfolgungen anstiftet, Könige vom Thron stürzt, und die Stimme der Vernunft übertäubt. Man nenne mir doch von

allen

allen heidnischen Völkern, von Griechen und Römern bis auf die Chinesen, deren Weisheit in neuern Zeiten so sehr gepriesen wird *), ein Volk, worunter so viel Moralität geherrscht hat, als bey christlichen Völkern, und kann man dieses nicht, so räume man mir den Vorzug der christlichen Moral ein.

*) Vorzüglich erhebt Deguignes mit dem seiner Nation eigenen Enthusiasmus den Schuking der Chineser, den er zum erstenmal den Europäern zu lesen gab, als ein Werk der tiefsten Weisheit.

Fünfter Abschnitt.

Geschichte

der Meinungen

über

einzelne Religionsmaterien

bey

alten und wilden Völkern.

Erstes Capitel.

Ueber die Entstehung der Erde.

Dem ersten Menschen, der zum Gefühl des Lebens und Anblick der Welt erwachte, mußte die Frage über den Ursprung der Welt äusserst wichtig seyn. Er erwachte mit ausgebildeten Organen, und erblickte die Welt zum erstenmal. Was ist dies, war seine erste Frage, was sind die Gegenstände ausser mir, zu welchem Nutzen, zu welcher Absicht sind sie da, wie ist diese Erde, die ich jetzt vor mir sehe, entstanden? Noch nie hatte er die Sonne untergehen sehen, es ward Nacht, Trauren bemächtigte sich seiner Seele; wird dieses wohlthätige Gestirn, dachte er bey sich, auch wieder aufgehen, oder wird ewige Nacht die Erde bedecken? Jetzt sieht er sie an einem schönen Morgen wieder emporsteigen, sie erwärmt ihn mit ihren Strahlen, er macht diese Erfahrung häufiger, und nun schließt er auf eine unaufhörliche Fortdauer der Welt und seines eigenen Daseyns. Es entsteht in ihm die große Frage über den Ursprung der Welt und ihren Zustand, über die Ursache der Begebenheiten und Erscheinungen. Bey aller angestellter und wiederholter Erfahrung fand seine Vernunft nichts, als Vollkommenheit, fand allgemeine Gesetze in der Natur, wornach sich das Ganze richtet, und so erhob sie sich zu dem Begriff des höchsten Wesens. Ein

solches Nachdenken über den Ursprung der Welt hat nun von jeher alle Völker beschäftiget, und zwar so, daß ihre Meinungen hierin, wie in allen andern Untersuchungen, getheilt wurden. Es kam auf den verschiedenen Grad der Cultur an, worauf sie standen, auf die verschiednen Gesichtspuncte, woraus sie die Welt ansahen, und auf die Kenntnisse, die sie von den Eigenschaften der Dinge und von der Natur selbst hatten; eben hierin liegt die Quelle von der großen Verschiedenheit der Cosmogonien bey so vielen Völkern, davon die meisten in die ersten Zeiten der Entstehung einer Nation zu setzen sind: sie tragen fast alle das Gepräge der Kindheit und Unbekanntschaft mit den Naturkräften vor der Stirne. Daher noch jetzt für uns in den alten Cosmogonien so vieles unverständliches ist, weil uns die ersten historischen Nachrichten, worauf sie sich beziehen, fehlen, und die Dichter sie in spätern Zeiten durch poetische Zusätze sehr vermehrt haben.

In jedem nur etwas nachdenkenden Mann mußte die Frage über den Ursprung der Erde, die er bewohnt, und die ihn mit so vielen Bedürfnissen versieht, entstehn; und daß dies geschehen sey, beweißt die Geschichte nicht nur bey aufgeklärten, sondern auch bey wilden Völkern. In neuern Zeiten haben sich mit der Untersuchung dieser Frage mehrere Gelehrte beschäftiget, und nach verschiedenen Theorien die Erde entstehen lassen. Ihre Meinungen hier vorzutragen, liegt ausser meinem Plan, da ich meine Leser nur mit den Meinungen der Alten hierüber bekannt machen will, und ich hole dahero hier das-

jenige

jenige nach, was meiner ersten Abhandlung über diese Materie fehlt.

Es ist fast allgemein angenommener Glaube, daß diese Welt erschaffen sey, jedes Volk aber erzählt die Schöpfung der Welt auf seine Weise. Anders erzählt sie in seiner Sprache und in seinen Bildern der Aegyptier, anders der Indier, Phönizier und Römer. Ueberhaupt muß man es bey den Alten in der Bestimmung des Begriffs von Erde und Welt nicht so genau nehmen, da sie oft beyde Begriffe mit einander zu verwechseln pflegen. Unter το παν verstanden sie das Gebäude der Welt selbst, unter το ὁλον oder dem Ganzen aber den unendlich leeren Raum, der ausser der Welt war. Die alten Cosmogonien sind sehr mit Theogonien untermengt, und lassen sich, weil sie ein so hohes Alter haben, daß sie in die Zeit der Fabel fallen, sehr schwer enträtzeln. Die Edda sagt uns etwas von der Cosmogonie der Celten: Yncerus lebte vor vielen Jahrhunderten, da war noch kein Meer, keine Erde, kein Himmel, nichts als der weite Raum. Darauf wurden Sonne, Mond und Sterne, und die Erde mit den Kräutern erschaffen. Und nun mischt sich Theogonie mit Cosmogonie bey der Erzählung der Schöpfung des Menschen. Die Söhne des Boreus giengen am Ufer des Oceans spazieren, hier fanden sie zwey Hölzer, woraus sie den Mannus schufen; der erste gab ihnen eine Seele, der zweyte das Leben, der dritte das Gehör und das Gesicht. Daß Mannus für den ersten Urheber der Menschen von den alten Deutschen gehalten sey, sagt schon Tacitus.

tus. *) Diese Welt wird nachhero verbrennen, die Sonne schwarz werden, und die Erde ins Meer getaucht werden. Nach verschiedenen Revolutionen wird die Welt wieder neu hervorkommen, und von neuen Bewohnern bevölkert werden. So dachten unsre alten Vorfahren, die Deutschen und Celten, von dem Entstehn und Untergang der Welt. Die Etruscer nahmen ein Emanationssystem an, nach dem alle Dinge allmählig waren hervorgebracht worden. **) Ueber die Cosmogonie der alten Perser läßt sich nichts mit Gewißheit sagen, da die griechischen und arabischen Nachrichten mit einander streiten, auch die arabischen Schriftsteller zu jung sind, um Glaubwürdigkeit zu verdienen, und über die Aechtheit der Schriften des alten Zoroasters noch immer gestritten wird. Gehören Zoroasters Schriften, die Anquetil geliefert hat, in die Zeiten des Eusebius; so wissen wir von der Philosophie der alten Perser sehr wenig, es wäre denn, daß wir uns auf die Tradition der Guebern verlassen wollten. Die Gestalten aller Dinge existirten zuerst in Urbildern und Keimen; und wie alle Mythologien des höhern Asiens an Ungeheuern der Welt reich sind, so hat auch diese den großen Stier Kayamorts, aus dessen Leichnam alle Geschöpfe der Erde wurden. Die neuern Perser lehrten, daß Gott die Welt erschaffen habe ***), zwar nicht in gewöhnlichen

sechs

*) Tacitus de moribus Germanorum c. 10. Celebrare Germanos carminibus antiquis Tuistonem Deum terra editum et filium Mannum originem gentis, conditoresque.

**) Siehe Dritten Theil p. 6. 7.

***) Siehe den Ersten Theil p. 198.

sechs Tagen, sondern in gewissen Zeitperioden, welche zusammen 365 Tage, oder ein Jahr, ausmachten. In den Cosmogonien der Indier findet sich viel Allegorisches, welches spätere Griechen begierig aufnahmen und falsch verstanden. Die Reisebeschreiber stimmen in ihren Nachrichten nicht überein, weil die Indier selbst uneins sind. Einige glauben, alles, was ist, sey ein Theil von Gott selbst, und nach der Zerstörung unserer Welt werde sich alles wieder mit dem höchsten Wesen vereinigen, von dem alles zuerst ausfloß. Andre lassen alles aus dem Nichts entstehn. Gott, sagen sie, in sich selbst verschlossen, schuf durch seinen Willen ein sehr kleines Sonnenstäubchen; aus dem er noch vier andre von gleicher Größe hervorbrachte; diese fünfe setzte er dann zusammen, und daraus entstand Himmel, Erde und Meer. Keine Tradition meldet, wie lange Gott an dieser Schöpfung gearbeitet habe. Die Anhänger des Schiwen und Wischenu theilen die Epoche der Welt in vier Weltalter ab, davon ein jedes durch eine allgemeine Ueberschwemmung getrennt ist, welche Gott zu einer neuen Schöpfung nöthigen.

In der achten Verwandlung erschien Wischenu unter dem Namen Parassurama als Mensch: noch bedeckte das Wasser alles Land bis zum Gebürge Gate, wohin er floh, als er die Könige aus dem Stamme der Sonne bezwungen, und ihre Reiche den Bramanen geschenkt hatte. Hier bat er den Gott des Meers Warunin, daß er ihm Raum verschaffen, und das Meer zurückziehen möchte, so weit als ein abgeschoßner Pfeil fliegen würde.

Der Gott versprachs; aber der Büßer Narader, der Zeuge des Versprechens war, widerrieth es dem Meergott, und sagte, der Bittende sey Wischenu selbst, dessen Pfeil über alle Meere fliegen, und dann Warunin nicht wissen würde, wo er mit seinem Wasser hinsollte. Dieser, voll Reue und Verzweiflung, daß er sein gegebenes Wort nicht mehr zurückziehen konnte, ersuchte den Gott des Todes um Beystand; der verwandelte sich ihm gefällig in eine weisse Ameise, kroch des Nachts, als Parassurama schlief, zu dessen Bogen heran, und benagte die Saite des Bogens so stark, daß er nur noch eben gespannt werden konnte. Parassurama schoß, und so weit der Pfeil flog, lief das Wasser ab, und die Malabarische Küste zeigte sich.

Sonnerat erzählt uns die Schöpfungsgeschichte der Indier aus dem Kandon und Bagawadon, zwey Commentarien über die Vedams, die auch ins Tamulische übersetzt sind. *) Der Kandon redet von der letzten Revolution der Erde. Am Ende des dritten Weltalters war das ganze Weltall zerstört. Gott, der wie eine Flamme oder Licht übrig war, wollte alles neu machen. Er theilte sich in zwey Personen, die eine als Mann, Paraschiwen **) genannt, die andre als Weib, Parasat ***) genannt. Darauf erschuf er den Nadu, dieser den Windu, der den Sadaschiwen, der den Mayessura, der den Rudren,

*) Sonnerats Reisen nach Ostindien und China. Zürich, 1783. S. 237 — 244.

**) Einer von den Namen des Schiwen.

***) Einer von den Namen des Parwadi.

dren *), der den Wischenu, und aus dessen Nabel kam Bruma hervor. Dieser erhielt den Auftrag, die Welt zu erschaffen, überdachte denselben genau, und brachte dann aus seinem Herzen sieben Personen hervor: Narissen, Angira, Pulagin, Kuradu, Atri und Schanabadi. Aus der grossen Zehe seines rechten Fußes kam Takin, und aus seinem Magen Pirugu hervor. Takin hatte funfzig Töchter, die er alle verheyrathete, nemlich zehn an verschiedene Dewerkels und Büßer, dreyzehn an den berühmten Büßer Kaßiapen, und sieben und zwanzig an den Sandrin oder Mond. Sambudi, eine von den zehn ersten Töchtern des Takin, heyrathete den Narissen, den ältesten aus den sieben, die aus dem Herzen des Bruma hervorgekommen waren. Sie bekamen vier Kinder, davon das älteste Kaßiapen war. Eine andre Tochter des Takin heyrathete den Pirugu, der von ihr den Kawi, Schawaner, und die Larschimi, Frau des Wischenu, hatte. Kawi, der ältere seiner Söhne, zeugte die Schukrins, oder Venus. Eine andere Tochter Takins, Mirudi, heyrathete den Angira, und zeugte mit ihm viele Granduwers. **) Eine andre Tochter Takins, Anassugen, ward mit Atri verbunden, und gebar den Schandrin, Sani ***), Schatinerin und Sangatalin. Marischandadi, eine andre Tochter Takins, heyrathete den Pulatien, der der Va-

*) Diese fünf Namen gehören zu denen, unter welchen Schiwen angebetet wird.

**) Eine von den Zünften der Dewerkels.

***) Dies ist der Planet Saturn.

ter der Raschaders *), der Wanaringels **) und der Sinerers ***) ward. Pindi, noch eine Tochter Takins, heyrathete den Pulagin, und gebar die Gimburuders †) und alle Thiere. Ursche, noch eine Tochter Takins, heyrathete den Wassister, den Guru des Rama. Suawe, noch eine Tochter Takins, heyrathete den Agini, den Gott des Feuers, und hatte mit ihm drey sehr starke und sehr tapfre Söhne. Kame, auch seine Tochter, hatte mit Kuradu drey Kinder, Suade endlich mit Pidera viele Töchter. Schanabadi erzeugte einige Granduwers und die Ascheteweſſukels. ††)

Von den dreyzehn Töchtern des Tankin, die mit dem Kaßiapen verheyrathet wurden, gebar die älteste, Adidi, einige Dewerkels. Die zwote, Didi, gebar zween Knaben, den Erenien und Erenaschaden. †††) Erenien hatte fünf Söhne, der älteste davon ist Praguáladen. Dieser hatte drey Söhne, davon einer Wirogenin, der Vater des Mahabely, war. Wanajuren, sein Sohn, that so große Bußwerke, daß ihm Gott so viel Macht gab, daß sich selbst Bruma ihm zu Füßen warf. Tanu, die dritte Frau des Kaßiapen, hatte vierzig Kinder, lauter Raschaders, davon der älteste Schambarin.

*) Ein Riesengeschlecht.

**) Die Affen.

***) Eine Zunft Dewerkels, Götter der Musik.

†) Eine andre Zunft, Götter des Gesangs.

††) Eine Zunft Dewerkels.

†††) Könige ihrer Zunft, die Wischenu, ihrer vielen Schandthaten wegen, todt schlug.

rin. Die vierte, Siugiade, gebar vier Raschaders, davon die ältesten Ragu und Quedu waren. Die fünfte, sechste und siebente, Pynne, Yane und Yagu, hatten jede einige Raschaders. Die achte, Kale, brachte sechs Kalegeirs *) zur Welt. Die neunte, Winde, hatte sechs Söhne, davon die ältesten Gudin und Arunin **) sind. Die zehnte, Katru, war die Mutter aller Schlangen. Die eilfte, Arite, hatte zwölf sehr reizende Töchter, davon die älteste, Arambe, die Tänzerin der Dewerkels ist. Die zwölfte, Ilanjege, brachte eine unzählige Menge Granduwers zur Welt. Die dreyzehnte, Kabile, hatte zehn Söhne.

Schandrin hatte von seinen sieben und zwanzig Weibern keine Kinder. Er erhielt durch das Ragesuge Yagon ***), welches er verrichtete, große Gewalt, mißbrauchte sie aber, und entführte die Tarre, Frau des Peresuadi, seines Guru, und die Weiber aller Dewerkels. Diese, ganz aufgebracht, zwangen den Schandrin, die Tarre wieder von sich zu lassen. Peresuadi, ihr Mann, befahl ihr aber, ehe er sie wieder nahm, daß sie sich zuvor ihres Kindes entladen sollte, mit dem sie von einem Fremden schwanger war. Tarre gebar ein so schönes Knäblein, daß es den Guru gewaltig verdroß, daß er nicht dessen Vater war. Das Kind hieß Buda, und ward der Stamm-

*) Ein Riesengeschlecht, das schrecklichste und mächtigste von allen. Sie wohnen im Pandalon.

**) Einer von den Dewerkels, den man hinkend abbildet. Er führt den Sonnenwagen.

***) Eins der größten Opfer.

Stammvater der Könige aus dem Geschlechte des Mondes.

Das Bagawadam enthält folgende Schöpfungsgeschichte. Im Anfange der Zeiten war das ganze Weltall im Wesen des Wischenu eingeschlossen, er lag, in einen betrachtenden Schlummer versenkt, auf der Schlange Adisseschen im Milchmeer, hatte keine andre Gesellschaft, als die Macht und Weisheit, und brachte so tausend göttliche Jahre zu. Nun entschloß er sich, zu schaffen. Jetzt wuchs augenblicklich aus seinem Nabel ein Stengel von Tamarey, der eine Blume trug, die sich beym Anstrahlen der göttlichen Sonne, die Wischenu ist, aufschloß. In dieser Blume ward Bruma erschaffen; dieser wollte das Geheimniß der Schöpfung ergründen, gieng also lange Zeit in die innere Höhlung des Stengels hinein, und fand doch den Anfang nicht. Müde des vergeblichen Nachsuchens, gieng er wieder zurück, setzte sich auf die Blume, und betete den Schöpfer an. Nach einer Buße von tausend göttlichen Jahren, fühlte er sich vom göttlichen Lichte erleuchtet. Gott erschien ihm, Bruma warf sich nieder, betete an, und sang dessen Lob. O Bruma, liebstes Kind, sagte Gott zu ihm, ich schenke dir meine Gunst, und gebe dir die Macht, das Weltall zu schaffen. Ich habe dasselbe und alle Leben in meinem Schooße verborgen, bringe sie hervor, oder entwickele sie vielmehr zu unserer Ergötzung, denn ich bin in dem Leben, und die Leben sind in mir. Bruma, dadurch aufgemuntert, fieng seine Bußwerke wieder von neuem an, und bereitete sich dadurch zu dem großen Werke. Er trank alle Gewässer des Meers

auf,

auf, unter dem die Welt verschlungen war, und sahe die Erde aus dem Wasser hervorsteigen. Zuerst errichtete er das Sorgon und das Padalon, dann schuf er die Götter, die Menschen, die Thiere, endlich die Pflanzen, die Bäume, die Berge. Indem Bruma fortfuhr, ließ er sich durch einige unordentliche Leidenschaften dahinreissen, und schuf einige von Sünden angesteckte Wesen. Bald aber besserte ihn eine ernstliche Reue, er wandte sich zu Gott, und schuf dann den Sanagen, Sananaden, Sanarkomaren und Sanartschuffaden, vier tugendhafte Büßer; diesen befahl er, das Menschengeschlecht zu schaffen. Sie, von ihrer Geburt an in Betrachtungen vertieft, weigerten sich, dieses zu thun. Bruma, darüber erzürnt, brachte aus seiner Stirne den Rutren hervor, und befahl ihm, in der Sonne, dem Monde, dem Winde, dem Feuer, dem Raume, der Erde, dem Wasser, dem Leben, der Buße, dem Herzen, und in dem Schalle zu wohnen. Rutren verwandelte sich in eilf Gestalten, deren jede den Namen der eilf Rutrens führt. Dies sind Geschöpfe, die der Wille des Rutrens wirkte, und die dann selbst auf eben die Weise eine unendliche Menge anderer hervorbrachten. Diese waren boshaft, und führten ein schändliches Leben; Bruma aber brachte sie in Ordnung, und dann thaten sie Buße. Jetzt entschloß sich Bruma, sanfte, liebenswürdige, weise und mit allen Tugenden versehene Menschen zu schaffen: und so schuf er aus seiner Zehe den Takin, aus seinen Schultern den Pirugu, aus seinen Händen Keradu, aus seinem Angesichte Schanabadi, aus seiner Na-

se

se Angira, aus seinem Geiste Narissen, und aus seinen Augen Atri. Diese hießen die neun Brumas. Darmodewe, oder die Tugend, ward aus seiner rechten Seite der Brust, Adarmen, das Laster, aus seinem Rücken, Manmadin, der Liebesgott, aus seinem Herzen geschaffen. Der Zorn kam zwischen den beyden Augenbraunen heraus, der Geiz von seinen Lippen, die Sarassundi, Göttin der Wissenschaften, von seinem Angesichte. Seine Geburtsglieder zeugten den Warunin, Gott des Meers, den Nirudi, König der Teufel, seine Gesichtszüge endlich brachten den Patriarch Kartamen zur Welt. Bruma verliebte sich in die Sarassundi, und begattete sich wirklich mit ihr, darüber er sich die Vorwürfe und Verachtung der neun Brumas zuzog. Das demüthigte ihn so sehr, und die Bisse seines Gewissens brachten ihn dahin, daß er den Körper verließ, mit dem er jene Blutschande begangen hatte. Der verlassene Körper brachte die Dunkelheit und die Nebel auf die Welt. Bruma nahm einen andern Körper mit vier Gesichtern an, welche die vier Wedams und die Wissenschaften hervorbrachten. Auch diesen warf er von sich, und hüllte sich wieder in einen andern, und schuf den Suba-Yambu-Manu, einen Mann, und ein Weib, Sadarubay, die beyden ersten Menschen. Diese zeugten zween Knaben, den Priawiraden und Utana-Baden; auch drey Mädchen, Aghdy, Dawaghdy und Prassudi. Aghdy ward an Rußigen verheyrathet, Dawaghdy an Kartamen, und Prassudy an Takin: diese drey Paar bevölkerten die ganze Welt. Bruma segnete den Suba-Yambu-

bu-Manu, und befahl ihm, sein Geschlecht zu mehren. Dieser stellte aber vor, daß er nirgends festen Fuß setzen könnte, weil die Erde ganz mit Wasser bedeckt war. Bruma wandte sich deshalb an Wischenu, dieser verwandelte sich in einen Eber, und hob mit seinen Hauzähnen die Erde aus dem Wasser hervor. Bruma hatte gleich Anfangs einige bösartige Geschöpfe erschaffen, sie aber, weil es ihn reuete, sogleich wieder unterdrückt. Ihres kurzen Daseyns ohnerachtet, hatten sie aber doch mehrere Millionen Riesengeschlechter zur Welt gebracht. Bruma nahm nachher einen vollkommenern Körper an, und verließ ihn wieder, nachdem er eine unendliche Menge von Göttern erschaffen hatte. Die vom Brama erschaffenen Riesen waren nemlich so lasterhaft, daß sie ihre schändliche Fleischeslust selbst mit Bruma stillen wollten. Er entfloh aber ihrer Zudringlichkeit, indem er den Körper gleich wieder verließ, den er so eben angenommen hatte. Dies göttliche Ueberbleibsel brachte ein vollkommen schönes Mädchen zur Welt, das Sandia-Diwi hieß, und mit dem die Riesen ihre Begierde stilleten. Mit seinem neuen Körper brachte Bruma die Granduwers und eine ziemliche Anzahl Weiber zur Welt. Statt dieses Körpers nahm er wieder einen andern leichtern und unsichtbarern an, mit dem er die Götter, Petrus genannt, erschuf, die unsichtbare Körper hatten, und dazu bestimmt waren, sich von den Opfern zu nähren, die man den Göttern brachte. Mit einem andern vollkommenern Körper schuf Bruma die Witeaders, und wieder mit einem andern die Ginerers und Gunburuders; als er aber sahe, daß

daß sich diese nicht so sehr vermehrten, als ers gewünscht hatte, ward er darüber aufgebracht. Sein Zorn machte einige seiner Haare zitternd, die den Umlauf der Zeit und der Jahrhunderte verursachten. Diese letztere Schöpfung machte dem Bruma große Freude, und die Freude machte die Brama-Rischys aus seinem Herzen hervorgehen. Kartamen, einer von diesen, unmittelbar vom Bruma geboren, bat den Wischenu um Fortpflanzung seines Geschlechts. Wischenu, mit seinen Bußwerken zufrieden, erschien ihm beym Flusse Bindu, und sagte ihm, daß Suba-Yambu-Manu mit seiner Tochter Diwaghdy kommen würde, um sie ihm zur Ehe zu geben, daß er von ihr neun Töchter bekommen, diese an die Brama-Rischys verheyrathen, und er, Wischenu selbst, unter dem Namen Kabiler, sein Sohn werden würde, um sie in der Wahrheit zu unterrichten und zu erhalten. Kartamen, der Patriarch, prüfte erst eine Zeitlang den Gehorsam seines Weibes, war mit ihrer willigen Ergebenheit zufrieden, nahm dann die Gestalt eines schönen Mannes an, und begattete sich mit ihr. Diwaghdy empfieng neun Töchter auf einmal, und gebar nach diesen einen Sohn, Kaliber, oder den Wischenu selbst. Bey dieser Geburt ertönte der ganze himmlische Hof von Freudengeschrey. Bruma und alle Patriarchen kamen, dem neugebornen Kinde ihre Ergebenheit zu bezeugen, u. s. w.

So lautet die Cosmogonie der Indier, wie Sonnerat sie in dem Kandon und Bagawadon fand, aus denen er uns eine Uebersetzung mitgetheilt hat, und die auch ich an dieser Stelle bey der Erzählung

der Cosmogonien der Völker nicht übergehen durfte. Völlig übereinstimmend sind hiemit die Nachrichten des Rogers, Dow und Hollwell nicht.

Die Chinesen nahmen eine Ausbildung des Chaos von Gott an, ob aber das Chaos von den Göttern erschaffen sey, darüber erklären sie sich nicht. Confuzius, ihr großer Lehrer, soll gesagt haben, daß Himmel und Erde einen Anfang gehabt hätten, und hieraus machte man einen Schluß auf die Entstehung des Menschen.

Die Siuto Secte in Japan nimmt nur eine einzige Grundursache aller Dinge an, diese finde sich überall, alle Wesen giengen, wenn sie vernichtet würden, zu dieser gemeinen Grundursache zurück. Amida ist sein Name, er ist von aller Ewigkeit da, helle, unvermögend zu wachsen und abzunehmen, er hat keine Figur, keine Vernunft, lebt in steter Muße und Ruhe. Diese Lehre bekamen sie von den Chinesen, deren Lehrer Foe dergleichen Sätze vortrug, das Nichts und Leere sey der Ursprung aller Dinge. Die Menschen und alle Creaturen machten Theile von diesem Leeren aus, es sey also nur eine Substanz, welche in den besondern Wesen nur bloß durch die Figuren und Eigenschaften, oder innerlicher Gestalt, unterschieden ist; so wie Wasser immer Wasser bleibt, es mag die Gestalt des Schnees, des Hagels, des Regens oder des Eises haben.

Die Chaldäer nahmen einen Anfang in Absicht der Form und Ausschmückung der Welt an, wenn man den Berichten des Berosus trauen darf. Dem Diodor

zu Folge sagen sie: die Welt habe ihren Ursprung der göttlichen Vorsehung zu danken.

Unter den griechischen Philosophen bemerke ich hier den Anaximander, Anaximenes und Anaxagoras, die freylich eine Schöpfung der Welt von Gott leugneten, aber doch einen Anfang der Welt annahmen. Anaxagoras lehrte, daß alle Dinge anfänglich durch einander gemischt gewesen wären, nachher aber habe der νους sie in Ordnung gebracht und ausgeschmückt. Unter ὁ νους verstand er die schaffende Gottheit, und glaubte also, daß die Einrichtung der Welt ihre Ursache in Gott habe, der sie aus Atomen bildete. Anaximenes scheint von einer entgegengesetzten Meinung zu seyn; er nahm zwar einen Anfang der Welt an, doch sieht er die Materie als wirkende Ursache aller Dinge an, und macht die Luft zum Grundwesen. Alle Dinge sind endlich und werden also aufhören. Plutarch macht ihm Vorwürfe, daß er die Bildung der Welt nur der Materie zuschriebe, ohne an eine wirkende Ursache zu denken, da doch die Materie an sich selbst so unvermögend sey, etwas hervorzubringen; so wenig ein Becher aus Silber, ohne Hülfe eines Goldschmiedes, entstehen könne.

Eine andre Meinung war, daß die Materie der Welt zwar ewig sey, aber nicht die Form. Die meisten alten Völker, wenn sie von einer Schöpfung der Welt sprechen, dachten sich darunter eine Umbildung der Materie, und sprachen von der Schöpfung der Gestirne gar nicht. Die Aegyptier und Phönizier reden von der Schöpfung der Erde als von einer Um-

bildung der Materie. *) Nach der Meinung der Aegyptier hatten Himmel und Erde im Anfang einerley Gestalt, nachher stiegen die Feuertheilchen in die Luft, und veranlaßten die schnelle Wirbelbewegung der Sonne und der Gestirne, die leimigte und schwere Materie aber fiel zur Erde. Bey beständiger Bewegung derselben durch innere Erschütterungen entstanden aus den versammleten wässerigten Theilchen das Meer, aus den festern aber die Erde. Durch eine Gährung kamen Thiere hervor, die sich nachhero selbst fortpflanzten. Die Phönizier **) ließen die ersten Saamen der Geschöpfe in einem Schlamm liegen, und hieraus auch mit Verstand begabte Wesen, Zophasemin genannt, entstehen.

Viele Völker stellten die Schöpfung der Welt unter dem Bilde eines Eyes vor; vorzüglich ist dies eine Idee der Orientaler, der Aegyptier ***), Perser, Chaldäer, Indier und Chinesen. Der erstgeborne Gott, welchen die Griechen Phanes nennen, soll nach den Gesängen des Orpheus aus einem Ey entstanden seyn. Auch die Phönizier beteten bey den Orgien des Bacchus ein Ey als Bild der Welt an. †)

*) Αρχην ειναι την ὑλην εἰτα τα τεσσαρα ϛοιχεια ἐξ ἀυτης διακριϑηναι, και ζωα τινα ἀποτελεσϑηναι.
Laertius in Prooemio.

**) צופי שמים, Betrachter des Himmels. Die Cosmogonie der Phönizier finden meine Leser im zweyten Theil, S. 87. folg.

***) Bekannt ist die ägyptische Vorstellung der Schöpfung, nemlich des in der Gestalt eines Mannes gebildeten schöpferischen Geistes des Phtah mit dem Ey in dem Munde.

†) Macrobii Saturn. l. VII. c. XVI.

Fast allgemein war der Begriff von einem dunklen Chaos, bis der schwebende Geist in Liebe verfiel, und der Anfang der Schöpfung wurde. Aristophanes *) und Hesiodus gedenken des Chaos, des finstern Erebus und des wüsten Tartarus. Die Nacht mit schwarzen Flügeln legte das erste Ey in den weiten Schooß des Erebus, woraus nach einiger Zeit die schöne Liebe hervorkam, die mit goldnen Flügeln, gleich starken Wirbelwinden, glänzte. Aus der Vermischung der Liebe mit dem Chaos entstanden Menschen und Thiere. Vor der Zeit, ehe die Liebe alles vereinigte, wären keine Götter gewesen; aus dieser Vermischung aller Dinge aber mit einander wären sowohl Himmel und Erde, als auch das ganze Geschlecht der unsterblichen Götter entstanden.

Die Pythagoräer, Stoiker und Platoniker sind zu denjenigen Philosophen zu rechnen, welche Gott für den Schöpfer der Welt halten. Pythagoras sagte: nichts ist geworden ohne durch Gott. Timaeus aus Locrien drückt seine Gedanken über die Schöpfung so aus: die Materie war ewig ohne einige Gestalt, aber doch geschickt, eine jede Gestalt anzunehmen. Da Gott gut war, und sahe, daß die Materie eine Gestalt annahm, die aber nicht ordentlich war; so beschloß er, sie in Ordnung zu bringen, und ihr eine bestimmte Bewegung zu geben, so daß die verschiedenen Cörper mit einander harmonirten und ihre

*) Ἐρεβȣς δ' εν ἀπειροσι κολποις
Τικτει πρωτιςον ὑπηνεμιον Νυξ ἡ μελανοπτερος
ὠον.
Aristophanes.

ihre Veränderungen nicht nach Willkühr annahmen. So schuf Gott die Welt aus der ganzen Materie.

Plato nahm eine weltschaffende Gottheit an, welche die Welt geordnet hätte. Die Materie war ohne Gestalt, unendlich, und in einer unordentlichen Bewegung; sie wurde aber von Gott auf einen Ort zusammengetrieben, weil er Ordnung der Verwirrung vorzog. Die neuplatonische Schule suchte den platonischen Begriff dem christlichen näher zu bringen, daher spricht Plotinus sehr ungewiß von Gott, bald als von demjenigen, der die Welt erschaffen hat, bald von der Weltseele, als derselben würkenden Ursache, die sie erschaffen hat. Plato nahm drey Grundwesen an, Gott, die Materie, und die Idee, wornach er die Welt schuf. Man ist sehr uneinig in der Erklärung dieses Satzes, der wahrscheinlich so viel sagen will: ehe die Welt erschaffen wurde, entwarf sich Gott ein Ideal κοσμος νοητος, diese war bloß im göttlichen Verstande, das Muster, welches in Gott war, enthielt in sich die ersten Gestalten, nach welchen die Welt erschaffen ist: spätere Platoniker nannten es den Sohn Gottes. Hieraus läßt sich auch der Satz rechtfertigen, daß die Materie ewig sey; nicht ewig in Absicht ihrer sichtbaren Existenz, sondern in der Vorstellung Gottes.

Die Stoiker wurden durch die Betrachtung der Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit der Welt auf einen Schöpfer und Regierer derselben geleitet. *)

*) Dico igitur, providentia Deorum mundum et omnes mundi partes et initio constitutas esse et omni tempore administrari. Cicero de natur. Deor. lib. 1. sect. 75.

Sie pflegten zu sagen: keiner wird bey der Welt etwas verbessern können, oder wenn er es will, so wird er es schlechter machen. Wenn nun alle Theile der Welt so eingerichtet sind, daß sie in Absicht des Gebrauchs nicht besser, und in Absicht der Gestalt nicht schöner seyn konnten; so können wir sehen, ob sie von ohngefähr sind, oder in dem Zustand nicht seyn können, ohne einen regierenden Verstand und eine göttliche Vorsehung. Wenn das, was von Natur geschieht, besser ist, als was durch die Kunst hervorgebracht wird, und die Kunst nichts ohne Vernunft thut; so muß man auch nicht die Natur für vernunftlos halten. Wer also zugiebt, wenn er ein Gemählde sieht, daß Kunst angewandt sey, wer in der Ferne auf den Lauf eines Schiffes Achtung giebt, und nicht zweifelt, daß es durch Vernunft und Kunst regieret werde; und bey Betrachtung einer Sonnen- oder Wasseruhr, welche die Stunden anzeigt, glaubt, daß sie durch die Kunst, nicht durch den Zufall, entstanden sey; wie sollte der glauben, daß die Welt, die diese Künste und Künstler in sich faßt, ohne Verstand sey? Wenn auch Philosophen zuerst wegen eines Weltschöpfers zweifelhaft wurden, so mußten sie doch, wenn sie auf die Bewegungen Acht gaben, einsehn, daß nicht nur ein Bewohner in diesem himmlischen und göttlichen Hause, sondern auch ein Regierer und gleichsam Baumeister eines so großen Werks da sey. So deutlich sie aber auch einsahen, daß die Welt durch einen göttlichen Verstand hervorgebracht sey; so waren doch ihre Begriffe von diesem Gott, als dem Schöpfer der Welt, nicht richtig. Zeno, ihr Stifter,

nahm

nahm Gott als ein wirkendes, die Materie aber als ein leidendes Wesen an. Seneca sagt: daß alles aus Gott und der Materie bestehe; das wirkende Principium ist aber thätiger, als das leidende. *) Die Welt wird einst wieder vergehen, zwar nicht ganz, aber sie wird doch so aufgelöset werden, um wieder zusammengesetzt zu werden. Aber eben darin zeigt Gott seine ewige Kraft, daß er Dinge, die zusammengesetzt sind, auflöset, und Dinge, welche aufgelöset sind, wiederum zusammensetzet. Die Stoiker waren unter sich wegen des Unterganges der Welt nicht einig; einige glaubten, daß die ganze Welt, andere, daß nur ein Theil von ihr, und zwar ein Theil nach dem andern, verbrennen würde, und daß eine Welt aus dem Untergange der andern würde hervorgebracht werden. Panätius hingegen sagte: daß die Welt ewig wäre und nicht veralten könne. Diesem stimmt Sallustius, ein platonischer Philosoph, bey; entweder, sagt er, muß die Welt durch sich selbst, oder von einem andern, vernichtet werden. Das erste ist nicht möglich, denn da würde das Feuer sich selbst verbrennen, und das Wasser sich selbst austrocknen; im letztern Fall aber, wenn sie von einem andern sollte vernichtet werden, so müßte dies entweder etwas kör-

*) Stoici nostri, duo esse in rerum natura, ex quibus omnia fiant: caussam et materiam. Materia jacet iners, res ad omnia parata, cessatura, si nemo moveat. Caussa autem, id est ratio, materiam format, et, quocunque rues, versat: ex illa varia opera producit. Esse debet ergo, unde aliquid fiat, deinde à quo fiat: hoc caussa est, illud materia.

Senec. epist. CXV.

perliches oder unkörperliches seyn; das aber, was körperlich ist, erhalte die Körper, und was unkörperlich ist, könne die Welt nicht vernichten. Dies sucht er mit vielen Gründen zu beweisen. Ocellus Lucanus erklärt sich für die Ewigkeit der Welt *), denn, sagt er, wäre die Welt der Vergänglichkeit unterworfen, so würde sie nicht mehr da seyn; sie ist also sowol unerschaffen, als unvergänglich. **) Die Welt besteht aus Theilen, diese Theile müssen da gewesen seyn, sonst hätte auch die Welt nicht da seyn können. Die Menschen machen Theile der Welt aus, sie sind also auch von Ewigkeit da gewesen.

Die eklektischen Philosophen, als Plotinus und Chalcidius, nahmen eine Ewigkeit der Welt ohne Anfang und ohne Ende an. Letzterer suchte durch einen feinen Schluß diese Meinung zu erhärten. Wenn etwas wird, sagt er, so muß es nothwendig werden, entweder von dem, was zuvor war, oder von dem, was nicht war. Beydes sieht er als unmöglich an. Von dem, was zuvor war, sagt er, kann ein Ding nicht werden, denn es war schon da, ehe es ward; und von dem, welches nicht da war, kann es auch nicht werden, denn es ist nothwendig, daß das, was wird, eine Materie haben müsse, woraus es werden kann. Daher kann auch das, was da ist, nicht zu nichts werden.

Ein

*) Siehe ersten Theil S. 80.

**) 'Ει γαρ ἐγχρονον, οὐκ ἀν ἐτι ἠν· ὀυτως οὐν ἀγενητον το παν και ἀνωλεθρον.

Ocellus Lucanus de mundo, §. 2.

Ein großer Theil der alten Philosophen lehrte eine Weltseele. Gott und die Welt wären nur eine Substanz. Man pflegt den Xenophanes gewöhnlich für den ersten zu halten, der zu dieser Lehre Veranlassung gegeben hat; allein die Meinungen der Gelehrten sind deswegen getheilt. *) Aristoteles glaubte, daß durch die ganze Natur ein gewisses beseelendes Feuer ausgebreitet sey, und dieses Feuer nannte er Gott selbst. Die Seele wäre ein Theil von der allgemeinen Weltseele, und vergienge in so fern, als sie wiederum sich in dem Ganzen oder in der allgemeinen Weltseele verlöre. Die Pythagoräer sagten: daß die Welt beseelt und vernünftig sey, und vereinigten das handelnde und leidende Principium mit einander. Auch Plato erklärte die Welt für ein verständiges Thier, die Seele der Welt sey älter als die Welt, die ihren Cörper ausmache, und er beweiset diese Meinung dadurch, daß die Seele über den Cörper regieren solle: der jüngere aber könne nicht über den ältern regieren. Die neuern Platoniker waren noch mehr für diese Lehre eingenommen. Proclus sagte: daß Gott die Seele in die Mitte der ganzen Welt gesetzt, und sie über das Ganze ausgebreitet, und auswärtig mit einem Cörper umgeben habe. Cicero führt folgende Beweise für diese Meinung an: **) weil 1) wir in uns eine

*) Siehe im ersten Theil S. 90.

**) Cicero de legibus lib. II. sect. 16. Quid est enim verius, quam neminem esse oportere tam stulte arrogantem, ut in se mentem et rationem putet inesse, in coelo, mundoque non putet? aut ea, quae vix summa ingenii ratione comprehendat, nulla ratione moveri putet? etc.

Seele und Vernunft fühlen, so muß auch im Himmel und der Welt eine seyn. — Allein Himmel und Welt denken und empfinden nicht, und sind nur der Aufenthalt empfindender und denkender Wesen. 2) Da keine Sache, welche mit Vernunft und Kunst gemacht ist, die Natur übertrift, so muß auch die Natur Vernunft haben. Da alles, was Vernunft hat, vortreflicher ist, als was keine Vernunft hat; so wäre es unvernünftig, zu sagen, daß etwas die Natur aller Dinge übertreffe, es müsse also eine Vernunft darin seyn.

Unter den neuern Philosophen nahm Spinoza eine allgemeine Weltseele an. Er machte zum Behuf seines Atheismus ein neues System. Es läßt sich nicht mehr, sagte er, als eine Substanz denken. Auf diesen Satz kam er durch die mißverstandene Cartesianische Definition von Substanz. In der Welt sind alle Erscheinungen materielle und geistige Erscheinungen. Der Grund der materiellen Welt ist Vielheit von Materie. Es giebt ein Wesen, dies ist die unendliche Denkkraft, eingekleidet in unendliche Ausdehnung. Die Gottheit existirt als Substanz allein; die Welt ist die unendliche Reihe der in Gott nach ausdrücklicher Nothwendigkeit neben einander wirkenden Accidenzen. Jeder Mensch, jedes Thier ist nichts, als eine Reihe von Ideen. Ich selbst, sagt Spinoza, bin ein Theil von den Ideen der Gottheit, und dies sind alle Menschen. Spinoza glaubte also nicht, daß die Dinge durch die Weisheit Gottes so geschaffen wären, sondern hielt sie für unvermeidlich nothwendig, weil sie Theile der göttlichen Substanz wären.

ren. Gewöhnlich pflegt man zu sagen, daß Spinoza diese Lehre schon aus ältern Systemen genommen, vorzüglich aus der Schule der Eleatiker, besonders vom Xenophanes. Allein Xenophanis Lehrsatz leidet auch eine andre Erklärung. Er nennt Gott το ἑν και παν, und zeigt hiedurch an, daß die Natur Gottes die einfachste sey. Wenn Aristoteles von ihm sagt: er habe Gott eine runde Gestalt beygelegt, so wollte er hiermit blos sagen, daß Gott allenthalben gleich sey, und keine Gestalt habe. So erklärt es Simplicius παντοχοθεν ὁμοιον. Eben dieser Ausdrücke von Gott bediente sich auch Parmenides, daher man auch diesen für einen frühern Spinozisten halten will. Auch er ward, da er metaphysisch sprach, zu physisch verstanden. Strato von Lampsacus kann wol nicht für einen Spinozisten gehalten werden, obgleich Bayle und Leibnitz ihn dazu zählen; denn er hat nicht einmal das System der einzigen Ursache, und leugnet die Weltseele schlechterdings. Mit Recht verdient er aber einen Platz unter den Atheisten. Die unten angeführten Stellen geben hiezu den Beweis. *)

Zu der letzten Classe von Philosophen gehören die Atomisten, deren System die Gottheit ganz ausschließt. Bekannt ist es, daß einige Philosophen unter den Alten die Welt aus Atomen entstehen ließen. Gewöhnlich legt man die Atomenlehre dem Democrit, als Vater

*) Nec audiendus ejus auditor Strato, is, qui physicus appellatur: qui omnem vim divinam in natura sitam esse censet, quae causas gignendi, augendi, minuendi habeat: sed careat omni sensu et figura. Cicero de Natur. Deor. lib. I. c. 13. Acad. Quaest. l. IV. c. 28.

ter und Stifter, bey. Allein schon vor dem Leucipp und Democrit glaubte man an Atomen, und hielt sie für ausgedehnte Substanzen. Sie fanden also diese Lehre schon vor, und waren nicht Erfinder, sondern sie hatten nur das Verdienst, ihr eine philosophische Form zu geben, und sie in ein System zu bringen. Diese Lehre machte vorher noch nicht ein Hauptstück der Philosophie aus. Es gab eine doppelte Secte von Atomisten; die eine, welche die Gottheit ganz verdrengte, und aus den Atomen alles erklären wollte; die andere, welche die Verehrung der Gottheit nicht verwarf. Aristoteles sagt daher: daß die Weisheit der Alten aus zwey Theilen bestanden habe: φυσιολογια und τῃ πρωτῃ φιλοσοφια, oder der Theologie. Die ältesten Atomisten nahmen zwar eine Bewegung der Atomen an, die aber durch ein erstes Wesen hervorgebracht wäre, die spätern aber, wie Epicur, sagten: daß diese Bewegung in den Cörpern selbst läge, und schlossen daher die Gottheit gänzlich aus.

Leucipp und Democrit, welche die göttliche Natur ganz aufhoben, suchten einen ganz neuen Weg zu wählen, um die natürlichen Dinge zu erklären. Democrit suchte den Ursprung aller Dinge nicht in einem ungefähren Zusammenstoßen der Atomen, sondern er gab den Cörpern selbst eine gewisse Kraft (perceptio vitalis), wornach sie regiert wurden, und einen Nisum und Renisum. Seine Atomen, die beym Aristoteles σχηματα heissen, weil sie Cörper sind, die eine Figur haben, waren unerschaffen, sie konnten nicht untergehn, nicht verändert und nicht zerbrochen werden; sie beständen nicht aus Theilen, und

wä-

wären so klein, daß man sie mit den Augen nicht sehen, sondern nur durch den Verstand erkennen könnte. *) Sie bewegten sich im leeren Raum, sie hätten Gestalt und Grösse. Zu diesen zwey Eigenschaften setzte Epicur noch die dritte, nemlich die Schwere: denn nothwendig, sagt er, müssen die Cörper durch die Schwere bewegt werden, sonst bewegen sie sich nicht. Das System des Democrits ist blinde Nothwendigkeit, so wie das System des Epicur völlige Zufälligkeit und gleichgültige Freiheit ist.

Epicur nahm nichts als Atomen an, und verwarf daher alle Götter. Die ganze Welt bestehe aus Atomen und ausser den Atomen sey nichts vorhanden. (Cicero de fato. c. x.) Die Gestalten der Atomen wären eingeschränkt, nicht unendlich, sie wären nicht angelmäßig, auch nicht dreyeckigt, auch nicht wie Ringe, denn diese Gestalten wären zerbrechlich, sondern sie litten keine Zerstörung und Veränderung, (ἀπαθεις, ἀθραυστοι). Man wollte den Atomen alle Eigenschaften absprechen. Die Monaden des Pythagoras sind eben das, was man nachhero Atomen nannte. Die Leibnitzischen Monaden sind nichts, als die selbstständigen Formen der Alten (ποιοτητες, ἐντελεχειαι), nur daß Leibnitz ihnen die Hülle von Ausdehnung benahm.

Sonderbar war es, so viel über den Anfang und das Ende des Universums zu streiten, da wir gar keine Nachrichten von dem Alter der Welt haben. Der alte

*) Democrit nennt sie ἀρχας των οντων, σωματα ἀτομα, λογῳ θεωρητα, αμετοχα κενου, ἀϊδια.

alte Liederdichter beym Moses redet nemlich nur von der Umbildung der jetzigen Erde. Ob nun aber einmal das ganze Universum untergehen werde, oder nur nach und nach einzelne Theile, die sich allmählig wieder umbilden, läßt sich schlechterdings nicht bestimmen. Daß diese Erde, die wir bewohnen, der jetzigen Form nach nicht ewig sey, davon können uns nur etwas aufmerksame Beobachtungen leicht überzeugen. Die allgemeinen Nachrichten von den ältesten gesitteten sowol, als wilden Völkern auf dem Erdboden, die Erfindungen der Künste und Wissenschaften, die Errichtung bürgerlicher Gesellschaften und des Handels, die Aehnlichkeit unter den meisten Sprachen lehren uns einen Anfang der Erde. Die Meinungen der Aegyptier und Chaldäer von dem hohen Alter der Welt sind schon hinlänglich widerlegt, und die Granitberge, diese ältesten Söhne der Erde, sind ein Beweis, daß die Erde schon mehrere Revolutionen erfahren habe. Jene großen Gerippe von Thieren, die man gefunden hat, und von deren Geschlechtern es jetzt keine mehr giebt, scheinen Reste aus einer vorigen Revolution der Erde und nicht von der jetzigen zu seyn. Die Kräfte der Erde sind noch eben dieselben, als sie vom Anfang an waren. Sie bringt noch eben die Gewächse hervor, und ernährt dieselben Thiere. Das Umhauen der Wälder, das Austrocknen der Seen, die Cultur des Landes müssen auf Gesundheit, Bildung und Größe des Menschen und der Thiere einen beträchtlichen Einfluß haben. Daher es allerdings seyn kann, daß in einigen Ländern die Menschen nicht mehr zu solcher Größe und Stärke kommen, als sonst. Rech-

net man hiezu noch, was der Luxus beyträgt, der Genuß von Speisen und Getränken, die dem Clima gar nicht angemessen sind; so darf man sich nicht wundern, daß man sehr selten Menschen von der Stärke der alten Römer und Deutschen antrift. Selbst ganze Classen von Thieren, die der Mensch zu seinem Gebrauch nutzt, verlieren ihren Muth und Stärke. Die Cultur der Länder vertreibt ebenfalls manche Thiere. Vor einigen Jahrhunderten gab es in der Schweiz eine Menge Steinböcke; diese Thiere fanden nemlich ihre Nahrung in den mittägigen Theilen der Gebirge. Als man aber diese cultivirte, und die Weiden für die Schafe nutzte; so mußte sich dieses einsame Thier, das die Gesellschaft der Menschen scheuet, auf die Spitzen der Gebirge hinaufziehen, welche Gegend aber seinem Cörperbau nicht angemessen war, daher diese ganze Thierart sich beynahe aufgerieben hat, und nur noch wenige davon übrig sind. Aus diesen Datis folgt aber nicht, daß die Erde in ihren Kräften abnehme, und daher ihr Untergang zu besorgen wäre. Nur soviel sieht man aus den Verschüttungen ganzer Städte und dem Untergang ganzer Inseln, daß die großen Kräfte der Natur, wenn sie gegen einander kämpfen sollten, stark genug sind, diesen ganzen Erdball zu zertrümmern. Eine Ewigkeit der Erde ihrer jetzigen Form nach läßt sich gar nicht denken, unmöglich konnte sie sich selbst so bilden, diesem widerspricht ihre ganze Einrichtung, die mit soviel Weisheit und Kunst gemacht ist; sie muß also einen Anfang gehabt haben, oder es muß einer vorher da gewesen seyn, der sie gebildet hat. Denn die Ursache ist doch immer eher da,

als

als die Wirkung; und so entwickelt sich der Begriff von einem Schöpfer. Ob sich aber eine ewige Materie denken lasse, und, wenn diese ist, ob es nicht einen eben so großen Künstler verräth, die Mischung und verhältnißmäßigen Kräfte aller so verschiedenen Theile zu wissen, und ihnen die vielen künstlichen Formen zu geben, will ich hier nicht entscheiden.

Auffallend ist es, daß eine alte Volkssage von einer Schöpfung der Erde in sechs Tagen, die am siebenten vollendet ist, sich fast allgemein verbreitet hat. Bey den Phöniziern, im Zend Avesta bey den Persern, bey Griechen, Römern und Celten findet man allgemein diese Meinung. Schon von den Aegyptiern kam die Sitte, die Zeit nach sechs Tagen zu zählen, zu den übrigen Völkern. Zoroaster sagt im Zend Avesta: daß Gott die Welt in sechs Zeitperioden erschaffen habe; die erste enthält 45 Tage, hierin sey der Himmel erschaffen worden. Die zweyte enthält sechzig Tage, worin das Wasser erschaffen. Die dritte enthält 75 Tage, worin die Erde erschaffen sey. Die vierte enthält dreyßig Tage, worin die Bäume erschaffen. Die fünfte enthält achtzig Tage, hieran erhielten die Geschöpfe ihr Daseyn, und in der sechsten Periode von 75 Tagen wurde der Mensch erschaffen. Diese Zeitperioden machen 365 Tage oder ein Jahr aus. Schon Homer singt:

ἑβδοματη δ' ἠπειτα κατηλυξεν ἱερον ἠμαρ.

Und Hesiodus:

ἑβδομον ἠμαρ ἐην, και τῷ τετελεσο ἁπαντα.

Die

Die Celten und Römer widmeten einen jeden Tag einer besondern Gottheit, wovon uns noch jetzt im deutschen und römischen Calender die Namen übrig sind. So allgemein war der Gedanke von einer Schöpfung der Welt nach gewissen Zeitperioden.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß diese Erde einmal untergehen wird, denn man findet nichts Ungereimtes darin, daß eine Maschine, die aus so verschiedenen und streitigen Theilen zusammengesetzt ist, mit sich selbst in Streit kommen und durch ihre eigne Kraft zu Grunde gerichtet werden kann. Warum sollte denn nicht auch die Welt, die aus so verschiedenen Theilen besteht, untergehen können? Schon die alten Philosophen und viele uncultivirte Völker glauben, daß die Welt durchs Feuer werde vernichtet werden; wenn nemlich einmal alle Feuchtigkeiten der Erde und des Meers würden erschöpft werden.

So leicht sich beydes, Anfang und Untergang der Erde, denken läßt; so schwer war es doch den alten Philosophen, hierin zur Gewißheit zu kommen, und es entstand ein wahres Chaos von Meinungen, da sich mehrere Anhänger derselben Schule widersprachen. Die Verschiedenheit entstand hier aus den verschiednen Traditionen, die nach dem Clima abwechselten, und aus den verschiednen Eigenschaften, die man der Materie beylegte, da man ihr bald eine schöpferische Kraft zuschrieb, bald eine Kraft von aussen auf sie wirken ließ. Hieraus floß nun das System der plastischen Kraft, der allgemeinen Weltseele, der

Emanation und der Schöpfung durch die Gottheit. Uns wird es durch Hülfe der Offenbarung leicht, die der Philosophie so schwere Frage über die Entstehung der Erde zu beantworten. Sie zeigt uns einen Schöpfer, der die Erde mit so viel tausend Verschiedenheiten und Mannigfaltigkeiten aller Art geziert hat, und der zugleich die Kräfte aller dieser Dinge erhält.

Zweytes Capitel.

Ueber die

Entstehung des Menschen.

Zweytes Capitel.

Ueber die Entstehung des Menschen.

Von jeher war es eine wichtige Untersuchung der Philosophen, über den Ursprung der Menschen und der Thiere nachzudenken, und man warf die Frage auf, ob die Form der Welt, besonders in Beziehung auf den Ursprung der Menschen und Thiere, aus mechanischen Ursachen zu erklären sey, oder ob sie ein Werk eines verständigen Wesens sey. Beyde Meinungen fanden ihre Anhänger in ältern und neuern Zeiten, wiewol neuere Atheisten sich selten in physiologische Untersuchungen über den Ursprung der Menschen und Thiere einließen, und nur die Alten grobe Hypothesen aufstellten, um einen ungefähren Ursprung der Menschen und Thiere begreiflich zu machen. Schon in den ältesten Zeiten finden wir dergleichen Hypothesen. Nicht bloß die alten Einwohner Aegyptens *), sondern auch fast alle alten Völker, auch die Griechen, wollten in ihrem Lande und aus der Erde entstanden

*) Περι δε της τȣ γενους ἀρχαιοτητος ὀυ μονον ἀμφισβητουσιν Ἑλληνες, ἀλλα και πολλοι των βαρβαρων, ἑαυτους αὐτοχθονας λεγοντες, και πρωτους των ἁπαντων ἀνθρωπων ὑυρετας γενεσθαι των ἐν τῳ βιῳ χρησιμων, και τας γενομενας παρ' ἀυτοις πραξεις ἐκ πλειςων χρονων ἀναγραφης ἠξιωσθαι.

Diodor. Sic. l. I. c. 9.

seyn, und nannten sich Autochthonen. Die ersten Menschen, sagten die Aegypter, wären bey ihnen erschaffen. Die Ursache, warum die Nationen sich so alt machten, und in ihrem Lande wollten geboren seyn, ist theils darin zu suchen, daß sie ihr altes Herkommen aus fremden Ländern vergessen hatten, theils in dem Stolze, daß sie ihre Abkunft keinem Fremden wollten zu danken haben, und keine Colonie seyn. Hieraus floß denn als Folge, daß sie alle Erfindungen und Künste sich selbst zuschrieben, und diese von keinem andern Volk wollten entlehnt haben. Die alten Aegyptier erklärten sich die Entstehung der Menschen und Thiere dadurch, daß durch die Gährung der Erde Bäulen entstanden, und aus diesen Geschöpfe hervorgekommen wären.

Allein warum entstanden nicht nachhero noch immer Menschen aus dem Schlamm? Die Natur der Körperwelt ist doch noch immer dieselbe, die sie vor vielen tausend Jahren war, nach derselben Ordnung bewegen sich noch immer die Planeten und unsre Erdkugel, es giebt noch eben solche Moräste und Schlämme, die Sonne scheint noch eben so heiß; warum kommen denn jetzt nicht mehr Menschen und Thiere auf diese Art hervor? Ist es wol möglich, daß der blinde Zufall soviel Schönheit und Proportion kann hervorgebracht haben? welcher Vernünftige kann sich das denken? Will man einwenden, die Natur sey veraltet, so müßte man in ihren übrigen Kräften Abnahme finden; dies aber widerlegt die Erfahrung. Urstoffe sind noch so gut da, wie sonst: warum formen sich daraus keine Thiere?

Von den Aegyptiern weichen die Chaldäer ab, die sich die Entstehung der Menschen anders dachten. *) Die Schöpfungsgeschichte des Menschen lautet bey ihnen sehr fabelhaft: **) Es gab eine Zeit, da alles Finsterniß und Wasser war, in dieser wurden Menschen mit zwey, auch wol vier Flügeln, und doppelten Gesichtern geschaffen. Die Thiere waren Zwitter, einige hatten die Füße und Hörner einer Ziege, die Vorderfüße der Pferde und Hinterfüße der Menschen. Sie hatten die Gestalt der Hippocentauren, und eben solche Misgeburten waren auch die übrigen Thiere; die Natur hatte sich noch nicht ausgebildet. Dies, sagt Berosus, muß man allegorisch verstehn: Da die Erde feucht war, und die Thiere hieraus entstanden; so befahl Belus einem von den andern Göttern, ihm den Kopf abzuschneiden, das Blut mit der Erde zu vermischen, und so Menschen und Thiere zu bilden. Belus selbst schuf die Sterne, die Sonne und den Mond, und die fünf Planeten.

Die Phönizier ließen aus einem fetten und feuchten Schlamm Thiere entstehen, die keine Empfindung hatten, und hieraus vernünftige Geschöpfe werden; man nannte sie Zophasemin, das heißt: Beobachter des Himmels. In den Schriften des Taaut, die Sanchoniathon anführt, stand: daß vom Kolpias und seiner Frau Baau, d. h. der Nacht, sterbliche Menschen, Aeon und Protogonos, entstanden wären. Hier scheint mir Misverständniß der alten Sagen zu

 seyn.

*) Fabricii Biblioth. graeca, Vol. 14. Beausobre histoire de Manichée, l. 5.

**) Georgius Syncellus in Chronico, p. 28.

seyn. Der Zusammensetzer fand allegorische Namen vor sich, aus denen er Personen machte: es waren Traditionen in einem phönicischen Tempel geschrieben.

Die Grönländer erzählten die Cosmogonie folgendermaßen: der erste Mensch, Kallak, kam aus der Erde, und bald hernach die Frau aus seinem Daumen. Einmal gebar eine Grönländerin, und sie gebar Kablunåt, d. i. die Ausländer und Hunde; daher sind jene, wie diese, geil und fruchtbar. Die Welt, sagten sie ferner, ist einmal schon umgekuppt, und alle Menschen sind ertrunken. Der Einzige Mann, der sie rettete, schlug mit dem Stock auf die Erde: da kam ein Weib hervor, und beyde bevölkerten die Erde wieder. Jetzt ruht sie noch auf ihren Stützen, die aber schon vor Alter so morsch sind, daß sie oft krachen; daher sie längst eingefallen wäre, wenn unsre Priester die Angikoks nicht immer daran flickten.

So erträumten sich die Völker die Schöpfung der Menschen ohne Einfluß der Gottheit. Inzwischen erhellet so viel, daß sie doch alle bey dem hohen Ursprung, den sie sich geben, einen Anfang ihres Geschlechts annahmen. Sie mochten nun ihre Vorfahren aus der Erde entspringen lassen, oder ihr Geschlecht von den Göttern herleiten, wie z. B. die Aegyptier, Creter, Pelasger; so waren doch diese Götter nichts anders, als vergötterte Menschen, und Wohlthäter, die selbst entstanden waren. Eine Entstehung des Menschen nahm man also fast allgemein an, einige Philosophen, wie z. B. Ocellus Lucanus, ausgenommen; nur war man in der andern Frage nicht einig, ob die Menschen durch die Kräfte der Na-

tur

tur entstanden, oder ein Werk der Gottheit wären. Die alten Perser und mehrere andre Völker sagten ausdrücklich: daß die Welt und die Menschen von Gott erschaffen wären. *) — — Die griechischen Philosophen aber erklärten nicht alle auf einerley Art den Ursprung des Menschen. Anaximander, ein ionischer Philosoph, sagte: **) die Thiere wären nach vielen Fehl- und Misgeburten aus einer feuchten Materie entstanden, da sie in einer stachlichten Schaale eingeschlossen gewesen wären, die sich allmählig abgelöset hätte, nachdem die Thiere größer und trockner geworden, sie hätten aber nicht lange gelebt: die Menschen aber wären in den Leibern großer Fische erzeugt, und von diesen ausgespieen worden. ***) Archelaus lehrte: †) daß nach Erwärmung der Erde sich das Warme und Kalte vermischt hätte, und hieraus wären viele andere Thiere entstanden, die, wiewol sie sich ungleich waren, doch einerley Unterhalt genossen, nemlich sich von Schlamm ernährt hätten; sie lebten aber nicht lange. Nachher erzeugten sie unter sich eine Nachkommenschaft; die Menschen wurden von ein-

*) Die Perser nahmen eine Schöpfung in sechs Tagen an, und bekamen diese Lehre vom Zerduscht. Thomas Hyde de religione veter. Persarum. p. 164.

**) Plutarch de placitis philosophor. l. V. c. 19.

***) Plutarchi Sympos. l. VIII. Euseb. Praeparat. Evang. l. I. c. 8.

†) Origenis Philosoph. c. 9. Diogenes Laert. l. II. 17. Γεννασθαι δε φησι τα ζωα ἐκ θερμης της γης, και ἰλυν παραπλησιαν γαλακτι, οἱον τροφην ἀνιεισης. οὑτω δε και τȣς ἀνθρωπȣς ποιησαι.

einander getrennt, und führten Gesetze und Künste ein. Nach der Meinung des Augustin nahm er die Lehre des Anaxagoras, in Rücksicht der Homöomerien und des Verstandes, an. *) — **Empedocles** setzte viele Fehl- und Misgeburten voraus, vieles wäre durch den Zufall geschehn, ja sogar meinte er in den Theilen der thierischen Cörper vielerley deutliche Denkmale dieses Ursprungs wahrzunehmen. Die Gestalt des Hauses ist da, damit das Haus da sey; so ist die Zeugung um der Substanz willen, nicht die Substanz um der Zeugung willen, da. Der Rückgrad besteht darum aus so vielen einzelnen Knochen, weil er anfänglich, als die Thiere vor ihrer Belebung gekrümmt in der Erde lagen, in Stücken zersprang. **) Thiere und Pflanzen, lehrte er, wären nicht ganz entstanden, sondern aus Gliedern, die sich vereinigt, und nicht alle einerley Bestandtheile gehabt hätten; ähnliche Glieder hätten ähnliche gezeugt; einige wären verschieden gewesen, und so hätte die schöne weibliche Gestalt andre angetrieben, sich mit ihr zu begatten. **Parmenides** läßt die erste Generation der Menschen von der Sonne entstehen. Laerz sagt von ihm: er habe die Erzeugungen der Menschen und Thiere aus der Wirksamkeit des Feuers erklärt. Eben diese Meinung von

*) Anaxagorae successit auditor ejus Archelaus: etiam ipse de particulis inter se dissimilibus, quibus singula quaeque fierent, ita omnia constare putavit, ut inesse etiam mentem diceret, quae corpora dissimilia, id est, illas particulas conjungendo et dissipando, ageret omnia.

August. de civitate Dei, l. VIII. c. II.

**) Aristoteles de partibus animalium, l. I. c. I.

von der Entstehung der Welt durchs Ohngefähr haben auch Leucipp, Democrit und Epicur. Sie nahmen alle an, daß die ersten Menschen und Thiere von der Erde durch eine willkührliche Zusammenkunft der Atomen entstanden wären. Leucipp sagte: das ganze All ist unendlich, und besteht aus einer unendlichen Menge untheilbarer Cörperchen, die er zuerst Atomen nannte. Durch ihren Druck und Gegendruck entstand das Chaos; dieses brachte verschiedene ungestaltete Thiere hervor, bis endlich solche Geschöpfe entstanden, als jetzt auf der Erde sind. Aus den Atomen ließ Epicur lebende Wesen entstehen, ob sie gleich selbst kein Leben hatten; so wie z. B. aus faulem Holz Würmer entstunden. Die Welt ist nicht ewig, und wir müssen annehmen, daß sie dem Tode unterworfen ist. Die Erfahrung zeigt, daß sie schon im Sinken ist; sie hat nicht mehr ihre ganze Zeugungskraft. Daher pflegte er die Frage, warum die Materie jetzt keine große Thiere mehr aus sich selbst hervorbrächte, so zu beantworten: Die Natur ist eine alte Mutter, sie gebiert nicht mehr. *) Eine Antwort, die la Mettrie ihm nachgebetet hat. **)

Da

*) Jamque adeo affecta est aetas, effoetaque tellus.
Vix animalia parva creat, quae cuncta creavit
Saecla, deditque ferarum ingentia corpora partu. — —
Sed quia finem aliquam pariendi debet habere,
Destitit, ut mulier spatio defessa vetusto.

Lucret. II. 1150. et V. 824.

**) *de la Mettrie System d'Epicure*, §. 10. Mais la Terre n'est plus le berceau de l'humanité! on ne la voit point produire d'Hommes! Ne lui reprochons point sa sterilité

Da die Erde noch völlige Hitze und Feuchtigkeit hatte, so brachte sie Thiere und Menschen hervor *); früh durchbrachen die Kinder die Gebärmutter, die Natur machte Oefnungen in der Erde, und zwang die Erde, einen milchähnlichen Saft aus vollen Adern zu gießen. Die Erde gab den Kindern Speise, die Hitze gab ihnen ein Kleid, und das Gras ein Lager. In dieser Jugend der Welt gab es keine zu große Kälte noch Hitze, denn alles nimmt allmählig zu: mit Recht heißt die Erde also Mutter, weil sie Thiere und Menschen erschaffen hat. Daher brachte sie zuerst Fehlgeburten hervor, Ungeheuer ohne Füße und Hände, viele ohne Mund, ohne Augen — diese aber ließ sie nicht lange leben, weil sie sahe, daß zur Zeugung vieles erfordert werde, und diese sich nicht hätten fortpflanzen können. Noch jetzt, sagt er, bringt die Erde viele Thiere durch Regen und Sonnenwärme hervor, große Thiere kann sie nicht mehr hervorbringen, weil sie eine alte Mutter ist. So erträumte sich Epicur die

lité actuelle; elle a fait sa portée de ce coté là. Une vieille Poule ne pond plus: Une vieille femme ne fait plus d'enfans.

*) Tum tibi Terra dedit primum Mortalia saecla:
Multus enim Calor, atque Humor superabat in arvis.
Hinc ubi quaeque loci regio opportuna dabatur,
Crescebant Uteri terrae radicibus apti;
Quos ubi tempore maturo patefecerat aetas
Infantum fugiens humorem, aurasque petissens,
Convertebat ibi Natura foramina terrae
Et succum venis cogebat fundere apertis
Consimilem Lactis.

Lucret. de rerum natura l. V. 805 seq.

die Entstehung des Menschen, wie man noch im vorigen Jahrhundert viele Thiere aus Fäulniß entstehen ließ, und zur generatio aequiuoca seine Zuflucht nahm. Auf diese Art sey die Welt von selbst aus mechanischen Ursachen, vorzüglich durch die Kraft der Bewegung entstanden, da von ohngefähr die Theile sich so an einander fügten, daß Menschen und Thiere hervorkamen.

Aristoteles nahm eine Ewigkeit der Materie an, die viele Revolutionen erlitten; doch zweifelte er, ob das Menschengeschlecht sich selbst seinen Ursprung gegeben habe, oder nicht. Aus der Erde und Feuchtigkeit entstehen lebendige Wesen und Pflanzen, weil in der Erde eine Feuchtigkeit ist, in dem Wasser aber ein Geist, überall aber eine beseelende Wärme, so daß gewissermaßen alles voll Lebenskraft ist. — Der Unterschied eines edlen und unedlen Geschöpfs wird durch die Empfänglichkeit des zuerst belebten Principii bestimmt. Die Entstehung der Menschen oder vierfüßigen Thiere, wenn sie würklich aus der Erde entstehn, wie einige sagen, kann man sich doppelt denken, entweder entstehn sie, wie die Würmer, aus Fäulniß, oder aus Eyern.

Die Stoiker beschreiben Gott allenthalben als ein höchst weises, gütiges Wesen, und eignen ihm die Schöpfung des Menschen zu. *) Sie hätten ihm alles

*) Cicero de natur. Deor. l. II. c. 140. Ad hanc prouidentiam naturae tam diligentem, tamque sollertem adiungi multa possunt, quibus intelligatur, quantae res hominibus a Deo, quamque eximiae tributae sint: qui primum eos humo

les zu verdanken, er habe sie aus Erde gebildet, ihnen eine aufrechte Stellung gegeben, und sie zu Himmelsbeschauern gemacht; ein Vorzug, den sie nur allein hätten. Ihr Verstand dringe bis zum Himmel, sie allein könnten den Auf- und Untergang der Sterne bemerken, alles auf der Welt sey zum Nutzen des Menschen. Die Welt sey gleichsam das gemeinschaftliche Haus für Menschen und Götter. Die Seele selbst sey von Gott erschaffen. So schön spricht Cicero von der vortreflichen Bildung der Menschen, und von der weisen Einrichtung und Mittheilungen der großen Vollkommenheiten des Schöpfers. Eben so sehr erhebt Seneka die Götter *); sie kannten uns eher, als sie uns machten. Wir sind doch nichts geringes, kein Werk der Uebereilung und der Gedankenlosigkeit, daß sie unserer vergessen könnten. Auch sie verdienen daher unsern Dank. Nicht äussere Dinge zwangen die

humo excitatos, celsos et erectos constituit, ut Deorum cognitionem, coelum intuentes capere possent. Sunt enim e terra homines non ut incolae atque habitatores, sed quasi spectatores superarum rerum, atque coelestium, quarum spectaculum ad nullum aliud genus animantium pertinet, seq. Jam vero animum ipsum, mentemque hominis, rationem, consilium, prudentiam, qui non divina cura perfecta esse perspicit, is his ipsis rebus mihi videtur carere. Sectio 147.

*) Cogitavit nos ante natura, quam fecit: nec tam leve opus sumus, ut illi potuerimus excidere. Scias, non esse hominem tumultuarium et incogitatum opus. Inter maxima rerum suarum natura nihil habet, quo magis glorietur, aut certe cui glorietur.

Seneca de beneficiis, lib. VI. c. XXIII.

die Gottheit, uns zu schaffen, sondern ihr eigner Wille. Einige Philosopen, wie Hierocles, glaubten, daß die Götter nichts Sterbliches schaffen könnten, und suchten daher den Grund der Erschaffung des menschlichen Cörpers nicht in Gott, sondern in der schaffenden Kraft der Natur. Er widerspricht sich an mehreren Stellen selbst, indem er bald lehret, daß Gott die Seele eines jeden Menschen insbesondere hervorgebracht habe, und daß die menschlichen Seelen, Götter und Dämonen denselben Ursprung hätten; bald behauptet, daß die Seele des Menschen ewig und ohne Anfang sey.

Auch Büffon nimmt in neuern Zeiten diese plastische Kraft der Natur an: Alle Saamen und Keime entstanden aus der sich anziehenden und ausdehnenden Kraft in der Materie, und so auch der Keim zum ersten Menschen. Allein woher kömmt es, daß die todte Materie eben ein Paar Menschen entstehen läßt, die sich für die Erde passen, und zwar nicht eher, als bis die Erde zu seiner Wohnung und Erhaltung bereitet ist? Woher die so weise Harmonie aller seiner Glieder, die mannigfaltige Organisation in der Natur, die Denkkraft des Menschen? Woher kömmt es, daß die unendlich verschiednen Kräfte des Verstandes und des Willens nur ein Ganzes ausmachen? Soll dies alles blos Wirkung der Materie seyn? Und gesetzt, diese ersten Keime wären da; woher kommt es denn, daß sie sich alle wieder abdrücken, und zwar nur so viel von den Keimen, als zur Ausbildung eines neuen Geschöpfs nöthig ist?

So verschieden raisonnirte die Vernunft über die Entstehung des Menschen, bald soll die Natur ihn selbst hervorgebracht haben, da nach verschiednen mislungenen Versuchen ihr es endlich gelang, ein so vollkommenes Meisterstück, als der Mensch ist, hervorzubringen; bald sollen die Menschen Nachkommen der Götter seyn; bald von der Hitze der Sonne entstanden; bald ein Werk der Gottheit seyn. Der alte Volksdichter, der sah, daß der Mensch nach dem Tode wieder in Erde aufgelößt wurde, läßt ihn daher auch aus der Erde entstehn *), doch so, daß er der Gottheit die bildende Kraft zuschreibt. Mit ihrem Hauch belebte sie den Menschen; ein sinnlicher Ausdruck, anzuzeigen, daß der Mensch von einer edlern Natur, als die übrigen Thiere sind. Und nun steht der Mensch da als Meisterstück der Schöpfung, nicht durch die Hitze der Sonne gleichsam ausgebrütet, oder aus Keimen, die in der Erde lagen, allmählig entwickelt, sondern von der Gottheit selbst gebildet. Er trit als ausgebildeter Mensch auf die Welt, nicht als Kind, versehen mit vollkommenen Werkzeugen der Sinnen und der Phantasie. Er erwacht auf ein-

*) So sagt Hesiodus:

Ἥφαιςον δ' ἐκέλευσε περικλυτὸν, ὄττι ταχιςα
Γαιαν ὑδει φυρειν, ἐν δ' ἀνθρωπȣ θεμεν αὐδην.

Und Euripides in Supplicibus:

Ἐασατ' ἠδη γῃ καλυφθηναι νεκρȣς
Ὅθεν δ' ἑκαςον εἰς το σωμ' ἀφικετο,
Ενταυθ' ἀπηλθε, πνευμα μεν προς αἰθερα,
Το σωμα δ' εἰς γην· ȣ τι γαρ κεκτημεθα
Ἡμετερον αὐτο πλην ἐνοικησαι βιον·
Κἄπειτα την θρεψασαν αὐτο δει λαβειν.

einmal zum Gefühl des Lebens und zum Anblick der vorliegenden Welt. Eben hierin liegt das Eigene und das Ausserordentliche seines Zustandes. Welche Vorzüge besitzt er vor uns, die wir als Kinder geboren werden, und nie den Anblick der Welt auf einmal genießen! Bey der allmähligen Ausbildung unsrer Organen wird uns die Welt und unser eignes Daseyn zur Gewohnheit, wir sind des Eindrucks, den der Aufgang der Sonne bey dem ersten Menschen machte, gar nicht fähig, weil wir dieses große Werk der Natur schon aus Erfahrung kennen, die bey ihm erst durch die öftere Wiederholung dieses Wechsels entstand. Welcher Anblick war für ihn das erste Phänomen des Todes, die Auslöschung des Gefühls und der Bewegung, und dann die Zerstörung des hingesunkenen Cörpers, welche bange Erwartung eines ähnlichen Schicksals für ihn! Wir aber sind mit den Scenen des Todes schon zu sehr bekannt, so daß sie allen Eindruck bey uns verloren haben. Welch ein wichtiger Morgen, als der Mensch zuerst erwachte, und die ganze Natur vor sich sah, und viele tausend Dinge erblickte, die ihm noch ganz unbekannt waren! Wie oft wird er diese Morgenscene seinen Nachbarn erzählt, und diese Geschichte durch Tradition fortgepflanzt haben! Wie sehr ist daher die Entstehung des ersten Menschen von der unsrigen verschieden! Die Eindrücke, die bey ihm die Natur machte, müssen wir erst durch mühsamen Unterricht bekommen; er war nicht hülf- und wehrlos, wie wir, stand nicht in Verbindung mit seinen Eltern, sondern völlig ausgebildet mit den herrlichsten Anlagen, also vieler Ideen

fähig, die ihm die ganze Natur auf so herrliche Weise gab.

Und dies ist der einzige Ursprung des menschlichen Geschlechts, den sich die Vernunft als möglich denkt, und wie ihn uns das göttliche Buch beschreibt. Jede Geschichte der Erde und der Entstehung des Menschen, die ihn anders dichten will, ist Roman, der vielleicht die Phantasie auf einige Augenblicke angenehm beschäftiget, aber die Vernunft nie befriediget. Roußeau's Naturmensch ist unter aller Würde, und widerspricht aller Geschichte *); er ist blos Phantom seines Geistes, der aber nie seine Existenz in der Welt hatte. Wie arm an Fähigkeiten und Trieben war er, in einem Zustand, der ganz wider die menschliche Natur war, bloß zufrieden, wenn er seinen Hunger durch Eicheln stillen konnte, und der weiter in keiner Gesellschaft lebte, als es die Triebe der Natur erforderten. Daher Roußeau selbst die Hottentotten und Caraiben für ausgeartete vernünftigere Wesen hielt, als die Natur sie haben wollte. Ich vergleiche mit diesem Roman des Roußeau eine Schilderung des Seneka von dem ursprünglichen Stande der Natur, der mit reizendern Farben ausgemalt ist; er

*) Der Herr von Condamine war bey dem ersten Anblicke der amerikanischen Wilden zweifelhaft, ob er sie auch für vollkommene Menschen halten sollte; aber wie er ihre Brücken, ihre Kähne und künstlichen Waffen sah, so entdeckte er wahre Vernunft, und ließ ihrer Menschheit alle Gerechtigkeit wiederfahren.

Condamine, Relation d'un Voyage dans l' Amerique meridionale. Paris 1745. 8.

er denkt sich die ersten Menschen nicht als Kinder, die auf der untersten Stufe der Cultur stehen, sondern glaubt, daß sie, die eben aus den Händen der Gottheit kamen (a diis recentes), auch hohe Geisteskräfte gehabt hätten. Non tamen negaverim, fuisse alti spiritus viros, et, ut ita dicam, a diis recentes. Und kurz vorher beschreibt er den glücklichen Zustand: Primi mortalium, quique ex his geniti, naturam incorrupti sequebantur, eamdem habebant et ducem et legem, commissi melioris arbitrio. Terra ipsa fertilior erat illaborata, et in usus populorum non diripientium larga. Quidquid natura protulerat, id non minus invenisse, quam inventum monstrare alteri, voluptas erat: nec aut ulli superare poterat, aut deesse; inter concordes dividebatur. Nondum valentior imposuerat infirmiori manum; nondum avarus abscondendo, quod sibi jaceret, alium necessariis quoque excluserat: par erat alterius ac sui cura. Arma cessabant, incruentaeque humano sanguine manus, odium omne in feras verterant. Illi, quos aliquod nemus densum a sole protexerat, qui adversus saevitiam hiemis, aut imbris, vili receptaculo tuti sub fronde vivebant, placidas transigebant sine suspirio noctes. — Non impendebant caelata laquearia: sed in aperto jacentes sidera superlabebantur, et insigne spectaculum noctium, mundus in praeceps agebatur, silentio tantum opus ducens; tam interdiu illis, quam noctu, patebat prospectus hujus pulcherrimae domus: libebat intueri signa, ex media caeli parte vergentia,

rursus ex occulto alia surgentia. Quid ni juvaret, vagari inter tam late sparsa miracula? Non habebant domos instar urbium. Spiritus ac liber inter aperta flatus, et levis umbra rupis aut arboris, et perlucidi fontes, rivique non opere, nec fistula, nec ullo coacto itinere obsolefacti, sed sponte currentes, et prata sine arte formosa, inter haec agreste domicilium, rustica positum manu.

Seneca in epist. XC.

Drit-

Drittes Capitel.

Verschiedne Meinungen der Philosophen über die Vorsehung.

Drittes Capitel.

Ueber die Vorsehung.

Deorum providentia mundus administratur, iidemque consulunt rebus humanis, nec solum universis, verum etiam singulis.

Cicero de divinat.

Nur geringe Aufmerksamkeit, die der Mensch auf sich selbst, und die Dinge, die ihn umgeben, wandte, mußte ihn auf ein großes Wesen führen, das nicht nur Urheber dieser Dinge war, sondern alle diese Dinge auch regierte, lenkte und erhielt. Sehr viele aufgeklärte Männer des Alterthums waren von dieser Wahrheit überzeugt; besonders lehrten die Stoiker, daß nichts sey, was Gott nicht, und zwar ohne irgend eine Mühe, machen könne, und daß so wie die Glieder der Menschen ohnstreitig durch die Seele und den Willen bewegt würden; so könnte auch durch die Kraft der Götter alles gebildet, beweget und verändert werden. Die Vorsehung bilde und regiere die ganze Materie. Nur wenige Schulen leugneten das Einwirken der Gottheit auf die Erde, vorzüglich gehören hieher die Epicuräer und Pyrrhonisten.

Um aber richtige Begriffe zu bekommen, was die Alten von der Vorsehung gelehrt haben, will ich die Lehrsätze ihrer Schulen anführen. — Die ältesten

griechischen Philosophen nahmen eine Weltseele an, die durch alles verbreitet sey: bey ihnen fiel also die Vorsehung weg. Pythagoras lehrte: daß die Vorsehung für den Menschen sorge, und daß das Schicksal sowol alles, als jedes Ding insbesondere, regiere. Alles unter dem Mond wird durch vier Ursachen, durch Gott, das Schicksal, unsre Weisheit, und durchs Glück oder den Zufall regiert. Weil aber die Seele des Menschen ein abgerissener Theil der Gottheit oder des Aethers ist; so muß man annehmen, daß gewisse Dinge in der Gewalt und Klugheit des Menschen stehn, und durchs Glück regiert werden; andre Dinge aber, die zur Glückseligkeit des Menschen gehören, durch die Vorsehung oder das Schicksal gelenkt werden. So ist z. B. zu Schiffe zu gehen oder nicht, in unsrer Gewalt; aber daß bey heiterm Himmel Sturm und Ungewitter plötzlich entsteht, hängt vom Glück ab; daß ein Schiff, das beynahe untergegangen, wider Hofnung erhalten wird, dies ist ein Werk der Vorsehung oder des Schicksals. Aus diesem System entlehnte Plato vieles, etwas Aristoteles, etwas Zeno, die es aber nach ihrem Gutdünken verbesserten. Bey ihnen war mehr physische als moralische Freiheit.

Sokrates unterscheidet sich von allen Philosophen dadurch, daß er eine höchste Gottheit lehrt, die die Welt, und alles, was darinnen ist, regiert. Mit den größten Lobsprüchen erhebt er nicht allein die Gottheit, sondern auch ihre Regierung. Ihre Vorsehung erstreckt sich nicht bloß ins Allgemeine, sondern über einen jeden einzelnen Menschen. Der Mensch ist ein Liebling der Gottheit, denn ihm allein hat sie sich zu

er-

erkennen gegeben, er lebt als eine kleine Gottheit auf Erden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gottheit ihn vernachläßigen werde. Kann das cörperliche Auge schon so weit sehn, sieht die Seele noch weiter; wie weit wird denn nicht die Vorsehung sehen können, da Gott mit einem Blick alles überschauet! Er suchte seine Schüler dadurch, daß er sie auf die weise Einrichtung der Dinge in der Welt aufmerksam machte, aufs lebhafteste von der Vorsehung zu überzeugen. Hast du wol, sagt er zum Euthydemus, darüber nachgedacht, wie sorgfältig die Götter alles bereiten, was die Menschen bedürfen? Sie geben uns Licht, das wir bedürfen; wäre dies nicht, so wären wir blind, und unsre Augen würden uns nichts helfen. Da wir Ruhe bedürfen, so gaben sie uns die Nacht, als die beste Zeit zur Ruhe. Die Sonne, als hell leuchtender Cörper, bestimmt die Stunden des Tages. Da die Nacht dunkel ist, so wird sie durch die Sterne und den Mond erleuchtet. Nahrung geben uns die Götter aus der Erde, und erfreuen uns hiedurch: auch Wasser geben sie uns, wodurch die Erde fruchtbar wird, und für uns Nahrung zum Nutzen und Vergnügen hervorbringt; und je mehr wir bedürfen, desto mehr giebt sie uns. Feuer bekommen wir gegen die Kälte, und um nützliche Kunstwerke zu treiben. Die Sonne, wenn sie sich im Winter wendet, kömmt uns immer näher, und macht die Früchte reif. Käme sie uns zu nahe, so würden wir verbrennen, entfernte sie sich zu weit, so würden wir erfrieren: sie kehrt gerade an der Stelle des Himmels um, wo es uns am zuträglichsten ist. Auch würden wir die Hitze und die

Kälte nicht ertragen können, wenn sie es plötzlich thäte. Auch die Thiere werden um der Menschen willen erzeugt und ernährt. Wie nützlich sind diese nicht für die Menschen! Und die Menschen haben so verschiedene Sinne bekommen, um alles genießen zu können. Du brauchst also nicht so lange zu warten, bis du die Gestalten der Götter siehst, sondern ihre Werke sind dir hinreichend, um sie zu verehren und anzubeten. Euthydemus gestand hierauf völlig ein, daß die Götter für die Menschen sorgten. (Xenoph. Memorab. Socratis lib. IV. c. 3.) Plato sagte: die Gottheit regiert noch jetzt die Welt, die sie durch ihre Macht hervorgebracht hat. Eine Gottheit ohne Vorsehung ist ein Widerspruch; es wäre eben das, als zu glauben, daß ein Hirte seine Heerde dem Ohngefähr überlassen wollte. Die Gottheit sieht daher nicht allein alle Begebenheiten, sondern sie leitet und regiert sie auch. Keiner kann diesem allsehenden Auge der Vorsehung entgehen, ihr Blick dringt tief, selbst in die entlegensten Oerter der Erden. Die Vorsehung wacht nicht allein über große, sondern auch über kleine Dinge; so wie in einem Staat nicht wohl große Dinge regiert werden können, wenn die kleinern versäumt werden. Die Gottheit belohne nach Verdienst, so daß die Gottlosen, die wegen ihrer Ungerechtigkeit hier nicht gebüßet haben, dereinst leiden würden, weil ihre Seelen unsterblich wären. Selbst das Unglück, die Armuth, die Krankheiten, die dem guten Mann begegnen, müssen ihm doch zu einigem Guten, entweder im Leben oder im Tode, dienen. Warum sollte die Vorsehung, die alles hervorgebracht hat, es auch

nicht

nicht eben so leicht regieren können? Wir Menschen sind zu kurzsichtig, um die Rathschlüsse der Gottheit einzusehn. Wir nennen, was Vorsehung ist, bald Nothwendigkeit, bald Zufall, bald Glück. Nothwendigkeit nennen wir diejenigen Begebenheiten, die wir nicht überwinden können: Glück dasjenige, was uns unerwartet begegnet: das Wort Zufall aber gebrauchen wir bey denjenigen Dingen, deren Ursachen wir nicht erklären können. Zeno nannte die Natur in der Welt, die für alles sorgte, προνοια, diese bekümmere sich vorzüglich darum, daß die Welt geschickt sey, auszudauern, an nichts Mangel leide, und auf ihr eine vollkommene Schönheit, und überall Schmuck herrsche. Seneka trägt in seinem Buch von der Vorsehung diese Lehre sehr schön vor: Nichts ist überflüßig in der Natur, sagt er, alles geschieht in der besten Ordnung. Ein so großes Werk kann nicht ohne Regierer und Erhalter bestehn. Der Lauf der Gestirne, der Bau der Erde, alles verkündigt eine Vorsehung. Regen, Stürme und Erdbeben, Ebbe und Fluth kommen nicht von ohngefähr. Sie sorget für alles, sie schickt Unglück, blos um zu züchtigen, und die Rechtschaffenen zu üben. Gott findet Vergnügen an standhaften Fechtern; daher sollen wir mit dem Bösen kämpfen, um desto tapfrer zu werden. Es giebt keinen Zufall, kein Glück, alles geschieht nach der besten Ordnung, und daher entsteht auch die Erhaltung und das Wohl aller Menschen. Cicero rechnet es zu einem Vorzug der Römer, daß sie so viele andre Völker nicht durch List oder Künste, sondern durch Religion und durch diese Weisheit, daß alles durch

die

die unsterblichen Götter regiert würde, überwunden haben. Wer ist, sagte er, so unsinnig, daß, wenn er gen Himmel sieht, nicht merke, daß es Götter gebe, und der dies dem Ohngefähr zuschriebe, was mit so vieler Weisheit geschieht, daß kaum einer mit irgend einer Kunst der Ordnung und den Abwechslungen der Dinge nachspüren kann? oder der bey der Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes nicht einsehe, daß durch seinen Verstand dieses so große Reich der Welt entstanden, erweitert und erhalten sey?„ *) So herrlich sprach Cicero ohne von einer göttlichen Offenbarung geleitet, so weit brachte es die menschliche Vernunft ohne einen göttlichen Lehrer! Die spätern Stoiker haben die erhabensten Begriffe von der göttlichen Vorsehung; aber man könnte sie beschuldigen, diese Lehren aus dem Christenthum entlehnt zu haben. Vorzüglich schön spricht Epictet davon, wenn er sagt: man müsse erst lernen, daß ein Gott sey, und seine Vorsorge sich über alle Dinge erstrecke, und ihm nicht allein alle Handlungen, sondern auch Gedanken und Begierden offenbar wären. Auch die kleinsten Dinge versäume er nicht, Gott sey ein gerechter Richter, keinem guten Manne könne etwas Böses begegnen, er möge leben oder sterben.

So schön auch diese Philosophen von einer Vorsehung sprechen, die sich über die einzelnen Dinge erstreckt; so viele giebt es doch auf der andern Seite, die zwar eine allgemeine Vorsehung annehmen, aber eine

*) Die Hauptstelle über die Vorsehung beym Cicero steht de natura Deorum lib. II. c. 29. 30. 36.

eine besondre läugnen. Selbst Seneka *) ist sehr zweifelhaft, ob er eine besondre Vorsehung zugeben soll. Er fragt: wie soll man die Götter verehren? Die erste Verehrung ist, Götter zu glauben, zu wissen, daß sie es sind, die die Welt regieren, die alles durch ihre Kraft beherrschen, die im Allgemeinen fürs menschliche Geschlecht, bisweilen auch für einzelne Menschen, sorgen.

Die Stoiker nahmen daher ein gewisses Fatum an, das sie aber von der Nothwendigkeit unterschieden. Es geschieht, sagten sie, keine Begebenheit ohne vorhergehende Ursachen, daher ist jede Begebenheit in einem vorhergehenden Zustand der Welt gegründet; sie pflegten es eine heilige Kette, ἱερα συμπλοκη, zu nennen. Nothwendig aber nannten sie diejenige Begebenheit, die aus zwingenden Ursachen geschahe, wodurch aus Empfindung gewisser Begierden und aus diesen gewisse Handlungen hervorgebracht werden; solche nothwendige Begebenheiten gaben sie gar nicht zu. Die Ursachen, warum eine Sache geschieht, sind nicht gleich; theils werden sie von äussern Umständen so veranlasset, daß menschliche Kräfte ihnen nicht widerstehn können: theils aber sind sie so beschaffen, daß die Wirkungen nicht unwiderstehlich daraus erfolgen.

Der

*) Primus est deorum cultus, deos credere: deinde, reddere illis majestatem suam, reddere bonitatem, sine qua nulla majestas est. Scire, illos esse, qui praesident mundo, qui universa vi sua temperant, qui humani generis tutelam gerunt, interdum curiosi singulorum. — Vis deos propitiare? bonus esto. Satis illos coluit, quisquis imitatus est.

Senecae epist. 95.

Der Mensch besitzt Freiheit, er darf die Ursache aufheben, so erfolgt die Wirkung nicht. Allein auch sie hatten das Schicksal aller Philosophen, welche das Fatum von der Nothwendigkeit unterschieden. Sie verfielen auf solche Ausdrücke, woraus man auf Nothwendigkeit schließen konnte, so daß der Mensch durch seine Kräfte die Nothwendigkeit zurückzuhalten nicht im Stande sey. Darum sagt Marcus Antoninus: der Götter Werke sind voll von Vorsehung; die Dinge, welche durch das Glück geschehn, sind nicht ohne Wirkung der Natur, oder ohne Verbindung und Zusammenhang der Dinge, welche von der Vorsehung regiert werden. Daraus, sagt er, fließen alle Dinge; hiezu kömmt eine Nothwendigkeit, die von Nutzen für die ganze Welt ist, wovon du ein Theil bist: daher nahm auch Seneka eine Nothwendigkeit in allen Dingen an. Es gebe eine zusammenhängende Kette von Ursachen, zu welcher Gott die erste Ursache sey, und von welchen alle die übrigen abhängig wären. Gott habe einmal beschlossen, wie alle Dinge gehen sollten, und nun folge und gehorche er seinen eignen Entschlüssen; er habe von Ewigkeit her beschlossen, welches das beste sey, und folglich könne er seinen Entschluß nicht ändern, da er allein das beste wollen müsse. Dieser Plan bestimme alle Abwechselungen und Veränderungen der künftigen Zeiten, so daß ihn nicht einmal die Götter *), viel weniger die Menschen abändern könnten. Die Stoiker bedienten sich zum Beweis

*) Δελος Θεος ἀναγκης. Eadem necessitas et Deos alligat. Irrevocabilis divina pariter atque humana cursus vehit.

weise folgendes Gleichniß: so wie ein Hund, wenn er an einen Wagen gebunden wird, auch gezogen wird, wenn er folgen will, und freywillig folgt und thut, was er aus Nothwendigkeit thun würde: wenn er aber nicht folgen will, gezwungen wird. So geht es mit den Menschen, wenn sie nicht folgen wollen; sie werden zu dem genöthigt, was vom Schicksal bestimmt ist. Cleanthes führt einen ähnlichen Gedanken beym Epictet an *): Führe mich, o Jupiter, und du, o Schicksal, wohin ihr mich bestimmt habt. Ich will euch unermüdet folgen. Wenn ich aber nicht will, und böse bin, so werde ich nichts desto weniger folgen müssen.

Dies waren die Gedanken der Stoiker von der Vorsehung und dem Schicksal, die alles nach einem ewigen Plan der Gottheit bestimmten, und auf Causalverbindungen der Substanzen Rücksicht nahmen. Es ist wahr, die Dinge in der Welt hängen wie eine Kette zusammen, weil jede Wirkung in einer vorhergehenden Ursache liegt, und diese als Wirkung betrachtet wieder in der vorigen, so daß man zuletzt auf das erste Grundwesen zurückkömmt, das als erste Ursache

hit. Ille ipse omnium conditor ac rector scripsit quidem fata, sed sequitur. Semper paret, semel jussit.

Seneca de providentia, cap. V.

*) Ἀγȣ δε μ' ὠ Ζευ, και συγ' ἡ Πεπρωμενη,
Ὁποι πυϑ' ὑμιν ειμι διατεταγμενος.
Ὡς ἑψομαι γ' ἀοκνος, ἡν δε μη ϑελω,
Κακος γενομενος ȣ̓δεν ἡττον ἑψομαι.

Epicteti Enchiridion in fine.

Ducunt volentem fata, nolentem trahunt. Cicero.

sache aller Dinge anzusehn ist. Nach diesen einmal festgesetzten Gesetzen geschehen die Dinge in der Natur, so erfolgen Regen und Sonnenschein, Dürre, Erdbeben, Sturmwinde u. s. w. Aber bey dem Menschen findet auch freyer Wille statt, er kann wählen; und so hat zwar die Gottheit seine Handlungen von Ewigkeit gesehn, aber sie nicht bestimmt. Die Gottheit kann machen, daß er seine vorgesetzten Entschlüsse nicht ausführt. So gehört zwar alles zum Plan Gottes; allein in der moralischen Welt muß noch Freyheit übrig bleiben, weil sonst die Tugend allen ihren Werth verlieren würde.

Eben so ungewiß die Stoiker wegen einer besondern Vorsehung waren, so waren es auch die Platoniker und Eklektiker. Maximus Tyrius glaubte eine allgemeine Vorsehung. Jupiter ist nicht müßig, sagte er; denn mit ihm würde der Himmel aufhören bewegt zu werden, die Erde würde die Kraft verlieren, Pflanzen hervorzubringen, die Flüsse, zu fließen, und die Jahrszeiten, abzuwechseln. Die Parzen würden ihr Amt ferner nicht verwalten, noch die Musen singen können; die Tugend der Menschen würde aufhören, und das Leben der übrigen Thiere, und die Hervorbringung der Früchte, und das Gebäude der ganzen Welt würde zerstöret werden. Ungewiß ist es, ob er gelehrt hat, daß Gott das Ganze oder auch die einzelnen Theile regiere. Aus seiner Vergleichung, die er zwischen Gott und einem Fürsten macht, der durch seine Gesetze ganze Städte regiert, aber auf jeden einzelnen Unterthan nicht Rücksicht nimmt, sollte man schließen, daß er nur eine Vorsehung im Ganzen ge-

lehrt

lehrt habe. Wie leicht hätten diese Philosophen auf den rechten Weg kommen können, wenn sie bemerkt hätten, daß die einzelnen Theile das Ganze ausmachen, und daß ohne Erhaltung der einzelnen Theile auch das Ganze verfallen würde! Jedes auch noch so gering scheinende Ding hat seinen Einfluß ins Ganze. Eine kleine Schneeflocke in der Schweiz, die sehr gering scheint, kann oft den Untergang ganzer Dörfer veranlassen, und tausend Menschen tödten. Alle Dinge in der Welt stehen in der genauesten Verbindung, und nur die geringste andere Richtung macht eine Veränderung auf der ganzen Erde. Ich wirke auf den Sirius, sagt der verehrungswürdige Herr Consistorialrath Jacobi *), und der Sirius wirkt auf mich. Gott erhält ganze Oceane durch Erhaltung eines jeden Wassertropfen insbesondere, und erhält jeden Wassertropfen, um den ganzen Ocean erhalten zu können. Plotin irrt sich dahero, wenn er glaubt, daß Gott mehr Vorsorge für das Ganze, als für die Theile, trage. Auffallend ist es, wenn Hierocles meint, daß eine besondere Vorsehung über jeden einzelnen Menschen wache; allein bey den Thieren hält er es für hinreichend, daß ihre Arten durch die Vorsehung erhalten werden; alles, was ihnen begegnet, sey ein bloßes Ohngefähr. Er mußte also die Thiere für zu geringe halten, als daß sie in die göttliche Vorsehung könnten mit eingeschlossen werden, und bedachte nicht, daß,

*) Jacobi, J. Fr., Alles in der Natur lebt. 2te Auflage Celle 1785.

daß auch jedes einzelne Thier ein Glied in der großen Kette der Dinge mit ausmacht.

Galen, als großer Naturkündiger und Arzt, erkennet an jedem Gliede auch des kleinsten Thieres, der Fliege und der Floh, eine Vorsehung. Diese Thierchen, sagte er, sind mit so vielem Fleiß gemacht, daß er niemals genug die Kunst bewundern könnte, die sich an dem Fuß einer Fliege zeige.

Ob Aristoteles eine Vorsehung angenommen habe, läßt sich nicht bestimmen, weil er sich nicht deutlich darüber erklärt. Aus den ihm untergeschobenen Schriften hat man beweisen wollen, daß er ein verstellter Gottesleugner sey; allein dies ist er nicht. Diesen Schriften zufolge soll er die Gottheit für ein Wesen erklärt haben, das, oben am Himmel angeschlossen, ohne Wahl handle, und durch eine noch mächtigere Nothwendigkeit regiert werde. Allein in den echten Schriften sagt er hievon nichts. Er sonderte die Gottheit von der Materie ab, und hielt sie für ein ewiges, allwirkendes Wesen; allein er erklärte sich nicht deutlich, ob er den ersten Beweger für den Schöpfer der Welt hielt *), und ob er glaubte, daß die Vorsehung sich über alles erstrecke. Am besten redet er von der Vorsehung im sechsten Capitel von der Welt: Es ist eine alte Tradition bey allen Menschen, daß alles von Gott sey, und alles durch Gott bestehe; denn keine Natur sey für sich selbst hinreichend, die von dem Erhalter entfernt wäre, darum wurden auch einige von

*) Aristoteles dachte sich die Gottheit als den ersten Beweger, und daher die Kraft auch desto stärker, je näher sie dem Centro war.

von den Alten bewogen, zu sagen, daß alles voll von Gott wäre, und daß wir ihn durch die Augen, durchs Gehör, und durch alle Sinne gewahr würden. Gott sey Erhalter und Schöpfer aller Dinge in der Welt. *) Er werde durch seine Geschäfte nie wie ein Arbeiter ermüdet, und finde niemals Schwierigkeiten. Er habe deßwegen den höchsten Platz eingenommen, und halte sich oben im Himmel auf. Der Körper, der ihm am nächsten wäre, empfinde am meisten seine Macht, schwächer der folgende. Daher die Erde und die Dinge auf derselben, die am weitesten von der göttlichen Hülfe entfernt sind, schwach und veränderlich und voll Unordnung wären. Je näher oder entfernter wir von der Gottheit sind, desto mehr oder weniger empfinden wir ihre Hülfe. Am besten ist es, würdig von der Gottheit zu denken, daß sie im Himmel wohne, und alle Dinge erhalte. Was auf dem Schiff der Steuermann, auf dem Wagen der Kutscher, im Chor aber der Vorsänger, in der Stadt das Gesetz, bey einem Kriegsheer der Anführer, das ist Gott in der Welt, nur mit dem Unterschiede, daß es jenen Mühe macht, zu regieren, sie deswegen Sorge haben und veränderlich sind; Gott aber ist ohne Schmerz, frey von aller körperlichen Schwachheit,

 ihm

*) Σωτηρ μεν γαρ ὀντως ἁπαντων ἐϛι, και γεννητωρ των ὁπως δηποτε κατα τονδε τον κοσμον συντελοομενων, ὁ Θεος· οὐ μην ἀυτουργου και ἐπιπονου ζωου καματον ὑπομενων, ἀλλα δυναμει χρωμενος ἀτρυτῳ. δἰ ἡς και των πορρω δοκουντων εἰναι, περιγινεται.

Aristoteles de mundo cap. VI.

ihm macht die Regierung der Welt keine Mühe, denn er kann alles bewegen, wie er es will; dies thut er, wie das Gesetz im Staat. Er ist selbst unbeweglich und regiert alles, was zum Staat gehört; und so beträgt sich ein jeder Bürger nach diesen Gesetzen verschieden. Die Welt ist dem Staat gleich; Gott ist das Gesetz, das dauerhafter und unbeweglicher ist, als Gesetze auf Tafeln geschrieben. Er regiert und sorgt für alles im Himmel und auf der Erde, und läßt nach dem verschiednen Saamen auch verschiedne Thiere entstehn. So spricht Aristoteles von der Vorsehung, freylich nicht bestimmt genug, und so schön wie Plato, doch aber irren sich die Kirchenväter, wenn sie aus untergeschobenen Stellen des Aristoteles beweisen wollen, daß er gelehrt habe, die Vorsehung erstrecke sich nicht weiter, als bis zum Mond, so daß die Dinge unter dem Mond ohne Vernunft und bloß durch Zufall geschehen.

Wußte man manche Dinge in der Welt mit der göttlichen Vorsehung nicht zu reimen; so nahm man seine Zuflucht zu Dämonen, die an der Regierung der Welt Theil nehmen sollten. Nach dem morgenländischen System hatte Gott die Regierung der Welt den Dämonen aufgetragen, darum nahmen die Chaldäer gewisse Kräfte in der Natur an, die sie Regenten der Welt nannten. Sie stellten sich die Gestirne als Gottheiten vor, daher nennt man dies fatum astrologicum oder chaldaicum. Daß die Gestirne Einfluß auf das Schicksal haben, war die Lehre vieler alten Völker. Hermes, der Stifter der ägyptischen Philosophie, soll nach dem Stobäus gelehrt haben, daß die

die Gestirne dem Schicksal dienten, und niemand der Macht des Schicksals entgehen könnte, weil die Gestirne Waffen des Schicksals wären, welche nach ihrem Wohlgefallen alle Dinge in der Natur und unter den Menschen ausführten. *) So lehrten die alten Weltweisen der Aegyptier, daß die Sonne, der Mond und die übrigen Planeten die sublunarische Welt regierten, daß aber ihre Macht von einem ewigen göttlichen Wesen eingeschränkt, und ihre Bewegung und Wirkung von einem weisen und mächtigen Geist regiert und bestimmt werde. Denn die Aegyptier verehrten die Gestirne vorzüglich unter ihren Göttern. Osiris und Isis sollen nach ihrem System die ganze Welt regieren. Auch unter den Persern soll Zoroaster gelehrt haben, daß der Cörper der Nothwendigkeit und dem Schicksal unterworfen sey, welches eine Wirkung der sieben Planeten wäre. Schon das Fest des Mythras macht dies höchst wahrscheinlich; doch lehrte Zoroaster ein erstes ewiges Wesen, von dem alles herkömmt. Plutarch hält das Schicksal für einen nothwendigen Einfluß der Gestirne auf die menschlichen Dinge; ihm trit Sallustius bey, der behauptet: daß die körperlichen Dinge nicht allein von den Göttern, sondern auch von den göttlichen Cörpern (d. i. von den Gestirnen und Planeten) regiert werden, und daß Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück ihren Ursprung daraus haben.

Von den Morgenländern gieng diese Philosophie zu den Griechen über. Plato ordnete der höchsten

*) Jablonsky Pantheon Aegypt. l. 1. c. IV.

Gottheit Untergötter oder Dämonen unter, die er als Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen annahm; eben sie brächten die Gebete der Menschen zu Gott, und die Befehle Gottes zu den Menschen. Dies war ein Gedanke, den man ihnen leicht verzeihen kann, da die Gottheit doch immer der höchste Regent blieb. Allein seine Schüler hielten diese Dämonen nicht für Unterwesen, sondern für Mitregenten, die diese Unterwelt regierten. **Bald** verwechselte man die Vorsehung mit dem Schicksal, und ließ alles aus einer blinden Nothwendigkeit folgen, aus den alleinigen Kräften der Atomen. Die Erfinder dieses atomistischen Systems sind Leucipp, Democrit und Strato. Leucipp läßt die Welt aus der verschiednen Bewegung der Atomen entstehn. Diese Bewegung war von Ewigkeit, und war ihnen nothwendig; und so wird die Welt durch die Nothwendigkeit und das Schicksal regiert. *) **Strato** aus Lampsacus nimmt Gott das große Geschäfte ab, die Welt zu regieren. Er braucht zur Schöpfung der Welt nicht die Götter, sondern läßt die Natur alles bilden. **)

Bald folgen alle Dinge nach einander, aber die Gottheit hat den ersten Zustand angeordnet, und nun folgt alles in der Ordnung nach. Die Gottheit sahe, was

*) Cicero de fato cap. XVII.

**) Lampsacenus Strato, qui det isti Deo immunitatem magni quidem muneris. Sed cum sacerdotes Deorum vacationem habeant, quanto est aequius habere ipsos Deos! negat opera Deorum se uti ad fabricandum mundum; quaecunque sint, docet omnia esse effecta natura.

Ciceron. acad. Quaest. l. IV. sect. 121.

was aus den Thätigkeiten in der Welt entstehen würde. Die Jonischen Philosophen wollen alle in der Welt nach einander folgende Veränderungen aus einer einzigen wirkenden Ursache erklären. Hierunter verstehen Thales und Pythagoras die Gottheit, und lassen daher Freiheit und Vorsehung gelten. Chrysipp nennt das Schicksal eine geistige Kraft, welche in einer gewissen Ordnung das Ganze regiere, und dringt mit der größten Strenge auf die Grundsätze der Causalverbindung. Alles in der Welt sey eine stetige Reihe von nothwendigen Wirkungen bestimmender Ursachen (doch von der Vorsehung abhängig). Die Nachfolger des Plato dachten nicht so richtig von der Vorsehung, als ihr Lehrer, sie verwechselten Vorsehung mit Glück und Schicksal. Maximus Tyrius sagt: alles, was die Menschen sich erbitten können, kömmt entweder von der Vorsehung, oder von der Nothwendigkeit des Schicksals, oder vom Glück, oder von der Kunst her. Die Vorsehung ist eine Wirkung von Gott, das Schicksal von der Nothwendigkeit, die Kunst vom Menschen, und das Glück vom Zufall. Jedes dieser Dinge hat das menschliche Leben unter sich getheilet. Das Schicksal gleicht einem Tyrannen; es erkennt keinen Oberherrn, und wird nicht verändert, ja Gott selbst kann es nicht ändern. Das Glück ist einem müßigen Fürsten gleich, welcher weder Vernunft noch Ueberlegung braucht, sondern seinen unvernünftigen Trieben blindlings folgt. Die eklektischen Philosophen, als Plutarch, nahmen eine dreyfache Vorsehung an. Die höchste und erste Vorsehung ist der Verstand des ersten Gottes, oder vielmehr sein

wohlthätiger Wille gegen alle Dinge, nach welchen die einzelnen göttlichen Dinge am besten und schönsten geordnet sind. Die zweyte Vorsehung regiert die zweyte Classe der Götter, die sich am Himmel bewegen, wodurch die Dinge der Menschen ordentlich geschehn, und die Dauer und Wohlfahrt einzelner Dinge bewirket wird. Plutarch dachte hiebey an die Gestirne. Die dritte Vorsehung steht bey den Genien, die über die Erde gesetzt, und Beobachter und Aufseher der menschlichen Handlungen sind. Als Platoniker suchte er diese Meinung aus dem Timäus zu beweisen, ob Plato gleich selbst nie daran dachte.

Bald lehrte man völlige Zufälligkeit aller Veränderungen, dies war das System des Epicurs; alles sollte von Ungefähr entstehen, ohne allen Grund sich eräugnen. Die Atomen hätten sich zu Weltcörpern gewirbelt, wären von ihrer senkrechten Bewegung abgewichen, hätten eine Deklinations-Fähigkeit bekommen, und so wäre die Welt entstanden. Epicur suchte aus Gründen die Tempel und Altäre der Götter zu stürzen. Warum, sagte er *), sollen die Menschen

*) Quid est enim, cur Deos ab hominibus colendos dicas, cum

schen die Götter verehren, da doch die Götter die Menschen nicht nur nicht verehren, sondern sich ganz und gar um nichts bekümmern und nichts thun. Eben deswegen weil sie Götter sind, müssen sie ihr Leben in beständiger Ruhe zubringen, so daß sie sich um menschliche Angelegenheiten gar nicht bekümmern. *) Denn frey von Schmerz und Gefahr, besitzen sie selbst Güter genug, bedürfen unserer gar nicht, und finden kein Vergnügen an tugendhaften Menschen, und werden über Lasterhafte nicht aufgebracht. Diese Philosophen hielten die Regierung der Welt für beschwerlich; und weil sie sich Glückseligkeit als Ruhe dachten, so entfernten sie auch alle Geschäfte von der Gottheit, und ließen die Welt durch ihre eigne Natur sich regieren. Sie untergruben aber hiedurch zugleich alle Tugend, denn sind die Götter gleichgültig gegen Tugend

cum Dii non modo homines non colant, sed omnino nihil curent, nihil agant?

Cicero de nat. Deorum, l. I. sect. 115.

*) Omnis enim per se Divûm natura necesse 'st
Immortali aevo summa cum pace fruatur,
Semota ab nostris rebus, seiunctaque longe;
Nam privata dolore omni, privata periclis,
Ipsa suis pollens opibus, nihil indiga nostri,
Nec bene promeritis capitur, nec tangitur ira.

Lucret. de rer. natura, l. 1. v. 57 seq.

und Laster, warum soll denn der Mensch mit Aufopferung so vieler Vergnügungen die Tugend ausüben?

Lucian, dieser Schwift der Griechen, ward durch die vielen Unordnungen, die er in der Welt bemerkte, irrig, und wußte sie nicht mit der Vorsehung zu reimen. Er sahe, daß bisweilen Lasterhafte reich waren, und über die Bessern regierten, daß Kirchenschänder im Verborgenen und unbestraft blieben, und daß die, welche kein Unrecht begangen hätten, zuweilen gepeitscht und gekreuzigt wurden. Hieraus wollte er schließen, daß es keine Vorsehung gebe, weil sie es sonst nicht zulassen könnte. Allein dieser Philosoph bedachte nicht, daß es gewisse physische Uebel in der Welt giebt, denen der Mensch unterliegen muß, und daß Hoheit und Herrschaft nicht die wahre Glückseligkeit ausmachen. Erprobte und bewährte Tugend ist immer die beste, eben durch Verfolgung und Widerstand gewinnt die Tugend die größte Kraft.

Heraclit hob alle Vorsehung auf, alles geschehe durchs Schicksal; er versteht unter der allgemein wirkenden Ursache nichts als ein feuriges Principium.

Zu diesen Philosophen, die gänzlich alle Vorsehung verwerfen, kann man auch noch die Pyrrhonisten

sten rechnen. Ich will nur einen von ihnen, den Sextus Empiricus, anführen. „Wer einen Gott annimmt, sagt er, behauptet entweder, daß er für die Dinge auf Erden Sorge trage, oder nicht; sorgte er für sie, so würde kein Böses in der Welt seyn. Sagt man aber, daß er nur für einige Dinge sorgt, warum trägt er denn Vorsorge für diese, und nicht für jene? Denn entweder will und kann er für alles sorgen, oder er will, aber kann nicht, oder er kann, aber will nicht, oder er kann weder noch will er. Besäße er sowol das Vermögen, als den Willen; so würde seine Vorsorge alle Dinge umfassen; es muß ihm also an diesen beyden Eigenschaften fehlen. Fehlte es ihm an Kraft, so wäre er eingeschränkt; aber es sey ungereimt, sich einen Gott zu denken, dessen Kräfte durch irgend etwas eingeschränkt würden; fehlte es ihm an Willen, so müßte er neidisch seyn; dies aber wäre für Gott eben so unanständig: folglich trägt Gott für die Dinge auf Erden keine Vorsorge.

Obgleich einige Weltweise an einer Vorsehung zweifelten; so nahmen doch gewiß die meisten eine Vorsehung an, und diese Lehre war nicht bloß Lehre der Philosophen, sondern auch Volksglaube. War-

um zog man sonst in Griechenland und Rom die Wahrsager zu Rathe, wenn man eine wichtige Sache unternehmen wollte, wenn man nicht geglaubt hätte, daß die Götter die Welt regierten, und hiedurch zum voraus anzeigten, wie sie handeln wollten? Wozu alle Orakel, wenn die Welt durch den Zufall regiert wird, d. h. wenn es keine Vorsehung giebt? warum schlug man die Sibyllinischen Bücher nach, und hielt auf Vorbedeutungen? warum beobachtete das römische Volk so genau die Opfer, und ließ sich daraus die Zukunft weissagen, wenn es den Einfluß der Gottheit auf die Erde nicht erkannt hätte? — Sogar wilde Völker pflegen Landplagen und Unglücksfälle den Göttern zuzuschreiben; folgt hieraus nicht deutlich, daß auch diese Völker eine Regierung der Welt durch die Götter annehmen?

Viertes Capitel.

Ueber den

Ursprung des Uebels.

Viertes Capitel.

Ueber den Ursprung des Uebels.

Der menschliche Verstand fand wol nicht leicht eher eine Klippe, woran er scheiterte, als bey der Untersuchung über den Ursprung des Uebels in der Welt. Diese Frage hat von jeher die Philosophen und aufgeklärtesten Männer unter allen Nationen beschäftigt, und schon in den ältesten Zeiten hat man in Aegypten und Persien Systeme entworfen, um sich es erklären zu können, wie mit den übrigen Vollkommenheiten der Welt die Uebel bestehen könnten, und woher sie ihren Ursprung hätten? Bald nahm man eine ewige Materie an, aus welcher Gott die Welt so gut bildete, als er den Stoff dazu vor sich fand: bald verwarf man das Daseyn, wenigstens die Vorsehung Gottes; bald behauptete man ein doppeltes Grundwesen, einen guten und einen bösen Gott; bald ließ man die Welt durch einen Demiurg erschaffen werden.

Wenn Glückseligkeit der Zustand angenehmer Empfindungen ist, so bestehet das Uebel in unangenehmen Empfindungen. Physisches Uebel ist Leiden der Lebendigen, und entsteht entweder aus der Unvollkommenheit der Materie, oder aus der Endlichkeit des Willens. Es besteht in dem Mangel eines gewissen Grades der Realität und der Kraft, den ein Ding vermö-

ge seiner Natur haben könnte und sollte; kommt hiezu Unvollkommenheit des Willens, braucht ein Geist die Kräfte nicht, wozu er sie brauchen sollte, so entsteht moralisches Uebel. Alles nun in der Welt, was den Endzweck der Glückseligkeit zerstört, nennt man Uebel, es mag einzelne Geschöpfe selbst betreffen, als Gemüths-Krankheiten, Tod u. s. w., oder aufs Ganze sich erstrecken, als Pest, Orkane, Wasserfluthen, Erdbeben. Daß es wirklich Uebel in der Welt gebe, wird wol niemand leugnen, aber woher es entstanden sey, darnach fragten schon die alten Philosophen, und beantworteten diese Frage verschieden. Leicht war es, dem Heraclit und Democrit hierauf zu antworten; sie sagten: alles Uebel entsteht aus blinder Nothwendigkeit oder Zufälligkeit; es trägt also weder der Schöpfer noch der Mensch etwas dazu bey, daß etwas Uebles geschieht, es ist dies bloß Wirkung des blinden Schicksals. Die Aegyptier nahmen, um sich die Entstehung des Bösen zu erklären, zwey Grundwesen an*), und kleideten in spätern Zeiten, als die griechische Mythologie sich mit der ägyptischen Theologie vermischte, diese Lehre in der historischen Fabel vom Osiris und Typhon ein. Osiris ist der gute und Typhon der böse Gott. Typhon beseelte die Materie und brachte alles Böse in der Welt hervor; er veranlaßte die brennenden Winde über die Ebenen von Thebais, und zerstörte durch seinen Hauch ganze Caravanen, deswegen lebte er in beständigem Streit.

Ob

*) Diogenes Laertius in Prooemio Seg. 8. p. 6. δυο κατ' ἀυτȣς εἶναι ἀρχας, ἀγαθον δαιμονα και κακον.

Ob die persischen Urstifter der magischen Religion würklich zwey Grundwesen, ein böses und ein gutes, und die Gottheit des bösen Urwesens, oder auch nur dessen Ewigkeit angenommen haben, läßt sich schwer bestimmen; doch scheint Hyde in seiner Religion der Perser dieses wahrscheinlich zu machen, und beweißt, daß wirklich zu den Zeiten des Zoroaster die meisten Magier diese Meinung gehabt haben. Nach ihren Begriffen waren Oromasdes und Ahriman zwey gleich ewige Wesen; jener war die Ursache alles Guten, und dieser der Quell des Bösen. Feindseligkeit herrschte beständig unter ihnen. Der gute Gott brachte sechs Gottheiten hervor, dem der andere sogleich wieder eben so viele böse Gottheiten entgegensetzte. Oromasdes vervielfältigte sich dreymal, und brachte noch vier und zwanzig böse Götter hervor, die alle in einem Ey eingeschlossen waren. Ahriman verfehlte auch jetzt nicht, seine Macht zu zeigen, denn er stellte ihnen vier und zwanzig böse Götter entgegen, die das Ey zerbrachen: und nun sah man auf dem Erdboden Böses und Gutes mit einander vermischt. Als Zoroaster in spätern Zeiten Aenderungen in der alten persischen Religion machte, nahm er nur einen einzigen höchsten Gott, den Mithras, an, und ordnete den Oromasdes und Ahriman (das Licht und die Finsterniß) der weltschaffenden Gottheit unter, die als höhere Dämonen von dieser erschaffen wären. *) Das Licht sieht er als den Ausfluß der Gottheit, die Finster-

*) Thomas Hyde in historia religionis veter. Persarum. Cap. IX. p. 163. et Cap. XXII. p. 299.

sterniß (worunter auch oft die ewige Materie selbst verstanden wird) als ein vernunftloses, geistiges Wesen an, welches aus der von Gott belebten Materie entstanden ist. Gott verband das Licht mit der Finsterniß oder Materie freywillig, um die Welt zu schaffen, d. h. um die Materie zu bewegen und zu formen. Hiedurch ward das Uebel wirklich, welches aber so wenig der Endzweck Gottes war, als der Schatten ein Endzweck desjenigen ist, der einem Cörper eine Gestalt giebt. Mosheim denkt sich das persische Religionssystem so: es gebe ein höchstes und ewiges Wesen, das aber unbegreiflich wäre, dieses Wesen habe zwey Götter von großer Macht und Tugend aus sich hervorgebracht; das eine verbessert und verwaltet die Dinge auf der Welt, die dem menschlichen Geschlecht nützlich und nöthig sind; das andere findet Vergnügen an schädlichen und gefährlichen Dingen: diese beyden Gottheiten streiten unter sich, doch so, daß der höchste Gott immer Aufseher des Streits ist. Nach langen Jahren werde das wohlthätige Wesen den bösen Dämon tödten, und dann würde die Welt voll Ruhe und Freude seyn. Viele haben dieses bestreiten wollen, worunter vorzüglich Bayle *) durch mehrere Gründe zu behaupten sucht, daß die Perser zwey Grundwesen angenommen haben. Ob die ältern Gnostiker, die schon zu Ende des ersten Seculi, vorzüglich aber im zweyten Jahrhundert lebten, und denen Manes im dritten Jahrhundert folgte, zwey gleich ewige Grundwesen angenommen haben, läßt sich sehr bezweifeln, nachdem Beausobre in seiner Geschichte der

*) Bayle dictionnaire philosophique Article: Zoroastre.

der Manichäer bewiesen hat, daß jene morgenländische Philosophen, Basilides, Bardesanes u. s. w. welche die Gnostiker als Quellen brauchten, und von denen sie ihr System entlehnten, das böse Urwesen für keinen zweyten Gott hielten. Gott wirkte auf die todte Materie, er gab ihr eine belebende Bewegung, und nun sprang der böse Geist hervor, den sie sich als ein Ungeheuer dachten, der das Böse auf der Welt hervorbrachte. Andre dachten sich das böse Urwesen ewig existirend als eine unvernünftige Seele der Materie, und sahen die Schöpfung der Welt als eine Folge eines Streites zwischen Gott und dem bösen Urwesen an. Ein innrer Krieg, sagte Manes, erhob sich in dem Reiche der Finsterniß, die geschlagne Parthey flüchtete auf hohe Gebirge, ihre Ueberwinder verfolgten sie dahin, und hier erblickten beyde Theile zuerst das herrliche Licht des daran stoßenden Reichs. Sie wurden so begierig nach demselben, daß sie einen gemeinschaftlichen Angriff darauf zu thun beschlossen. Als sie sich deßwegen in großer Anzahl dem Lichtreiche näherten, zeugte Gott die Mutter des Lebens, von welcher wiederum der erste Mensch geboren wurde, und die Oberbefehlshaberstelle über dieses Heer erhielt. Dieser sollte nicht sowol die Feinde mit Gewalt bezwingen, als vielmehr durch List gewinnen, und ihnen eine Neigung zum Licht beybringen. Allein das Grundwesen genoß zwar mit dem Seinigen begierig von dem dargebotenen Lichtstoff, und wurde etwas besänftigt, aber es verschlang auch zugleich einen grossen Theil der aus diesem Lichte entsprossenen Seelen, die dadurch die Natur der Finsterniß bekamen; und so

so kam nun das Böse in die Welt, vorzüglich bey dem Menschen. *)

Die Brahminen der Indier leiten das Uebel in der Welt von einem Untergeist her. Bramah, der oberste Gott, Schöpfer der Welt, schuf den Sieb, den Zerstörer des Guten, von dem alles Böse in der Welt herkömmt. Die Brahminen glaubten, daß von den Dingen, die dem Menschen begegneten, nichts gut oder übel sey; es komme alles auf Verhältnisse an: so könne der Reichthum bald ein Glück, bald ein Uebel seyn, je nachdem er angewandt würde.

Fast eben dies behauptete Sallustius, ein platonischer Philosoph, wenn er sagte: „daß es kein Ding in der Welt gäbe, welches in seiner Natur übel sey; Uebel sey nur ein Mangel von einem Guten, so wie die Finsterniß nicht etwas in sich selbst, sondern nur ein Mangel am Lichte wäre. So nahmen auch einige pythagoräische Philosophen keinen Unterschied zwischen Gut und Uebel an. Dieselbigen Dinge wären für einige ein Gut, für andere aber ein Uebel; ja sogar für denselben Menschen bisweilen ein Gut, bisweilen ein Uebel. So könne Essen und Trinken für den Kranken ein Uebel, und für den Gesunden ein Gut seyn; so könne der Misbrauch dieser Dinge ein Uebel für die Unmäßigen, und ein Gutes für den Arzt seyn; der Tod sey ein Uebel für diejenigen, welche stürben; aber etwas

*) Augustin de natura boni cap. 42. Acta Archelai cap. 7. August. contra Faustum. l. II. c. 3. 4. Bayle nahm seine Zuflucht zum Manichäismo, weil das System der Vernunft zu schwach war, um die Vorsehung wegen der Zulassung des Uebels zu vertheidigen.

etwas Gutes für die, welche Gräber gruben." Man sieht bey diesen Untersuchungen mehr Schein als Wahrheit; so viel ist richtig, daß alle Unvollkommenheiten nach der weisesten Einrichtung da sind. Der Aberglaube kocht aus der Cicuta für Sokrates den Tod, ein Menschenfreund bereitet die heilsamste Arzeney daraus. Das Eisen wird in der Hand des Mörders zum Dolch, das in der Hand des Feldherrn ein Segen für die Nation ist. Die stärksten Gerüche verursachen dem Kenner angenehme Empfindungen, dem Unwissenden aber den Tod. Epicur kannte kein anderes Uebel, als den Schmerz; allein auch der Schmerz kann oft Wohlthat seyn, wenn man ihn in Absicht seiner Folgen betrachtet. Wie oft muß nicht ein krankes Glied weggeschnitten werden, damit der ganze Cörper erhalten wird! Wie nützlich sind oft unangenehme Empfindungen, damit hiedurch die angenehmen erhöhet werden!

In einigen hell denkenden Köpfen kam die Vernunft auf andre Erklärungen vom Ursprung des Uebels. Man nahm nur eine Ursache aller Dinge an. Daher sagt Plutarch im Leben des Pericles ganz deutlich, daß die Götter alles regierten, daß sie wol die Ursache des Guten, aber nicht die Quelle des Bösen wären, und Plato und Hierocles sahen die Gottheit für zu wohlthätig an, als daß sie das Böse in der Welt befördern könnte. Um aber doch die verwickelte Frage, woher ist das Uebel in der Welt, zu beantworten; so suchte man die Quellen dazu in der Materie und im Cörper. So hielt Pythagoras Gott für die Ursache des Guten, die Materie aber für die Quelle des Bösen. Gott habe die Materie zwar in

Ordnung gebracht und verbessert, aber doch nicht alle ihre Fehler gänzlich ausgerottet, damit sie ihre Natur nicht ganz verlöre. Daher hielt man die Uebel in der Welt für nothwendige Beschaffenheiten bey dem Bau der Welt, die zur Vollkommenheit des Ganzen da seyn müßten, weil sonst nothwendig ein Theil des Ganzen leiden würde? Pythagoras und Sokrates riethen, sich so bald als möglich von der Materie und dem Cörper zu trennen, und die Seele zu gewöhnen, sich aus dem Cörper zu sammlen. *) Plato wußte das Böse in der Welt sehr gut dadurch zu erklären, daß er zwey Seelen ψυχη λογικη und ἀισθητικη annahm; die eine ist Quelle alles Guten und Schönen; die andere Quelle des Bösen. Ueberhaupt ist die Lehre des Plato vom Ursprunge des Bösen mit Leibnizens Hypothese von der besten Welt beynahe einerley, wenn man nur statt der leibnizischen Schöpfung aus Nichts die platonische Erbauung der Welt aus vorhandener Materie annimmt. Ich will jetzt ihre beyden Systeme kurz mit einander vergleichen. Plato sagte: Gott, als das mächtigste und gütigste Wesen, theilte der unordentlichen rohen Materie alle Vollkommenheit mit, deren sie fähig war: die Welt wurde die beste der Wirkungen, wie Gott die beste der Ursachen war. Er schloß aus der höchsten Macht und Güte Gottes auf die Nothwendigkeit der nur möglichen größten Vollkommenheit des Weltgebäudes: und behauptete, daß das, was wir Uebel nennen, entweder aus unüberwind-

*) Το χωριζειν ὡς μαλιςα ἀπο του σωματος την ψυχην και ἐθισαι ἀυτην, καθ᾽ ἀυτην παντaχοθεν ἐκ του σωματος συναγειρεσθαι τε και ἀθροιζεσθαι.

windlichen Unvollkommenheiten der Materie, oder aus einer nicht ganz zu hebenden Widerspänstigkeit eines ewigen unvernünftigen Principiums herrühre. An den Fehlern der Welt ist weder Mangel der Macht, noch des guten Willens ihres Schöpfers schuld. Fast eben so sprach Leibniz. Er hielt Gott für das weiseste und mächtigste Wesen, und die Welt für die beste unter allen möglichen. Eben daß sie noch ist und fortdauert, ist Beweis, daß sie die beste seyn muß; denn wäre eine bessere möglich gewesen, so hätte Gott diese bessere durch seine Weisheit erkannt, vermöge seiner Güte gewählt, und durch seine Macht hervorgebracht. Zwar enthielt diese beste Welt noch immer endliche, eingeschränkte Wesen, die wegen ihrer Eingeschränktheit leiden, das Gute mit dem Bösen vertauschen und das Wahre mit dem Falschen verwechseln. Diese von den erschaffenen Wesen unzertrennliche Endlichkeit zog denn viele physische und moralische Uebel nach sich; allein demohngeachtet mußte Gott diese Welt erschaffen, weil die beste Welt ohne diese Uebel ihr Daseyn nicht erhalten konnte. So sprachen Plato und Leibniz vom Ursprunge des Bösen, und ihre Folgerungen waren die nemlichen, nur daß Plato durch die Behauptung einer ewigen Materie noch den Vortheil über Leibniz erhielt, daß er seinen Gott bey dem Bösen in der Welt noch unschuldiger machte, indem er lehrte, daß Gott nicht das Böse erschaffen, sondern nur zugelassen habe. Leibnizens Gott schuf das Böse selbst, der Gott des Plato hingegen vervollkommnete nur die Natur der Dinge, und ließ ihnen die Mängel, die von ihrer Natur nicht zu trennen waren. Aristoteles und die

Stoiker hielten auch den Cörper für ein Gefängniß der Seele, und riethen demjenigen, dem es nicht mehr gefiele, aus der Welt hinaus zu gehn. Viele christliche Secten, als Gnostiker, Valentinianer und Manichäer erklärten auch die Materie für böse. Jamblich hielt es für eben so ungereimt, zu sagen, die Ursache des Uebels läge in der Gottheit; als wenn einer, der einen schwachen Cörper hätte, und die Wärme der Sonne nicht ertragen könnte, die Sonne beschuldigen wollte, sie sey zur Gesundheit und zum Leben unnütz. Man sann also auf eine neue Theorie, und schrieb das Böse in der Welt den Untergottheiten oder Dämonen zu. Die neuern platonischen Philosophen wünschten gerne die Materie als Quelle alles Bösen anzusehn; allein, weil sie alles aus Gott hervorgehn ließen, so konnten sie nicht, wie Plato, das Uebel in der Welt aus der unüberwindlichen Bösartigkeit eines von der Materie unzertrennlichen vernunftlosen Wesens ableiten. Daher erklärten sie das physische Uebel aus den Wirkungen böser Dämonen, und die vielen unverdienten Leiden der Tugendhaften aus den Vergehungen eines ehemaligen Lebens, weil sie nemlich als Pythagoräer eine Seelenwanderung annahmen. Sie setzten die Verdorbenheit der Materie bloß in einer Beraubung und Abwesenheit des Guten, und sagten: die Gottheit habe um mehrerer Mannigfaltigkeit willen auch unvollkommene Geschöpfe hervorgebracht.

Konnte man sich es auch enträtzeln, woher das physische Uebel in der Welt war; so wußte die schwache

che Vernunft es doch nicht, woher der Mensch einen grössern Hang zum Bösen als zum Guten hätte. Dies Verderben und diese Geneigtheit zum Bösen lehrt die tägliche Erfahrung und die Geschichte. Welcher schändliche Aberglaube herrschte in der alten Welt, welche Verdorbenheit der Sitten! Daher theilten sich die Philosophen in zwey Classen, einige glaubten, der Mensch wäre gut geboren; andre aber, unsre Natur sey verdorben. Cicero sagt: *) die Natur giebt uns zwar ein geringes Feuer, das wir aber durch schlechte Sitten und verkehrte Meinungen so auslöschen, daß man das Licht der Natur nirgends sehen kann. In unsrer Seele ist zwar der angeborne Same zur Tugend, wenn dieser aufwachsen dürfte, so würde uns die Natur selbst zu einem glücklichen Leben führen; nun aber sobald wir geboren werden, so sind wir sogleich mit aller Lasterhaftigkeit und verdorbenen Meinungen umgeben, so daß wir beynahe mit der Mut-

*) *Cicero de amicitia.* Multis signis natura declarat, quid velit: — obsurdescimus tamen, nescio, quomodo, nec audimus. *Idem Quaest. Tusc.* l. 3, 1. Natura parvulos nobis dedit igniculos, quos celeriter malis moribus opinionibusque depravatis sic restinguimus, ut nusquam naturae lumen appareat. Simulac editi in lucem et suscepti sumus, in omni continuo pravitate et in summa opinionum perversitate versamur: ut paene cum lacte nutricis errorem suxisse videamur. Cum vero parentibus redditi, deinde magistris traditi sumus, tum ita variis imbuimur erroribus, ut vanitati veritas, et opinioni confirmatae natura ipsa cedat. Accedunt etiam poetae — cum vero accedit eodem quasi maximus quidam magister, populus atque omnis undique ad vitia consentiens multitudo, tum plane inficimur opinionum pravitate a naturaque desciscimus.

termilch den Irrthum einzusaugen scheinen. Wenn wir aber den Eltern wiedergegeben und der Aufsicht der Lehrer anvertrauet werden; so bekommen wir so verschiedne Irrthümer, daß die Wahrheit dem Irrthum, und die Natur den festgefaßten Meinungen weichen muß.„ Der bösen Erziehung und den schlechten Beyspielen wird also alles in der Welt zugeschrieben. Diesen Satz haben auch neuere Philosophen angenommen, die die Verdorbenheit der menschlichen Natur läugnen wollen.

Auf der Erde ist nichts als eine Mischung von Bösen und Guten *), allein auf solche Art, daß das Gute vom Himmel herunterkömmt, und das Böse von einer Verdorbenheit geboren wird, die der Erde natürlich ist, und die zwey Arten betrift, davon die eine in den Eigenschaften der Materie, und die andere in der Freyheit der Seele besteht. **) Die Materie wird von einem guten Werkmeister beobachtet. Alle Schönheiten, die sie erlangt, müssen der Kunst zugeeignet werden; wenn es aber Werke auf der Erde giebt, die nicht so sind, wie sie seyn sollten, so muß man diese Unregelmäßigkeit der Kunst nicht beymessen, denn die Absicht des Werkmeisters entfernt sich eben so wenig von der Kunst, als die Absicht des Gesetzgebers von der Gerechtigkeit, und man muß sich erinnern, daß der

*) Maximus Tyrus dissert. 25. τȣ Θεου τα αγαθα ποιȣντος, ποθεν τα κακα.

**) Ἡ τα μεν ἀγαθα, ἐπιῤῥυτα ἐκ της ἑτερας· τα δε κακα, ἐξ αὐτοφυȣς μοχθηριας ἀνισαται. διττη δε αὐτη, ἡ μεν ὑλης παθος, ἡ δε, ψυχης ἐξȣσια.

der göttliche Verstand weit glücklicher ist, den Endzweck zu erreichen, als die menschliche Kunst. In der Mechanik giebt es Dinge, die der Hauptgegenstand der Kunst sind, und Dinge, die von sich selbst aus dem Werke folgen, die nicht Wirkungen der Kunst sind, sondern die von der Modification der Materie abhängen, z. B. die Funken, die hier und dort fliegen, wenn man auf einem Amboß ein Stück glühend Eisen schmiedet. Sie kommen nicht dahin, wohin der Schmid es will; sie sind zufällige Folgen, die aus den Handlungen entspringen, und die blos in den Eigenschaften des Feuers liegen. So sind auch die Uebel auf der Erde nicht das Werk des göttlichen Künstlers. Der Baumeister dachte zuerst und vorzüglich auf den Bau der Welt; aber es trug sich zu, daß diese Uebel nothwendig aus seiner Arbeit flossen. Der Werkmeister giebt den Uebeln, worüber wir uns beklagen, und die wir Ruin und Verheerung nennen, den Namen der Erhaltung der Welt. Der Baumeister setzt sich die Erhaltung des Ganzen vor, und dieserwegen müssen einzelne Theile leiden. Durch Pest, Erdbeben, Ueberschwemmung wiederfährt nur einigen Theilen des Ganzen Uebel, sie dienen zur Erhaltung der übrigen Theile. Denn wie Heraclit sagt, so leben diese von dem Tod jener, und jene sterben von dem Leben dieser. Der Tod der Erde erzeugt das Feuer, der Tod des Feuers erzeugt die Luft, der Tod der Luft das Wasser, und das Wasser die Erde. So erklärte sich dieser platonische Philosoph das physische Uebel. — Von dem moralischen Uebel aber sagte er, daß die Macht der Seele davon Mutter und Ernährerin wäre,

und

und da eine Erde ward und Geschöpfe auf derselben lebten, so hätten die Uebel vom Himmel verbannt hierauf wohnen müssen. Die Menschen wären zwar niedriger als die Götter, aber ihre Niedrigkeit bestehe nicht im Tode, denn dieser sey Anfang des unsterblichen Lebens, sondern daß Gott, um sie unter die göttliche Natur zu erniedrigen, es folgendermaßen eingerichtet: Gott setzt die Seele über den sterblichen Leib, wie den Kutscher über den Wagen; er giebt ihr Lenkseile in die Hände, und überläßt es ihr selbst, zu fahren, wohin sie will. Sie kann diesen Wagen nach den Regeln der Kunst, oder ihnen entgegen, lenken. Sie leitet ihn und hält die wüthenden Pferde auf; aber diese wissen die Regeln nicht, und wenden sich bald nach dieser, bald nach jener Seite; einige gegen die Unmäßigkeit, andere gegen die Unbesonnenheit und Wuth, noch andere sind faul und träge: der Wagen, der hin und her schwankt, setzt den Kutscher in Verlegenheit. Dieser läßt sich überwinden, und den Wagen laufen, wohin ihn die Pferde ziehn. Er stürzt sich in Schwelgerey und Unzucht, wenn sich das stärkste Pferd nach dieser Seite wendet. So erklärt sich dieser platonische Philosoph den Ursprung des Uebels, verkleinert aber hiedurch sehr die Begriffe von der Gottheit, die nicht Macht genug besitzt, das Uebel einzuschränken, und es so zu leiten, daß der Mensch davon nicht überwunden wird. Epikur, der sich das Böse nicht zu erklären wußte, läugnete deswegen lieber die Gottheit, und ließ alles durch Atomen entstehn. Er sagte: die Gottheit will entweder das Böse aufheben, oder sie kann es nicht, oder sie kann es,

und will es nicht. Wenn sie es will, und nicht kann, so ist sie schwach; dies findet bey Gott nicht statt. Wenn sie es kann, und nicht will, so ist sie neidisch; auch dies kann die Gottheit nicht seyn. Wenn sie weder will noch kann, so ist sie sowohl schwach als neidisch; folglich ist kein Gott. Allein Epikur dachte nicht an einen andern Fall. Die Gottheit darf es nach ihrer Weisheit nicht hindern, es würde ihr unanständig gewesen seyn, das Böse in dieser Welt zu hindern, weil es mit der gegenwärtig vorhandenen Welt so genau verbunden war, daß es von derselben nicht getrennt werden konnte. Diese Welt war die allerbeste Ordnung, die schönste Reihe möglicher Dinge, die Gott nach seinem unendlichen Verstande nur dieser Welt anpassend ersinnen konnte. Hätte er diese Einrichtung nicht jeder andern vorgezogen, so würde er wider seine eigne Weisheit und Güte gehandelt haben. Jene großen Berge, Wälder, Sümpfe ließen den Epikur daran zweifeln, daß sie das Werk des weisesten Baumeisters wären. Sollten wol, sagte er, einige Gegenden von beständiger Kälte erstarren, und andere wegen zu starker Hitze schmachten? könnte es wol Dornen und Diesteln und Wälder geben? woher das große Heer von Krankheiten und Leichen, wenn Gott Baumeister der Welt wäre? müßte da nicht alles weise eingerichtet und schön seyn? *)

Her-

*) Quod si jam rerum ignorem Primordia quae sint,
Hoc tamen ex ipsis Coeli rationibus ausim
Confirmare, aliisque ex rebus reddere multis,
Nequaquam nobis divinitus esse paratam
Naturam rerum, tanta stat praedita culpa. seq.

Lucretius de rerum natura, l. V. 196.

Hermogenes, ein Philosoph des zweyten Jahrhunderts, hielt die Materie für sich selbst für etwas Böses. Tertullian *) erklärt seine Meinung so: Entweder hat Gott aus sich selbst, oder aus Nichts, oder aus Etwas alles gemacht: beydes erstere ist nicht möglich, folglich nur das letztere, und dies Etwas war die Materie. Aus sich selbst konnte er es nicht machen, denn sonst wären es Theile von ihm selbst gewesen: sollte er es aus Materie gemacht haben, so würde er sie völlig gut, ohne alles Böse, erschaffen haben; allein die Materie ist der Sitz des Bösen, folglich muß sie ohne Zuthun Gottes von und durch sich selbst schon da gewesen seyn. Wie sinnreich ist nicht immer die menschliche Vernunft gewesen, um sich durch verschiedene Systeme den Ursprung des Bösen in der Welt zu erklären, ehe sie darauf dachte, die Welt selbst erst recht kennen zu lernen! Wie eingeschränkt ist nicht unser Verstand, wie unvollkommen sind unsre Einsichten! Und wir wollen die Anlage der ganzen Welt beurtheilen?

Man! foolish Man!
Scarce know 'st thou, how thyself began;
Scarce hast thou Thought enough, to prove Thou art;
Yet steel'd with study'd Boldness, thou dar'st try
To send thy doubting Reason's dazled Eye
Trough the mysterious Gulph of vast Immensity.
Vain Wretch! suppress thy knowing Pride;
Mortifie thy learned Lust;
Vain are thy Thoughts, while thou thyself art Dust.

Prior's Poems on several Occasions.

Die

*) Tertullianus adversus Hermogenem, cap. 2.

Die größten Philosophen des Alterthums, selbst unter Griechen und Römern, scheiterten an dieser Klippe, und fielen in wahre Ungereimtheiten, indem sie Schwierigkeiten ausweichen wollten. So schwach nun die Vernunft war, wenn sie sich den Ursprung des Uebels erklären wollte, und in so verschiedene Labyrinthe sie gerieth, und Systeme erdachte, die immer noch viele Zweifel zurückließen, so sehr zeichnet sich auch hier die Offenbarung aus. Sie erklärt den Ursprung des Bösen aus dem Genuß einer giftigen Frucht von dem ersten Menschen, die ihre Kräfte schwächte, und böse Neigungen erregte. Augustin gieng zuweit, wenn er hieraus alles Uebel in der Welt für Sünde oder Strafe der Sünde hielt. Die Gottheit, sagt er, war Schöpferin einer vollkommenen Welt, auf dem Erdboden war ein beständiger Frühling, es entstand der Sündenfall, nun erschlafften alle Elemente, es entstanden Verirrungen, und hieraus feuerspeyende Berge, Seen, Stürme, Donner, und ein Gift floß in alle Adern der Gewächse: also ist alles Uebel eine Folge der Sünde. Leibniz lößte dies wichtige Problem auf, und sagte: Gott läßt Uebel nur zu, insofern daraus größere Glückseligkeit als Unglückseligkeit entsteht; alles Uebel ist nicht Realität, sondern blos Privation. Gott dachte sich alle mögliche Welten, und wählte die allervollkommenste. Lauter Vollkommenheiten sind nicht möglich, so wenig man die Zerbrechlichkeit des Glases von seinen Eigenschaften trennen kann. So trug er in seiner Theodicee die Lehre von der besten Welt vor, erklärte den Ursprung des Uebels, und rettete dadurch die göttliche Vorsehung.

Kei-

Keiner trägt richtiger und in erhabenerem Fluge diese Lehre vor, als der unsterbliche Haller in seinem Gedichte von dem Ursprunge des Menschen. Pope hingegen scheint in seinem Versuche vom Menschen etwas von der Richtigkeit aufzuopfern, um nur sinnreich und witzig zu seyn. Du mußt, o Mensch, sagt er, einzelne Leiden erfahren; dies ist eben so nothwendig, als der Genuß der Gesundheit ohne Krankheit nicht möglich ist. Wenn die Bewohner des Orion glücklich seyn sollen, so müssen hier Leiden entstehn. Sollten diese Uebel in der Welt nicht entstehn, so müßte die Welt ein beständiger Schauplatz von Wundern seyn.

So erleuchtet also auch bey dieser Untersuchung die Fackel der Offenbarung das Auge der Vernunft!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindemann, Johann Gottlieb

Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Roheit und Cultur, von Gott, Religion und Priesterthum nebst einer besondern Religionsgeschichte der Aegypter, Perser, Chaldäer, Chinesen, Indianer, Phö nicier, Griechen und Römer etc. wie auch von der Religion der wilden Vö
Bd.: 4

Stendal (1787)

H.g.hum. 143-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435431-0
VD18 1199973X-001